Erzählungen

und

Gedichte

von

Ulrich von Destouches.

Erstes Bändchen:

Erzählungen.

München 1839.

Verlag der k. Hofbuchhandlung von Ph. J. Bayer.
Druck der k. Hofbuchdruckerey von Jos. Rösl.

Erzählungen

und

Gedichte

von

Ulrich von Destouches.

Erstes Bändchen:

Erzählungen.

München 1839.
Verlag der königl. Hofbuchhandlung von Phil. Jakob Bayer.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An den Leser.

Lege das Buch aus der Hand, o freundlicher Leser!
Suchst Du die Muse im festlich' olympischen Kleide,
Hoch in dem Aether der Himmel, mit goldenen Worten.
Suchest Du aber die Sprache des Herzens, die einfach
Kömmt aus des Sängers Gemüthe — behalte es bey!
Kann Dich die schüchterne Muse auch nimmer begeistern,
Wird sie doch rühren Dein Herz, Du wirst sie verstehen und lieben! —

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Der Findling und die Kaiser-
tochter.

1.

Der Jüngling und die Müllers-tochter.

Der Findling und die Kaiserstochter.

1.

„Ich glaube Kurt, du wirst die Nacht wenig schlafen, und wir werden noch eine Bescherung bekommen, bevor der Morgen anbricht," sprach des Köhlers Weib und schloß die Läden der armseligen Hütte fester, denn es hauste der Sturm gewaltig; die hohen Eichen und Fichten rauschten und der Regen goß in Strömen. „Fühlst du dich Irmgard?" fragte besorgt der Köhler und sah mit bekümmerndem Blick dem treuen Weibe in die freundlichen Augen. „O ich verfluche mein Geschick, rief er nach einer kurzen Pause, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, „ich verfluche den, der es mir bereitet, der mich hier in diese düstere Wälder bannte, der mir's unmöglich macht, deine Tage, Irmgard, zu erheitern; ich verfluche ihn dreyfach, wie er mich verflucht und geächtet." „Laß Gott die Vergeltung über, erwiederte bittend das treue Weib, das Bewußtseyn deiner Unschuld soll dich aufrecht halten in unserm

Schicksal. Ich theile es mit dir, und Gott wird mir in dieser Nacht eine glückliche Stunde schenken, daß ich dir ein Wesen gebäre, welches einst die Furchen auf deiner Stirne glätten wird." Das Auge des Köhlers wurde feucht, er umschlang sein Weib mit kräftigem Arm und schwieg. —

Indessen hauste das Wetter ungestüm fort, einzelne Blitze erleuchteten die tiefen Thalgründe des Waldes und der Wind rüttelte Thüren und Fenster und pfiff durch den Kamin der Hütte, daß er die knisternde Flamme zu tödten schien. — Besorgt um den Zustand des geliebten Weibes, wollte Kurt hinaus in die Nacht, um in einer der zunächst liegenden Waldhütten die Weiber zu wecken, damit sie Irmgard beystehen möchten in der schweren Stunde. Doch sie ließ es nicht zu, und meinte, sie fühle Kraft in sich, auch ohne weiblichen Beistand ihr Kind zu gebären. — Und wirklich so war es auch, denn ehe noch zwey Stunden verfloßen, war sie von einem gesunden Knäblein genesen, das der glückliche Vater, all' sein jammervolles Elend vergessend, an sein Herz drückte und laut dem Allmächtigen dankte. „Sey du mein Rächer, Knabe! rief er, und hob das Kind hoch empor, dir sey es vorbehalten, den Stamm deiner Väter wieder aus der Nacht der Vergessenheit zu erheben und den ritterlichen Ruhm deiner Vorfahren der Nachwelt zu bewahren. Sey du mein Rächer, Knabe, an ihm, der mich um all' mein irdisches Glück gebracht — und bist du es einst — so sey dreyfach gepriesen die Stunde deiner Geburt!" —

Schwach und stille lag die Mutter, verlangend nach dem heißgeliebten Kinde. Kurt legte es in ihre Arme und betete leise — da tönte durch Wind und Wetter ein Hüfthorn und immer näher drang der klagende Ruf in das Ohr des lauschenden Köhlers. „Gewiß ein Verirrter!" sprach dieser still vor sich hin, und öffnete den Laden. Noch wüthete der Sturm, und als der Mond einen Augenblick durch zerrissene Wolken herabschaute und das schauerliche Dunkel des dichten Hochwaldes erleuchtete, erblickte Kurt einen Ritter, der sein mattes Roß am Zügel nachführte und auf die stille Waldhütte zuschritt. Kurt ging, um den Wanderer, der auch schon an der niedern Thüre pochte, einzulassen. „Gelobt sey Gott, sprach der Rittersmann, und schüttelte das Regenwasser, das sich in den Falten seines Kollers gesammelt hatte, ab, „gelobt sey Gott, daß ich Schutz finde vor diesem Unwetter. Gebt mir Einlaß, ehrlicher Mann, versorgt mein Roß, daß es verschnauben kann, und gönnt mir Obdach in eurer stillen Hütte." — Kurt hatte brennendes Reisholz herbeigebracht und leuchtete so dem Ritter, daß er sein Roß in einer, der dem Hause zunächststehenden Köhlerhütten unterbringen konnte. — Als das todtmüde Thier versorgt war, traten die Männer in die Wohnstube.

Die Stimme des fremden Gastes kam dem Köhler bekannt vor; als er der Lampe frische Nahrung gegeben, betrachtete er näher die Züge des Ritters — und seine Seele erbebte — er erkannte in ihm seinen Todfeind — der ihn geächtet — der ihn ins Elend gestoßen

— er erkannte den Kaiser. — Und er war es auch — Kaiser Konrad, genannt der Salische. — Auf einer Jagd, in hitziger Verfolgung eines edlen Wildes von seinem Gefolge abgekommen, gelang es dem kühnen Jäger nicht, den Rückweg zu finden, und so irrte er lange in dem dichtem Gestrippe des unermeßlichen Forstes umher, bis Wetter und Nacht ihn überfielen. Endlich schimmerte ihm ein Licht entgegen aus dem weiten Dunkel der Ferne; er eilte dahin und so trat er in die Wohnung Kurt's, den er, da Kummer und Elend seine Züge verändert, nicht mehr erkannte. —

2.

Kurt, Graf und Herr zu Hohburg, war des Kaisers treuester Vasall, ja er war noch mehr, er war ihm Freund und Waffengefährte, er folgte dem Kaiser auf seinen Heereszügen, er theilte jedliche Gefahr mit seinem Herrn. — Konrad selbst hielt gar viel auf ihn und mit neidischen Blicken sahen die übrigen Herren und Grafen in des Kaisers Umgebung die besondere Zuneigung des kaiserlichrn Herrn zu dem Hohburger. Wie Neid und Verläumdung überall noch in der Welt sich mengen zwischen Männerwort und Rechtlichkeit, so geschah auch hier, und dem Kaiser wurden über den Hohburger so viele, für selben ungünstige Berichte, daß er bedeutend in seiner Gunst zu sinken anfing. Kurt mochte wohl diese auffallende Veränderung des Kaisers bemerkt haben,

denn er zog sich, damals noch unbeweibt, auf seine einsame Burg zurück und lebte still für sich und für das edle Waidwerk, das er mit der ganzen Macht seiner kräftigen Seele liebte. Allein auch hier hörten seine Feinde nicht auf, ihn zu verfolgen und benützten jede Gelegenheit, ihn bey dem Kaiser noch mehr zu verdächtigen. So geschah es, daß der Hohburger um ein armes aber edles Fräulein freite, auf welches zum Unglücke der Kaiser selbst, damals noch im rüstigen Alter, sein lüsternes Auge geworfen hatte. Zu dem, von seinen Höflingen genährtem Haß gegen Kurt, gesellte sich nun auch der Teufel der Eifersucht und willig leihte der Kaiser sein Ohr allen dem, was ihm zum Nachtheil des Hohburgers gar fleißig gemeldet wurde. Als nun endlich die wirkliche Vermählung desselben mit der schönen Irmgard am Hoflager des Kaisers bekannt wurde, entflammte dieser Haß mit doppelter Kraft und Konrad beschloß, den Verräther, für den er ihn hielt, zu verderben. —

Mittel fanden sich leicht zum Zwecke, man beschuldigte ihn, dem Kaiser nach dem Leben zu streben und eines Verbündnisses mit dem König der Böhmen. Der Tod des Hohburgers war beschlossen und schon der Tag bestimmt, an welchem eine Schaar Reisige nach der Veste Hohburg abziehen und den Grafen, wohl verwahrt, vor den Richterstuhl seiner bestochenen Ankläger bringen sollte. — Im offenen Kampfe sich zu vertheidigen, wäre Thorheit gewesen, denn seine wenigen Knappen reichten kaum hin, den nöthigen Dienst in der Burg zu verrichten. Kurt glaubte die Gefahr entfernter, als sie es

wirklich war; noch hatte er nicht alle Vorkehrungen zu einer Flucht getroffen, ja selbst dem Entschluße nicht entsagen können, sich, im Bewußtseyn seiner Unschuld, vor den Stuhl seiner Richter zu stellen; allein seine junge Gattin, von einer bangen Ahnung befallen, bat und beschwor den furchtlosen Gatten, dieß zu unterlassen, indem sie voraus sah, daß er gewiß unterliegen und sie unaussprechlich elend gemacht würde. —

Es war ein trüber Herbstabend — Nebel lag auf der Flur und senkte sich immer mehr auf das Thal hernieder so, daß der Thurmwart von der Zinne herab kaum die nächst gelegenen Fichten und Eschen erblicken konnte. Im stillen Gemache saß der Graf mit seinem jungen Weibe und besprach sich von der nächsten Zukunft, von den Nachrichten, welche vertraute Freunde ihnen heimlich zukommen ließen, und welche ihnen die Gefahr immer deutlicher zeigten. „Sieh meine Irmgard, sprach tief auffseufzend der edle Kurt, sieh meine Irmgard, wie trübe mich die Bilder meiner Ahnen von der getäfelten Wand hier anschauen. — Es ist mir, als wiesen auch sie mich aus der Burg meiner Väter, da sie mir gegen meine Feinde keine Sicherheit mehr gewähren kann, und schier glaube ich, daß bald das Gewitter über diese Thürme zusammenziehen wird, welches die Stammburg meines Geschlechtes mit mir, dem letzten desselben, und all' den metallenen Särgen meiner Ahnen bis auf den Grund zerstören wird!" — „So laß uns fliehen, ehe dies geschehen kann, erwiederte Irmgard bange — laß uns fliehen mein Gatte — und

in fernem Lande Schutz finden vor deines kaiserlichen Gegners unverschuldetem Zorn!" — Irmgard hatte kaum ausgesprochen, als der Thürmer in sein Horn stieß. Rasch sprang Kurt vom Stuhle und griff nach dem Schwerte, denn zu dieser ungewöhnlichen Stunde konnten sich nur außerordentliche Gäste dem einsamen Felsenschloß nahen. — Bleich und zitternd stürzte der alte Berthold, des Hohburgers treuer Schloßvogt, in das Gemach. „Herr, rief er, sie sind da! Gegen hundert wohl gepanzerte Lanzenknechte stehen mit ihrem Führer an dem Abhang der Veste, sie verlangen Einlaß — und die Person des Grafen Kurt von Hohburg im Namen des Kaisers und des Reichs."

Die Knappen der Burg drängten sich um ihren Herrn, bereit, für ihn zu fechten und zu sterben. Kurt selbst bestieg die Mauer und rief dem kaiserlichen Häuflein zu, daß er nicht gesonnen sey, sich seinen Richtern, welche auch zugleich seine Feinde seyen, zu ergeben, sondern, daß er seine Unschuld unmittelbar dem Kaiser selbst darthun und — wird ihm sicheres Geleit auf Kaiserwort und Ehre zugesagt, sich noch vor Weihnachten an dem Hoflager des Kaisers stellen würde. Allein unbeachtet blieb diese Anrede; die Söldlinge, sich stützend auf den erhaltenen Befehl, fingen an, die Burg zu stürmen, warfen Pechkränze in die nieder gelegenen Stallungen und bald loderte das Feuer überall auf und erleuchtete schauerlich die dunkle waldigte Gegend. Schon waren die meisten Knappen des Hohburgers gefallen, schon drangen die kaiserlichen Lanzenknechte in den ersten

Hofraum der Burg. Da stürzte Irmgard über Schutt und Gebälke zu dem kämpfenden Gatten und beschwor ihn bei allem, was seiner Ehre und seinem Herzen theuer ist, jetzt, noch im letzten und entscheidenden Augenblick durch den unterirdischen Gang, wie jede Veste in jener Zeit welchen hatte, zu entfliehen. Das Flehen des in den Tod geängstigten geliebten Weibes, die Ueberzeugung, daß keine Rettung möglich, die Sorge um Irmgards Leben, trieben den Hohburger zurück aus dem Gefechte. Irmgard hatte ein Käſtchen mit Geschmeide und Edelgestein zu sich genommen und während noch der treue Berthold gegen die eindringende Schaar kämpfte, eilte Kurt mit seinem zitternden Weibe durch die Verließe der Burg, um in weiter Entfernung ins Freie zu kommen. Der alte Berthold fiel, ein Opfer seiner Treue. In der Eile der Flucht verlor Irmgard das Kästchen mit all' seinem Inhalt, und Kurt trat, sein ohnmächtiges todtbleiches Weib im Arme, als Bettler, in dem dichten Walde, weit entfernt von seiner Burg, ins Freye. —

Nach langem Herumirren fand er eine Quelle, um seinen und seines Weibes brennenden fieberhaften Durst zu stillen. Bettelnd durchirrte er die Gegend und gelang, ohne in die Hände seiner Peiniger zu kommen, in den fernen Gränzwald des Landes, wo ihn und sein Weib armselige Köhler aufnahmen, und wo er selbst bald dieses Geschäft betrieb, und gestorben für die Welt, ein elendes kummervolles Leben führte. Konrad der Salische ließ die Burg vollends der Erde gleich machen,

erklärte den Hohburger in die Acht und Aberacht — seine Unschuld kam nie an den Tag und der Sieg blieb seinen Feinden. Die wenigen, ihm treu gebliebenen Freunde glaubten ihn unter dem Schutthaufen der Veste Hohenburg begraben und so war das Geschlecht der Hohburger verschollen und erloschen. — Aber in dem Buche des Ewigen, der die Schicksale der Könige und Völker leitet, war es anders geschrieben; die Zeit ging rasch über diese Ereignisse hinweg und das Schicksal gestaltete sich noch freundlicher gegen den Geächteten. —

Sieben Jahre war seine Ehe kinderlos geblieben, da gebar ihm sein treues edles Weib, welches all' das Entsetzliche seiner Lage mit Geduld und liebendem Herzen mit ihm trug, welches allein ihn noch an dieses Leben kettete, einen Sohn — und in dieser überaus glücklichen Stunde — trat sein Todfeind, der Urheber all' seines Elendes, als Verirrter, Obdach und Labung suchend — in seine einsame Hütte, wo Noth und Jammer seit so langer Zeit gehauset. — Alle Pulse seines Körpers zitterten und Rache war sein erster Gedanke; schon suchte er sein altes rostiges Schwert, das durch das Herz des gehaßten Feindes dringen sollte; doch den Bitten seines Weibes wich der erste glühende Zorn und stillschweigend bereitete der arme Kurt dem müden Kaiser ein Lager, setzte ihm vor, was er vermochte und ließ ihn allein, um ganz der Ruhe pflegen zu können. Irmgard hoffte von diesem Zufall Alles, sie wollte am Morgen dem Kaiser ihr Kind in die Arme legen, ihm zu Füßen fallen und sein Herz erweichen, Rettung aus

ihrer erbarmungswürdigen Lage schien ihr nahe und als sie ihre Gedanken dem noch zweifelnden Gatten mitgetheilt, entschlief sie, von süßen Bildern der Zukunft umgaukelt, eine überglückliche Mutter — den Säugling an der Brust — sanft und ruhig, vielleicht seit tausend kummervollen Nächten zum ersten Male. — Auch Kurt, der noch lange im Kampfe mit sich selbst war, durch die innere Aufregung ermattet, verfiel in einen betäubenden Schlummer. Und auch der Kaiser schlief; die allwaltende Vorsehung, deren höhere Beschlüße noch so manches Opfer forderten, entschied in dieser Nacht über Alle! —

3.

Konrad der Salische schlief so fest auf dem harten Lager, als läge er zu Hause auf Burg Simmern, in dem weichesten Ruhebette. Ermüdet von dem ungewohnten Herumirren, that ihm die Ruhe wohl. Aber nicht lange währte diese Ruhe, denn ein schwerer Traum ängstigte den Schlummernden. Bilder, wundersam gestaltet, verschiedenartig und wirre, gauckelten vor seiner Seele. Er sah das Innere der Kathedrale zu Aachen: auf einem hohen, von tausend Kerzen umstellten Katafalke lag die eiserne Krone, Scepter und Schwert. Schilde, mit seines Hauses Wappen schmückten die schwarz behängten Altäre — und — er schauderte — mit flammenden Zügen stund sein Name überall — auf

Sarg und Schild — Altären und Wänden. — Es galt ihm, diese Todtenfeier ihm — und er lebte, und sah es. Drückend lag es auf seiner Brust — er konnte nicht aus dem wirren Traume kommen, es kam ihm vor, als stünde er selbst im Schiffe der Kirche, und neben ihm sein längst gestorbener Vater, die Krone auf dem Haupte, und blicke ihn mit stieren Augen an. Ein schmucker Jüngling, in einfachem Wamms, wurde von Rittern und Edlen unter Pauken- und Trompetenklang nach dem Hauptaltar der Kirche geführt; Musik ertönte — und eine laute Stimme rief — „Konrad der Salische ist nicht mehr, Heil dir, seinem Nachfolger!“ — Kalter Schweiß trat auf die Stirne des Träumenden. Wie der Donner des letzten Gerichts drangen diese Worte in sein Ohr. Er hatte keinen Sohn — seine Ehe war kinderlos geblieben — wer sollte nun sein Nachfolger seyn, wer ihn vielleicht vom Throne stürzen? Er träumte, er dränge sich vor, er wolle den Frevler vom Altare reißen — da halte der Geist seines Vaters ihn zurück, und spräche in dumpfem Grabestone: „Frevle nicht! was die Vorsehung beschlossen, geschieht; den du siehst, wird dir folgen auf dem Throne deiner Väter!“ — „Und wer ist der Kühne, würdig mir zu folgen für mein Reich, wenn ich heimgegangen bin in die Gruft unserer Ahnen?“ „Er trägt den Scepter, und du wirst noch leben; es ist der Knabe, der heute in deiner Nähe geboren wurde!“ — Da erwachte der Kaiser. — Nacht umgab ihn; nur mit Gewalt wand sich die Seele des geängstigten Herrschers aus dem Labyrinthe der

Traumwelt in das wache Leben. Lange wußte er nicht, wo er sey; endlich verkündete ihm das Rauschen des Waldbaches und der Eichen, daß er in dieser elenden Hütte sich befinde. — „Was soll das eitle Traumgebild?" beruhigte er sich selbst, — „sah ich doch weder Weib noch Kind in dieser Hütte — oder sollte der Mann, der mich beherberget, selbst Böses gegen mein Leben im Sinne haben! — Doch wozu die Furcht; vor dem Einzelnen schützt mich mein gutes Schwert — und vor mehreren die Heiligkeit meiner Würde." — In solchen Gedanken entschlief der Kaiser wieder — aber sieh — derselbe Traum, dieselben wundersamen Bilder, dieselben Worte ängstigten ihn wieder. Indessen graute der Morgen, der junge Tag warf sein erstes dämmerndes Licht in die Hütte. Konrad sprang von seinem Lager. „Es ist kein Traum, rief er, es ist eine höhere Mahnung, ihr zu folgen, ist mir Pflicht, und sollte es auch nur meiner Zweifel wegen seyn!" — Noch war Alles stille, wie im Grabe. — Konrad öffnete die Thür der Kammer. — Sein Traum war Gewißheit. Sanft und ruhig schlief die Mutter mit dem Säugling auf dem armseligen Lager, Kurt im festen Schlafe zu ihren Füßen. Der Entschluß des Kaisers war gefaßt; dieser Augenblick kehrte nie wieder, er glaubte sich unerkannt — die Bilder seines Traumes standen vor ihm, er nahm das schlafende Kind von der Seite der Mutter, wickelte es in seinen Mantel, führte schnell sein Roß aus der Hütte, schwang sich darauf — und sprengte tief in den Wald, wo er erst nach langem

Ritte, um in der Waldhütte nicht mehr gehört zu werden, sein Hüfthorn laut und mehrmal ertönen ließ.

Oft sind die Sorgen die treuesten Begleiter eines Menschen, sie verlassen ihn nicht, sie stehen ihm überall zur Seite. Naht sich seiner bekümmernden Seele oft der wohlthätige Gott des Schlafes, und weichen auf kurze Stunden die Sorgen von ihm, so treten sie sicher, kaum graut der Morgen, wieder an sein Lager, — wecken ihn nach und nach aus seinem Schlummer — und bleiben den Tag über wieder bey ihm. So war es auch bey dem armen Köhler. Die ersten Strahlen der Sonne, welche, nach dem gestrigen Unwetter, einen freundlichen Tag verkündeten, drangen in die Hütte — und schon standen die Sorgen vor dem Lager des erwachenden Kurt, lange aschgraue Gestalten, mit blassen Gesichtern und knöchernen Händen. „Guten Morgen Kurt, sprachen sie, hast lange geschlafen — wach gänzlich auf — sieh! wir sind wieder da — wir gehören ja zusammen — du Siebenschläfer — wach auf — wir haben dir lange genug Ruhe gelassen!" und lächelten mit verzerrtem Munde, und winkten ihm, und lächelten höhnisch wieder! — Kurt kannte seine treuen Begleiter, die seit so vielen Jahren ihn nicht verlassen hatten; er begrüßte sie mit einem tiefen Seufzer, und sah sich um nach Weib und Kind. — War es ein Blendwerk der Hölle? sein Sohn war nicht bey der Mutter — er weckte Irmgard — der Jammer der Mutter war herzbrechend. „Das ist mein alter Feind" — rief Kurt — und eilte in die Vorstube. Das Lager

des Kaisers war leer — so also hatte ihm der Undankbare gelohnt — dessen Leben in seiner Hand gestanden, den er, all' die angethane Unbild vergessend, gastfreundlich in seine Hütte aufgenommen, und seinen letzten Bissen mit ihm getheilt hatte! Er stürmte fort in den Wald — er durchsuchte alle Höhlen und Gesträuche, er rief tausendmal in größter Angst den Namen des Kaisers, — nur das Echo antwortete. — In fieberhafter Ermattung kehrte er zu seiner Hütte zurück — da lag sein Weib — eine Leiche — in der stillen Kammer. „Sey verflucht Mörder meines Weibes und Kindes, stöhnte der arme Kurt in höchster Verzweiflung, und sank auf das geliebte Weib im bittersten Schmerze nieder. Schrecken, Angst und Verzweiflung hatten die Fäden des Lebens der schwachen Mutter zerrissen — sie starb — verlassen und allein — während Kurt, das geraubte Kind zu suchen, den Wald durchirrte — ihr letztes Wort war der Name ihres Gatten. Mit tausend süßen Worten wollte der in halben Wahnsinn verfallene Kurt sie in's Leben zurückrufen — es war vergebens, er sank an ihrer Seite nieder, und athmete nicht mehr. —

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als der Kaiser von seinem bekümmerten Gefolge, welches in entgegengesetzter Richtung seinen Herrn die ganze Nacht über gesucht hatte, aufgefunden wurde. Ralf und Bruno, zwey seiner Lieblings-Knappen, waren die ersten, die den kaiserlichen Herrn getroffen. Freudig sprangen sie von ihren Rossen, fielen auf die Knie und küßten den

Saum des Mantels ihres Herrn. Finster aber saß Konrad auf seinem dampfenden Rosse, noch trug er das Kind, welches nach heftigem Weinen, ermattet, eingeschlummert war, unter dem Mantel. Ihm selbst war es unmöglich gewesen, Hand an den armen Wurm zu legen. Und doch mußte das Kind sterben, bevor die übrigen Ritter und Herren aus seinem Jagdgefolge zu ihm stießen. „Ralf, begann der Kaiser — und nahm das Kind unter dem Mantel hervor — „dieses Kind tödtest du, und giebst den Leichnam den Wölfen zur Speise." — Der erschrockene Knappe nahm zitternd den Knaben. „Wo sind die Ritter?" fragte der Kaiser. „Dort, Herr! an der Quelle tränken sie die müden Rosse." „Ewiges Stillschweigen über diese Stunde, fuhr er fort, ersticke das Kind und wirf den Leichnam in jene Felsengrotte, dein Kopf bürgt mir für den Vollzug meines Befehls." — Dieß sagend, ritt der Kaiser der Quelle zu, und ließ die beiden Knappen mit ihrem Opfer zurück. — Das Kind, nur in einige Lumpen gehüllt, war, durch die Frische des Morgens, durch langes Wimmern und Weinen geschwächt, mehr todt als lebendig. Mit lautem Freudengeschrei begrüßte das zahlreiche Gefolge den Kaiser, keiner seiner Leute aber, von seinem finstern ernsten Blicke zurückgeschreckt, getraute sich, eine Frage zu stellen, wo Konrad die Nacht über geblieben. Außerordentliches mußte demselben begegnet seyn, denn die sichtbare Unruhe, mit welcher er sich öfters vom Pferde erhob und mit stierem Blicke zurückschaute, verkündete dieses nur zu deutlich. Während Konrad, der

Salische, auf dem Rückwege nach der Burg, umgeben von Rittern, Jägern und Knechten, im finstern Stillschweigen begriffen war, berathschlagten sich Ralf und Bruno — was sie mit dem Kinde anfangen sollten. „Der Wurm lebt so nicht mehr, hub Bruno an — sieh nur, wie starr und kalt er ist — wirf das Kind in jenes Gesträuch, die Bestien des Waldes werden es wohl auffinden: ich mag keine Hand daran legen.“ „Ich auch nicht, gab Ralf zur Antwort, aber wie mag der Kaiser zu dem Kinde gekommen seyn?“ — „Das kümmert uns nicht, gab der erstere zur Antwort, und du weißt, was es gilt, hier mehr zu glauben, zu sagen und zu thun, als was er befohlen. Der Knabe ist todt — somit brauchen wir ihn nicht zu morden, gib her, die Wölfe werden bald die Knöchlein abgenagt haben.“ Er nahm das erstarrte Kind, verbarg es in das dichte Gesträuch, und bald darauf hatten die beiden Knappen den Kaiser und sein Gefolge eingeholt. Als sie an den Kaiser hinritten, und durch ihre Mienen den Vollzug seines Befehls ihm andeuteten, athmete Konrad freyer auf — und doch war seit diesem Augenblick ein Stachel in seinem Herzen, den er oft nur zu sehr fühlte, der ihm manche Stunde verbitterte, und in manchen Nächten den Schlaf von seinem Lager trieb.

Gott, der die Herzen und Nieren der Menschen prüft, ohne dessen Wissen kein Haar von unserm Haupte fällt, wachte über das Kind. Er nur allein war bey ihm, er und sein heiliger Engel — er nur allein beschützte es — und in dem unermeßlichen Walde, wo in weitem

Umkreise keine menschliche Seele lebte, wo nur der Wolf, der Bär und der Schakal hausten, — wachte sein Vaterauge über sein Geschöpf. —

Die Gräfin Genswilde von Aichach zog des Weges. Ein Gelübde zu erfüllen, hatte sie eine weite Wallfahrt unternommen, und ritt heimwärts gegen Aichach. Der heitere Morgen, die frische erquickende Gottes-Luft hatte sie, ihre Frauen und Edelknechte heiter gestimmt. Laut sangen die Knechte ein fröhliches Lied und gar muthig trabten die Rosse auf dem moosigten Boden der Waldstrecke dahin. Als der Zug in die Gegend kam, wo Kurt's einziges, verlassenes Söhnlein den Thieren des Waldes zur Speise ausgesetzt war, flog ein Geier hoch in den Lüften über die Nadelholz-Bäume weg. „Schieß mir den Stößer!" rief Genswilde einem ihrer Edelknechte, dem besten Armbrustschützen ihrer Leute zu. — Schnell hatte er den Bolzen aus dem Köcher geholt, der Bogen schnellte, der Vogel, in das Herz getroffen, stürzte vom kühnsten Fluge todt zur Erde. — Mit Lachen und Singen durchsuchten die Edelknechte das niedere Nadelholz-Gesträuche, die unerwartete Beute zu holen — und sieh — der Raubvogel, blutend aus seiner Herzwunde, lag an der Seite eines eben aufschreyenden Kindes. — Verwundert brachten die Edelknechte den doppelten Fund ihrer Herrin. — Lange betrachtete die edle, zartfühlende Wittwe das Knäblein; es erschien ihr ein Geschenk des Himmels, der seltene Zufall ein Werk der Vorsehung. „Armes Geschöpf, sprach sie, welch' Verhältniß dich auch auf meinen Weg brachte — ich will für dich sorgen, wenn

anders dein junges Leben der Ewige noch erhaltet, bis wir heimgekehrt." Eine Thräne feuchtete ihr Auge, sie hielt das Kind, das seine Händchen nach ihr ausstreckte, liebend in ihren Armen, und erwärmte es an ihrem Herzen. Ihre Frauen theilten ihre Sorge mit ihr. „Das Kind soll Walram heißen, sprach die edle Dame — Walram, weil ich dasselbe hier im Walde gefunden." Sie übergab das Knäblein ihren Frauen — Gott hatte entschieden. —

4.

Der Findling, dem Schloßvogte zur Erziehung übergeben, erholte sich bald. Das Kind wuchs zum muntern Knaben, der Knabe zum kräftigen Jüngling heran. Die edle Wittwe sah ihres Herzens Güte belohnt — und obwohl die Herkunft des armen Pfleglings dunkel und nicht zu erforschen war, so nahm die Gräfin den gesitteten, überaus wohlgestalteten Jüngling doch in die Zahl ihrer Edelknechte auf. Im Dienste seiner Herrin, in ritterlichen Spielen, mit Jagd und Minnesang, verstrichen die Jahre, und als Walram achtzehn Sommer zählte, war die Gräfin ernstlich bedacht, für denselben, gleichwie für die übrigen Edelknechte, eine Ehr- und Ruhm-bringende Bahn zu brechen. — Da geschah es, daß Konrad der Salische, mit seiner Gemahlin Gunhilde und seiner einzigen Tochter Gisela — er hatte sich zum zweiten Male vermählt — von Burg Simmern nach

Aachen zog, um eine unter den Fürsten der benachbarten Gauen entstandene Streitigkeit zu schlichten. Auf dem stattlichen, wirthlichen Schloße der Gräfin Genswilde von Aichach, das auf dem Wege des Kaisers gelegen, wollte derselbe mit all' seinem Reisegefolge einige Tage der Ruhe zubringen, und sandte deshalb einen Marschall voraus, der gräflichen ihm befreundeten Wittwe Botschaft seines Vorhabens zu bringen. Freudig vernahm die edle Wittwe diese Nachricht, und schnell wurde auf der geräumigen Burg Alles geordnet, die hohen und geliebten Gäste würdig beherbergen zu können. Die Edelknechte und Knappen der Gräfin übten sich ein, verschiedene Kampfspiele zur Ergötzung des kriegerischen Kaisers auszuführen, und fanden an Walram einen tüchtigen Lehrmeister. Der sehnlichst erwartete Tag der Ankunft des Kaisers erschien; schon bei früheſtem Morgen flaggten die Fahnen, mit Wappen und Farben des Kaisers, auf den Zinnen der Veste, und die Pfeiler der Zugbrücke, so wie der Felsweg von der Ebene bis zur ersten Rundmauer waren mit Blumen und Gewinden geziert. Der Schloßvogt, der Kellermeister, die Edelknechte, Knappen und Stallleute festlich geschmückt mit blinkenden Waffen und frisch geglätteten Halskrausen erwarteten im stattlichen Zuge an der Grenzscheide des gräflichen Gebietes den Kaiser. Unter dem Schmettern der Trompeten und dem Jubel der Bewohner der Gegend zog Konrad mit seiner erlauchten biedern Gemahlin und seiner überaus lieblichen Tochter, der sechzehnjährigen Gisela, in die Veste des alten Geschlechts der Grafen von Aichach ein.

— Was den Empfang des kaiserlichen Herrn verherrlichen, was seinen Aufenthalt angenehm machen konnte, geschah, und der erste Tag verfloß in einem Taumel nie empfundener Freude des ganzen Burggesindes. — Am Morgen des andern Tages, wo am reinen, azurblauen Himmel die Sonne so schön und herrlich prangte, wo in ganzer Fülle des neu erwachten Lebens Feld und Wald, Stauden und Bäume die Allgewalt des ewigen Lenkers zeigten, lustwandelte Gisela, nur von einer Dienerin begleitet, in dem geräumigen Nadelholz-Parke der gräflichen Burg. — Walram, nach dem feierlichen Empfange des Kaisers, sogleich dem Vergnügen der Jagd folgend, hatte noch spät am Abend die Fährte eines Wolfes verfolgt, die Nacht über gelauert, das Thier erlegt, und ruhte, ermüdet von den Mühen des vorigen Tages und der heutigen Nacht, den getödteten Wolf zu seinen Füßen, unter dem kühlenden Schatten einer Eiche. — Ueberrascht blieb Gisela vor dem seltnen Bilde stehen. Lange betrachtete sie die kräftige Gestalt des schlafenden Jünglings. Die braunen Locken hingen nachläßig, von dem Morgenthau gefeuchtet, über die rothfrischen Wangen; Baret, Armbrust und Köcher lagen dem jugendlichen Jäger zur Seite. In dem Augenblicke, als Gisela, von einer sonderbaren Empfindung befallen, sich entfernen wollte, erwachte der Schläfer. Er erkannte die Prinzessin. Rasch sprang er auf, und verlegen stotterte er: Herrin! — mehr konnten seine Lippen nicht hervorbringen. Mit gesenktem Auge, mit pochendem Herzen stand er vor der lieblichen, in frischer Jugend

und Schöne blühenden Kaiserstochter; Gisela blickte mit ihren freundlichen Augen ihn wohlwollend an — sie grüßte mit der Hand und entfernte sich; doch noch einmal sah sie zurück — und mit unaussprechlicher Sehnsucht schaute der arme Findling der schönen Kaiserstochter nach. Seufzend nahm er den blutenden Wolf, ihn über die Armbrust hängend, auf die Schulter, und kehrte nach der Burg zurück; aber von diesem Augenblicke an war seine Ruhe dahin; vor Wehmuth und Schmerz schwellte seine jugendliche Brust, und düster blickte das sonst so lebhafte dunkle Auge hin über die Wälder und Berge, vielleicht unwillkürlich nach jener Gegend, wo er als neugebornes Kind dem Zufall überlassen war, der ihn nach so vielen Jahren in die Nähe der herrlichen Fürstentochter brachte.

Ein einziger Augenblick entscheidet oft im menschlichen Leben das Schicksal der Sterblichen. Reif überdachte Pläne, eiserne Vorsätze zerstieben in Nichts vor der Allgewalt des Zufalls. Der Mensch glaubt sich so stark in seinem Willen, er gedenkt, alle Schranken zerbrechen zu können, die ihn von seinem Ziele abhalten, er glaubt, jede störende Einwirkung auf seine Hoffnungen, die das Schicksal ihm entgegenstellt, besiegen zu können; das jugendliche, unerfahrne Herz hat sich den eignen Lebenspfad lange voraus, als sichern Weg, entweder hoffend auf glänzenden Erfolg, oder, mit sich und einem stillen Glücke zufrieden, verzichtend auf des Lebens glänzende Freuden, gedacht — und Alles schwindet, all' diese Hoffnungen und Träume vor der Macht

eines einzigen Augenblickes. — Der ewige, allwaltende Geist, der den armen Findling in der Oede des Waldes umschwebte, war auch hier bei ihm, und wie die edle Gräfin von Aichach das verlassene Kind, ermattet und schlafend, in dem einsamen Walde fand, so mußte die Kaiserstochter den erwachsenen, schönen Jüngling, ermüdet und schlafend, in dem Walde der Retterin seines Lebens wieder finden. So waltet die Gottheit über das Schicksal des Menschen, denn die Wege der Vorsehung sind wunderbar.

5.

Der Burghof war am folgenden Tage zum Turnierplatz umgeschaffen, junge Birken schmückten die alten Mauern der Veste, Schranken waren errichtet, Schilde und Schwerter, Lanzen und Wurfspieße hingen an den hölzernen Pfeilern des Kampfterrains. Während des Bankets, welches im großen Trinksaal der gräflichen Burg, zur Ehre der erlauchten Gäste statt hatte, rüsteten sich die Edelknechte zum Kampfspiel. — Da, wo vom Trinksaal das hohe Erkerfenster nach dem Burghof ging, prangte ein hellblaues mit Silber verbrämtes Sammttuch herab, denn von dort aus sollte der Kaiser mit seiner Gemahlin und Tochter den Spielen der Edelknechte zusehen. Das Schmettern der Trompeten verkündete das Ende des Bankets, und nun erst wurde die Zugbrücke herabgelassen, die in Schaaren sich

versammelten Bewohner der Umgegend in den Burghof einzulassen. Die Kampfspiele begannen, zuerst im Ringen ohne Schild und Waffen, hierauf kam das Schilddrängen ohne Schwert, dann das Lanzenwerfen und zuletzt das Speerstechen zu Roß. Walram, den eine nie empfundene Kraft belebte, dem der Scheinkampf wirklicher Kampf schien, — denn es galt die Preise aus ihrer Hand — blieb Sieger in allen Spielen, und verwundert über des schlanken Jünglings Gewandtheit und Kraft, rief ihm zu often Malen der Kaiser selbst Beifall zu. Als die müden Kämpfer die Spiele beendet hatten, zogen sie paarweise hinauf in den Trinksaal, wo Gisela die Preise vertheilte. Die ersten drey erhielt der kühne Walram; ein schön gearbeitetes Schwert, die Haut eines Elenthieres und ein Wehrgehänk. Als Gisela ihm huldvoll die Preise darreichte und er, das Knie vor der Fürstentochter gebeugt, dieselben empfing, klopften laut alle seine Pulse, das Blut seines ganzen Körpers drang nach dem Herzen, als wolle es dasselbe zersprengen. Er hatte den Blick zu Boden gesenkt und als er sich erhob und sein Auge dem seelenvollen Auge der edlen Kaiserstochter begegnete, da wandte sie sich zu ihrer fürstlichen Mutter und sprach mit anmuthigem Lächeln „das ist der Schläfer von gestern!" — Walram suchte den Sturm seines Herzens im Freyen zu stillen, er wohnte dem fröhlichen Mahle der Edelknechte nicht bey, und als dieselben am Abend sich dem heitern Tanz im Saale des Erdgeschoßes hingaben, welchem längere Zeit der Kaiser und

die Seinen als Zuschauer beiwohnten, vermißte Gisela zuerst den Sieger des Tages. Sie erwähnte desselben gegen die gräfliche Wirthin und konnte nicht umhin, ihre Verwunderung darüber auszudrücken, daß gerade er, der als Sieger, der Freude des Abends am ersten würdig war, keinen Theil daran nähme. — Genswilde rief durch einen Wink den im Saale anwesenden Schloßvogt herbei und verlangte Aufklärung über die Abwesenheit des Edelknechtes. „Er ist kein Freund, hohe Frau, berichtete der Vogt, von Tanz und Becher, alsogleich nach Empfang der Preise, wechselte er die Kleider, nahm die Armbrust, und nur von seinen zwey Lieblingshunden begleitet, sah ich ihn langsam und sinnend dem Walde zuschreiten. Vielleicht daß ein edles Wild" — „Er ist ein braver Jüngling, dieser Walram, unterbrach die gräfliche Wittwe, zu dem Kaiser und Gisela gewendet, den Vogt, „ein gutes treues unverdorbenes Herz." — „Was gedenkt ihr, edle Base, fürder für den Jüngling zu thun, fiel Konrad der Salische in die Rede, ein Findling, habt ihr mir gesagt, ist er?" — „Ja, mein hoher Kaiser, meine Leute fanden das neugeborne Kind," entgegnete Genswilde. — Da begann der Tanz der Edelknechte auf's Neue und unterbrach das Gespräch, welches bei weiterer Erläuterung so wichtige Folgen hätte haben können. Würde Konrad zurückgeschaut haben auf zwanzig Jahre der Vergangenheit, hätte er weiter um Ort und Stelle, wo das Kind gefunden wurde, hätte er um die nähern Verhältnisse mehr geforscht, so wäre hier schon ent-

scheidend das Schicksal zwischen den Kaiser und den Findling getreten; so aber hatten Kriege und Jahre jene That halb und halb aus seinem Gedächtniße verwischt und ohne Reminiscenz ging auch dieser Augenblick vorüber. „Könnet ihr den Edelknecht aus eurem Dienst entbehren, sprach noch am nämlichen Abend der Kaiser zu Genswilde, so wäre ich nicht abgeneigt, den Jüngling in meine Dienste zu nehmen, solch treues kräftiges Blut in dieser fehdereichen Zeit ist immer ein Schild für den, welchem es schlägt." — Freudig vernahm die Dame den Antrag des Kaisers. „In Eurem Dienst, hoher Herr, kann der elternlose Jüngling Glück und Ehre sich holen," erwiederte sie, „und Ihr nehmt um des Armen Wohl eine große Sorge von meinem Herzen, denn Walram verdient ein besseres Geschick, als namen- und ruhmlos dereinst zu sterben; gerne und mit freudigem Herzen wird von morgen an der Edelknecht Euch angehören mit Leib und Seele, Herz und Blut." Eine leichte Röthe überflog das Lilienantlitz der lieblichen Kaiserstochter, welche das Zwiegespräch vernommen und gesenkten Auges eine losgewordene Spange ihres Gürtels einhäckelte. Walrams Schicksal war entschieden, der abgeschossene Bolzen in dem dichten Eichenwald, die Beute, die er machte, war der letzte Dienst für seine Gebieterin, von morgen an sollte er die kaiserlichen Farben tragen.

Es war spät am Abend, als der Findling zur Burg zurückkehrte. Die Lieder seiner Mitgenossen, Hörnerklang und Bechergeklirr drangen von dem Erdgeschosse

in das Ohr des müden Jägers. Als er leise die Wendeltreppe hinanstieg, sich in seine Stube zu begeben, kam ihm der Schenk entgegen. „Walram, redete er den Edelknecht an, du sollst sogleich zur Herrin, wenn du heimkehrest — so befahl sie, dir zu sagen.“ — Von je gewohnt, schnell dem Befehle seiner, von ihm mit kindlicher Liebe verehrten Wohlthäterin nachzukommen, vertauschte er den bequemen Jagdrock mit dem dienstlichen Koller und eilte in das Vorgemach der Gräfin. Sie kam eben aus den Gemächern der kaiserlichen Familie, welche, zurückgezogen, allein den Nachtimbiß einnahm, und winkte dem Edelknecht, ihr zu folgen. — Schon brannten die Lichter auf dem getäfelten Prunktisch in dem stillen Gemache der Herrin. Sie betrachtete mit vieler Theilnahme den Jüngling. „Walram, hub sie an, du bist jetzt in den Jahren, um dir mit Gottes Hilfe vielleicht noch die Sporen und einen ehrlichen Namen zu verdienen. Ich will dich nicht mehr erinnern, fuhr sie fort, wie du zu mir kamst, will dich nicht mehr erinnern, daß ich trotz aller angewandten Mühe nicht ermitteln konnte, wem du das Leben zu danken. Ein nie zu lichtendes Dunkel liegt über deiner Geburt. — Du weißt, ich habe mütterlich für dich bis zur Stunde gesorgt. — Du lohntest mir diese Sorge durch die Reinheit deiner Seele, durch treue Anhänglichkeit, du bist ein frommes dankbares Gemüth. — In meinem, in dem Dienste einer still für sich lebenden Wittwe, grünt der Reiser des Lorbeers nicht und so mußt du, wenn es mir auch nicht genehm ist, diesen Dienst mit dem Dienste eines

ritterlichen Herrn vertauschen.“ — Walrams Auge wurde feucht — er küßte mit brennenden Lippen die Hand seiner Herrin. — „Du bist bewegt, fuhr die edle Wittwe fort — fasse dich! Ich habe für dich gesorgt — von morgen an ist der Kaiser dein Herr und Gebieter, er selbst verlangte dich, und es ist eine schöne Bahn dir geöffnet. Besorge das Nöthige, denn Du ziehst zugleich mit Deinem neuen Herrn aus der Burg, die dir lieb geworden. Bleibe der Tugend, der Ehre getreu, was ich in meiner Einsamkeit Gutes von dir höre, ist mir neuer Lohn meiner Sorge um dich. — Ich nehme jetzt Abschied von dir, denn es möchte keinen günstigern Augenblick mehr geben. — Lebe wohl, mein Pflegling — mein Sohn, sprach sie gerührt, denke meiner Worte und dieser Stunde.“ Walram sank mit lautem Schluchzen auf seine Knie. — „Jetzt schon, diese Stunde? rief er in Thränen — muß es seyn, o so gebt mir Euern Segen — edelste der Frauen!“ Er beugte sein Haupt und mit dem Blick gegen oben, legte die ehrwürdige Matrone die Hände auf das lockige Haupt des weinenden Jünglings. „Ich segne Dich aus ganzer Seele, sprach sie feierlich — ich segne dich im Namen deiner nie gekannten, vielleicht schon lange verwesenen Mutter — ich segne dich im Namen Aller, die dir, vielleicht noch unbekannt, nahe stehen in dieser Welt — ich segne dich in meinem Namen, die ich dich dem Leben erhalten, der Tugend geweiht und nun der Zukunft übergebe.“ „Amen,“ sprach mit erstickter Stimme der gerührte Findling — die edle Wittwe trocknete mit dem Tuche die Thräne von ihrer Wange

— und Walram schwankte tief ergriffen mit unendlich aufgeregtem Gemüthe aus dem Gemache.

6.

Eben so feierlich wie der Empfang, war auch die Abreise Kaiser Konrads des Salischen, von Aichach. Walram schied mit schwerem Herzen von der Burg. Er besuchte noch alle Plätze, wo er als Knabe gespielt und sich herumgebalgt, wo er als Jüngling die Rosse getummelt; ach all' die Plätze waren ihm so werth, so heilig geworden. Die übrigen Edelknechte der Gräfin beneideten den wackern Kameraden nicht um das Glück, das ihm so schnell geworden, denn sie liebten ihn wirklich und aufrichtig. Sein heit'res freundliches Gemüth, sein gefälliges Betragen gegen alle, selbst gegen den niedern Troß der Dienerschaft, hatten ihm alle Herzen gewonnen, und als er fort war, vermißte ihn jedes in der Burg. Die Knappen in den Ställen, die Dirnen in der Kunkelstube und der alte Thurmwart auf der Zinne dachten an ihn und sprachen noch oft von dem Findling; jedes wußte einen andern schönen Zug seines Herzens zu erzählen. — Nur Ein freundlicher Stern blinkte dem Jüngling an dem dunklen Horizont seines Lebens — nur Eines war es, was ihm die Stunde des Abschiedes, was ihm die Trennung von so vieler Anhängigkeit und Liebe erleichterte — es war dieß Gisela. — Keine kühne Hoffnung, keine strafbare Leidenschaft belebte sein Herz, er verehrte

die schöne Herrin — denn Gisela war es, da er dem Troß ihrer Reisigen zugetheilt war — wie eine Heilige, nur in ihrer Nähe zu seyn, nur ihr zu dienen, war sein einziges Streben, er wußte nicht, daß er täglich den Stachel mehr in sein Herz drücke. Gisela war dem wackern bescheidenen Jüngling, der mit größter Sorgfalt, mit gewissenhafter Treue allen ihren Befehlen und Wünschen nachkam, herzlich gewogen; sie selbst gewann ihn täglich lieber und keiner der kaiserlichen Edelknechte konnte sich des Vertrauens der Prinzessin mehr erfreuen, als Walram, der arme Findling. — Der Kaiser war von Aachen, nach geschlichteter Streitsache der Fürsten, auf Burg Simmern zurückgekehrt. Waidwerk und Fischfang, Minnesang und Trinkgelage wechselten auf der Burg. Die Frauen bewohnten wieder die einsamen Arbeitsstuben; nur der Kanzler Erich von Leuenrode und einige Geheimschreiber waren dem Kaiser nach Burg Simmern, seinem Lieblingsaufenthalt, gefolgt — um hier die Geschäfte des Reiches zu besorgen. — So verstrichen mehrere Monden, ohne daß sich etwas Außerordentliches zutrug, Friede herrschte im deutschen Reiche, wenigstens für kurze Zeit, und auch die Verhältnisse der benachbarten Länder ließen nichts befürchten. Da ereignete sich ein Fall, durch welchen der Kaiser bald in die tiefste Trauer versetzt worden wäre. — Auf dem der Veste nahe gelegenen See war eine Mövenjagd veranstaltet. Rings an dem Ufer wurden Zelte errichtet, worin die Mövenjäger den Imbiß einnehmen sollten; in schön geschmückten Kähnen fuhren dieselben auf der Spiegelfläche des

tiefen Sees. Der Kaiser und seine Herren, die Ritter und Edelknechte, mit Bolzen und Armbrust, Bogen und Pfeilen versehen, hatten sich eingefunden. Auch Gisela nahm Theil an der fröhlichen Jagd. In einem kleinen, mit Blumen geschmückten Kahn saß sie gleich einer Wassernymphe, und führte selbst das mit den Farben des Kaisers bemalte Ruder. Walram fuhr mit mehreren Edelknechten an den Ufern des Sees hin, die Möven aus dem Schilfe zu jagen. Da erschreckte ihn ein durchdringender Schrei. Gisela war das Ruder entfallen, sie bückte sich darnach — der Kahn schwankte, die sie begleitende Dienerin war vor Schrecken erstarrt und so stürzte die fürstliche Schifferin aus dem Kahn in die Tiefe des Sees. — Die Verwirrung raubte allen die Besinnung, man ruderte mit verdoppelten Kräften nach dem Kahn der Fürstin, allein Walram hatte Armbrust und Köcher abgeworfen, sprang in die Fluthen, schwamm mit Blitzesschnelle nach der Gegend, wo Gisela untersank, und ehe die übrigen Schiffe noch herbeikamen, hatte er Gisela glücklich erreicht, und ans Ufer gebracht. Sie lag ohnmächtig in seinen Armen. — Der Kaiser mit all' seinem Jagdgefolge eilte herbey; aus den Augen des sonst so ernsten düstern und kalten Herrschers drangen heiße Thränen und als endlich Gisela die Augen öffnete, sank er in die Knie und dankte mit lauter Stimme der Gnade des Ewigen. Gisela lag noch in den Armen ihres Retters — ihr erster Blick traf ihn, ein himmlisches Lächeln umzuckte den bleichen Mund, ihr Blick hing eine Minute lang an dem Jüngling, dessen durchnäßte Locken

über seine Brust herabhingen. Schnell hatte man eine Senfte herbeygebracht, die Prinzessin nach der Burg zu bringen und als ihre Frauen sie in dieselbe hoben, schweifte ihr Blick nochmal auf Waltram zurück, den die übrigen Edelknechte traulich in ihrer Mitte hatten, ihm die Hände drückten und ihn nöthigten, trockene Kleider mit den nassen zu vertauschen. — Die Möven-jagd war durch dieses Ereigniß schnell geendet, alles eilte nach der Burg zurück, besorgt um den Zustand der geliebten Herrin. Konrad selbst rief Walram zu sich und sprach in gnädigem Tone: „du hast mich hoch verpflichtet, Edelknecht — ich bin bedacht, dich zu belohnen.“ „Hoher Kaiser! erwiederte der Jüngling ich that nicht mehr als meine Pflicht, denn mein Leben gehört Dir und den Deinen, und für Dich oder Sie es hinzugeben, wäre der schönste Preis, den ich mir je erwerben könnte.“ — Nochmal winkte ihm Konrad gnädiglich zu und in möglichster Eile kam der ganze Jagdzug nach der Burg. Gisela hatte sich erholt — still für sich sinnend lag sie auf dem Ruhebette, die Hand auf dem nun wieder schlagenden Herzen. Als Konrad und Gunhilde, ihre liebende, vom Schrecken erblaßte Mutter, und die Edelsten des Gefolges sich entfernt hatten, überzeugt, daß dies Ereigniß keine weitern Folgen auf den Gesundheitszustand der edlen Kaiserstochter hatte, als nur ihre Frauen mehr im Gemache sich befanden, lispelte sie leise den Namen „Walram,“ ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Brust, und ermattet von dem Schrecken entschlief sie. Was der

Gott des Traumes ihr in lieblichen Bildern vorgeführt, welche Zukunft er ihr verheißen, was sie empfunden und gesehen, das hat die Geschichte nicht aufbewahrt, — als sie aber nach einem langen erquickendem Schlummer neugestärkt erwachte, lag ihre Hand noch auf dem Herzen und ihre erste Frage an die herbeieilende Dienerin war: ob der Edelknecht Walram nicht erkrankt sey. Auf die verneinende Antwort lächelte sie freundlich der Zofe zu, und sprach: „Ach Irma, es war ein schrecklicher Augenblick!" — „Ja geliebte Herrin, liebkosete sie die treue Dienerin, es war schrecklich; Gott möge es dem Edelknecht lohnen, denn selbst Dein kaiserlicher Vater kann es nicht, so wie ich Walrams seltenes Gemüth kenne. Für diese That ist ihm das Leben nicht zu heilig — und ich weiß, daß nur das Bewußtseyn, Dich gerettet zu haben, ihm selbst der höchste, schönste, seligste Lohn ist." „Meinst Du?" fragte Gisela gedehnt — „ja! er wäre der ersten Grafenkrone des Reiches werth — fuhr sie fort — nicht um dieser That, sondern seiner reinen unverfälschten Seele willen." — Während dieß in dem Gemache der Frauen vorging, lag auch Walram in seiner einsamen Stube auf dem Ruhebette. Kein Schlummer kam in seine Augen, seine Wangen glühten, ein Fieber, von dem Schrecken, von der Freude der Errettung und seiner vollbrachten That — von der heißesten Liebe, mit neuer Kraft erregt, durchrieselte seine Gebeine. — Er bedurfte in der That mehrere Tage zur Erholung und emsig ließ Gisela sich täglich um seinen Zustand erkundigen. So

standen der Findling und die Kaiserstochter in einem stillen zartem Verkehr, und als sie sich nach einiger Zeit zum erstenmal wieder auf der Terrasse der Burg begegneten, klopften die Herzen beider mächtig. Gisela schritt auf den Edelknecht zu. „Walram, sprach sie, ich hatte doch nicht Gelegenheit, Dir für die Rettung meines Lebens zu danken, den Lohn für Deine That wird mein kaiserlicher Vater nach seiner Weisheit Dir bestimmen, nimm meinen Dank, fuhr sie fort und reichte ihm die Hand zum Kusse, — nimm meinen Dank aus der Tiefe meines Herzens." — Walram drückte einen leisen Kuß auf die dargereichte Rechte. „Du legst, o Herrin, einen zu großen Werth darauf; was ich gethan, hätte jeder Ritter und Knecht des ganzen Reich's gethan, denn wer würde nicht gerne die schönste Perle in der deutschen Kaiserkrone mit seinem eig'nen Leben bewahrt haben. Daß mir armen Findling, der weder Sporen noch Namen aufweisen kann, daß mir, von so vielen beneidet, dieses Glück zu Theil wurde, ist die einzige Gunst, welche mein Verhängniß seit meiner Geburt mir erwiesen, und dieses Glück kann mir, — vergieb o Herrin! — selbst Dein kaiserlicher Vater, mit allen Schätzen des deutschen Reiches, nicht bezahlen." — In Gisela's blauem Auge glänzte eine Thräne, welche bald an der schönen Wimper zitterte. — „Ich denke Deiner, Walram, sprach sie mit unendlicher Huld — ich denke Deiner und in jedem Verhältniß Deines Lebens wirst Du an mir eine gütige Herrin finden." — Sie grüßte ihn freundlich mit der Hand, winkte ihrer Dienerin und

schritt nachdenkend durch die Halle nach ihren Gemächern. — Walram blickte lange, ohne einen Gedanken festzuhalten, auf die Stelle, wo die Himmlische gestanden, ihre Worte waren auf's Tiefste in seine Seele gedrungen, er lächelte wehmüthig durch Thränen, ach hätte dieser Augenblick ewig gedauert! — Durch Gisela's täglich mehr sichtbare Theilnahme an dem Edelknecht, wurde zuerst die kaiserliche Mutter aufmerksam. Gisela's heitere, immer gleich fröhliche Gemüthsstimmung hatte in jüngster Zeit eine Veränderung erlitten, welche selbst der niedern Dienerschaft auffallen mußte; man konnte sich dieselbe nicht deuten; bald hieß es: Krankheit schleiche durch die Adern der Kaiserstochter, bald erzählte man: ein heimlicher Gram nage an ihrem Herzen; etwas mußte es seyn, denn das war gewiß, daß die Wangen der herrlichen Jungfrau sich immer mehr bleichten, ihr schönes sprechendes Auge an seinem Glanze verloren hatte, und das himmlische Lächeln ihres schön geformten Mundes seit kurzem gänzlich verschwunden war. Das Mutterauge sieht in solchen Fällen am schärfesten. — Mit Schrecken nahm die Kaiserin wahr, was in Gisela's Herzen vorging, daß sie, des Salischen einziges Kind, mit ganzer Kraft der erwachten jugendlichen Liebe an den eltern= und namenlosen Edelknecht hing. Sie hielt es für Pflicht, ihren Herrn und Gemahl in leisen Andeutungen hierauf aufmerksam zu machen. Konrad der Salische, dem wohl im ganzen Leben die Gefühle reiner wahrer Liebe fremd geblieben waren, konnte im Anfange diesem keinen Glauben beymessen, als

er aber in Gegenwart seiner Tochter oft absichtlich des Edelknechtes erwähnte, ihr Erröthen und Erblassen bemerkte, schüttelte er nachdenkend das Haupt und war entschlossen, schnell dem Dinge ein Ende zu machen. Er hatte eine Reise nach Regensburg vor, dahin sollte ihn Walram begleiten, dort wollte er für ein längeres Verweilen desselben sorgen, und hat der Mond seine Sichel nur dreymal gewechselt, meinte der rauhe Herrscher, würde die ganze Liebelei seiner Gisela, wie ein leichter Morgentraum verschwunden seyn. — Wirklich geschah, wie er beschlossen. Konrad reiste mit zahlreichem Gefolge nach Regensburg, Walram begleitete ihn, die Frauen blieben auf Burg Simmern zurück — aber wie sehr hatte sich der mächtige Kaiser geirrt, als er glaubte, die erste heilige Liebe eines edlen jungfräulichen Herzens dauere nicht länger, als bis der Mond seine Sichel dreymal gewechselt.

7.

Gerhard III., Bischof von Regensburg, empfing seinen kaiserlichen Bruder mit allen den, der damaligen Sitte angemessenen Feierlichkeiten. Es war an einem schönen Maytag des Jahres 1025, als Konrad die alte Kaiserstadt besuchte, und dieß zwar aus gewichtigen Gründen, wobei er hauptsächlich auf seinen Bruder Gerhard zählte. Er hatte nämlich in Regensburg einen Landtag zusammenberufen, wegen zahlreicher Veräuße-

rung kaiserlicher Kammergüter und hielt sogar Kirchen und Bischöfe zur Herausgabe derselben an. Daß sein Aufenthalt dortselbst nicht sehr angenehm war, daß widrige Geschäfte, Streit und Wirrwarr in den Reichsverhandlungen ihm manche Stunde verbitterten, empfand zunächst seine Umgebung. So saß er eines Abends mürrisch und gedankenvoll mit Gerhard in der gewölbten Prachtstube des Schlosses auf dem St. Gilgenplatze. „Laß die trüben Gedanken, redete ihm Gerhard zu, mein kaiserlicher Herr und Bruder! so wie die Sachen stehen, wirst du siegen in diesem verwickelten Streite.“ „O, ich kenne diese Herren der Inful, entgegnete erhitzt der Kaiser — diesen Bischof Aribo von Mainz an ihrer Spitze — ich kenne sie! — Hat man nicht sogar meine Ehe mit Gunhilde, des Herzogs Hermann von Schwaben Tochter — wegen Verwandtschaft im fünften Grad, für ungiltig erklärt? Das können mir diese Herren noch nicht vergessen, daß mein Weib sich selbst an die Fürsten Deutschlands gewendet und diese den bischöflichen Herren keine Zustimmung gaben.“— Während des Gespräches trat Walram mit dem Mundgeschirr des Kaisers in die Stube. Er trug ein gelbes Wamms, aus jener Elenthierhaut verfertigt, welche er in den Kampfspielen zu Aichach als Preis erhalten hatte. Ein schwarzes Baret mit einer einzigen weißen Reiherfeder bedeckte das lockigte Haupt. Gerhard III. blickte auf und sah lange in die Züge des Edelknechts. Als sich dieser entfernt hatte, sprach der Bischof nicht ohne innere Bewegung: „Weißt Du, mein kaiserlicher Herr

und Bruder, an wen mich so recht lebhaft dieser Edelknecht erinnert?" „Ich wüßte nicht," entgegnete Konrad, ohne seine Augen von der Steintafel des Rundtisches zu erheben! „Wie dieser Edelknecht — fuhr Gerhard fort — sah einst vor dreißig Jahren der Hohburger aus, damals war er in dem schönsten Mannesalter; schade war's um den Ritter, daß er so schwer sich an Dir versündigt." „Ja der Hohburger — erwiederte Konrad mit einem tiefen Seufzer — war ein tapferer Mann — Gott gebe, daß alles wahr gewesen, dessen sie ihn beschuldigten, damit ich vor dem Wiedersehen in jener Welt nicht zu beben habe." — „Dieser Edelknecht — fiel Gerhard in die Rede, hat fürwahr eine Aehnlichkeit mit dem Hohburger — wie mir bei Sterblichen noch nicht vorgekommen, ich dächte" — „Graf Hohburg, der Verräther, starb kinderlos — versetzte Konrad, er und sein Weib fanden den Tod unter dem Schutthaufen seiner Veste — das Geschlecht ist erloschen und Du, mein Bruder, bist der würdigste Besitzer der Grafschaft Hohburg." „Ich danke es Dir auch und Deiner brüderlichen Liebe, entgegnete der Bischof, daß Du des Bisthums Regensburg so gnädiglich dachtest, aus ganzer Seele, und flehe täglich zu Gott, daß er Dich erhalten möge noch lange für die Kirche und das Reich, aber es könnte doch möglich seyn — daß" — „der Edelknecht ist ein Findling — fiel Konrad verdrießlich in die Rede — doch damit Du Dich selbst überzeugest, will ich, ich habe es immer zu thun noch unterlassen, ihn näher über seine Herkunft ausfragen."

Er befahl, daß Walram sogleich erscheinen solle. — Lange betrachtete Konrad den Edelknecht. So, wie er vor ihm stand, in diesem einfachen gelbem Wams, mit dem Kreuzschwert und dem schwarzledernen Wehrgehänke, so hatte er eben diese Gestalt schon gesehen, dunkel war diese Erinnerung — aber dennoch, so hatte er schon einmal ein Wesen gesehen — nicht den Hohburger — nein — es vereinigte sich mit dieser Erinnerung ein leiser Schauer, dessen er sich nicht erwehren konnte. „Wie alt bist Du?“ fragte der Kaiser nach einer langen Pause, den Edelknecht. „Der nächste Sommer ist der zwanzigste, den ich erlebe.“ „Du wurdest gefunden von den Knechten der Gräfin Genswilde von Aichach?“ „Ja Herr, ich bin ein Findling.“ „Wo fanden sie dich?“ „In dem Walde, in jener Gegend, wo Deine Jagdburg Hohenstein auf unbesteiglichen Felsen thronet.“ — Des Kaisers Antlitz verfärbte sich, seine Augen hingen unbeweglich an dem Findling. „Weiter, weiter,“ rief er ihm zu und erhob sich halb vom Stuhle, „wann geschah es?“ — „Es war am Morgen des Himmelfahrtstages nach einer stürmischen Wetternacht, als, so wurde es mir oft erzählt, mich, ein neugebornes Kind, in die Lumpen eines grauen Wamses gehüllt, in dichtem Gestrippe des Waldes, die Edelknechte der edlen Gräfin von Aichach fanden.“ „Am Himmelfahrtstage!“ rief Konrad, sank in den Stuhl zurück und winkte dem erschrockenen Edelknecht heftig mit der Hand, sich gleich, sich schnell zu entfernen. Lange blieb der erschütterte Kaiser unbeweglich auf dem

großen zackigtem Lehnstuhl sitzen, das Gesicht mit den Händen bedeckt, dann fuhr er schnell auf, ging einigemal in der geräumigen Stube mit raschen Schritten auf und ab, blieb auf einmal vor dem Bischof stehen, reichte ihm die Hand und sprach mit halb gebrochener Stimme: „Gerhard! die Krone auf meinem Haupte fängt an zu wanken — aber ich trotze dem Schicksal — ich habe die Macht und den Willen dazu — dieser Edelknecht ist nicht des Hohburgers Sohn — aber gefährlicher mir und meinem Namen, denn jener.“ — Er ging. Verwundert blickte der fromme Diener des Herrn dem Kaiser nach, faltete die Hände, und ungewiß über alles, was er gehört und gesehen, wendete er seine Seele dem Ewigen zu; im Gebete zu Gott wollte er die Zweifel verbannen, die sich in seinem Herzen erhoben. Konrad erfreute sich nicht des beglückenden Schlafes. Am nächsten Morgen mußte ein Eilbote den alten Ralf, der als Stallwart auf Burg Simmern noch lebte, nach Regensburg berufen. Walram hatte des Kaisers Antlitz nicht mehr gesehen, ein anderer Edelknecht ward zum Dienste bei ihm beordert. Räthselhaft war ihm dieses Alles; sollte der Kaiser Näheres über seine Geburt, sollte er von seiner Liebe wissen? Ersteres war möglich, letzteres nicht, denn sich selbst hatte er sie nicht vertraut; es war sein Gefühl tief in seiner Brust verschlossen. Mit frommem Gemüthe, mit dem Gedanken an Gisela, wo sein Herz, wo seine ganze Seele war, erwartete er, was die nächste Zukunft ihm noch bringen würde. — Am fünften Tage

langte Ralf in Regensburg an. Noch am späten Abend ließ der Kaiser den Alten in seine geheime Stube bringen. Mit heftigen Schritten ging Konrad auf und ab, er konnte seine innere Aufregung nicht verbergen. Endlich schien er sich gefaßt zu haben, er setzte sich in den Stuhl, nachdem er zuvor sorgfältig nach der Thür geschaut, ob sie gehörig geschlossen. „Ralf," begann er nach einer Weile, „erinnerst du dich noch des Kindes, das ich dir einst in den Wäldern von Hohenstein übergeben?" „Ja Herr," entgegnete Ralf. „Hast du gethan, wie ich befohlen?" fragte mit scharfem Tone der Kaiser. „Das Kind war starr und todt, ich brauchte keine Hand daran zu legen." „Weißt du gewiß, daß der Knabe todt war?" fuhr Konrad im nemlichen Tone fort. Ralf schwieg. „Antwort, elender Sclave!" rief der Kaiser in glühendem Zorne. — Zitternd entgegnete der Alte: „Herr! ich glaube es." — „Hast du den Leichnam in die Felsengrotte geworfen, wie ich dir befohlen?" — Der Alte schwieg. „Ich lasse dir den Kopf zu Füßen legen," fuhr in höchster Spannung der Kaiser fort, „erzähle wie es war, bringe mich nicht auf's Aeußerste." Da berichtete Ralf, wie er und der selige Bruno das Kind für todt glaubten und dasselbe in das dichte Gesträuch, wo es die Wölfe sicher auffinden konnten, gelegt hätten. „Und weißt du noch den Tag, an welchem dieß geschah?" frug der Kaiser, nachdem Ralf geendet hatte. „Es mag jetzo zwanzig Jahre seyn," erwiederte der noch immer zitternde Knappe — und war am Morgen des Himmelfahrtstages." —

„Elender Hund! rief Konrad in gesteigerter Wuth, vollziehst du so die Befehle deines Herrn — geh' aus meinen Augen, deine Strafe wird dich ereilen.“ Todtenbleich und an allen Gliedern fiebernd, schwankte Ralf aus dem Gemache. Am andern Tag warf die Donau die Leiche eines alten Mannes aus. — Es war also gewiß, Walram war des Köhlers Kind. „Bin ich ein Thor, sprach Konrad zu sich selbst — daß ich jene Begebenheit, jenen Traum so bald vergessen? daß ich die Schlange in meinem Busen erwärmt? wo war mein Scharfblick, daß ich nicht gleich in Aichach mich näher um die Verhältnisse dieses Findlings erkundiget, daß ich so gleichgültig darüber wegging? Ja, er ist der Sohn jenes Köhlers, er ist es — so, wie er in dem gelben Wams vor mir stand, so führte ihn, eben so, jenes Traumbild vor meine Seele! — Und dieser Findling mußte mein einziges Kind vom sichern Tode retten, dieser Findling mußte das Herz meiner Tochter rühren, daß es in Liebe für ihn erglühe! O, das ist die ärgste Tücke des Schicksals und mein Traum scheint nicht mehr so unnatürlich. Aber ich will ihr trotzen dieser Tücke mit aller Kraft meines kaiserlichen Willens; ich bin es mir, meinem Namen, meinem Reiche schuldig. Diesen Stein, den mir auf den Weg meines Ruhmes vielleicht nur der hämische Zufall wirft, bin ich im Stande, wegzuräumen. Und ich thue es, so wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde.“ — Konrad hielt Wort, der eiserne Wille, den er bey Bezwingung des unruhigen Italiens beurkundete, bewährte sich auch hier. Nicht der Gedanke, daß er eben diesem

Findling das Leben seines einzigen Kindes zu danken hatte, konnte ihn von seinem Vorhaben abbringen; er war von der ganzen Gewalt seines abergläubischen Wahnes befallen. Fiel das neugeborne Kind nicht durch ihn der ewigen Nacht des Todes anheim, so sollte es jetzo der kräftige Jüngling, der noch mehr seine Furcht vor einem unrechtmäßigen Nachfolger vergrößerte.

Auf Hohenstein, jener finstern, in unermeßlichem Walde gelegenen Burg in Schwaben, von welcher der Zahn der Zeit auch die letzten Spuren vertilgt zu haben scheint, wo Konrad sich öfters des Vergnügens der Jagd wegen aufhielt, hauste sein, ihm mit blindem Gehorsam treu ergebener Kastellan Anulf. In manchen ausgeführten Plänen, die eines schweigsamen Mitwissers bedurften, hatte Konrad die Treue desselben kennen gelernt. Er allein war der Mann, der jetzt in dieser Sache ihm beystehen konnte. Alle Dankbarkeit, alles Menschengefühl vergessend, schrieb Konrad an den finstern aber verlässigen Gesellen wenige Worte, die hinreichten, für die genaue Entsprechung derselben, den abergläubischen Kaiser zu beruhigen. Sie lauteten: „den Ueberbringer dieses meines kaiserlichen Befehls, einen Edelknecht niederer Herkunft, der an mir sich schwer versündigte, machst du verschwinden für diese Welt, entweder durch rasche That oder laß den Funken seines Lebens langsam verglimmen im tiefsten Verließe der Veste. Lohn oder Strafe über Vollzug meines Willens erwartet dich bey meiner Rückkehr nach Burg Simmern." Siegel und Unterschrift bestättigten die Aechtheit des kai-

serlichen Briefes. Walram wurde zu dem Kaiser gerufen, welcher ihm das Schreiben zur Ueberbringung an Anulf mit strengem Auftrag und zur möglichsten Eile einhändigte. „Und hast Du, mein Herr und Kaiser,“ sprach, nach erhaltenem Befehl, der Edelknecht – „keinen Auftrag nach Burg Simmern?“ Leise Röthe überflog bei der Frage seine Wangen. „Der Kastellan zu Hohenstein wird dir Näheres berichten,“ entgegnete abgewandt der Kaiser. Walram beurlaubte sich, und ritt am frühesten Morgen aus den Mauern der alten Kaiserstadt gen Hohenstein, seinem Schicksal entgegen.

8.

Es war ein schöner warmer Frühlingsabend, am dritten Tage seiner Reise, als Walram, nachlässig den Zügel auf dem Sattelknopf haltend, an dem Saum einer langen Waldstrecke dahin ritt. Seltsame Gedanken über das Benehmen seines kaiserlichen Herrn in letzter Zeit, beschäftigten seine Seele; sein müdes Roß schritt nur langsam, den Kopf bis schier an die Hufe hängend, vorwärts. Da kam er an die Grenzscheide, wo rechts, über eine weite Ebene der Weg nach Burg Simmern, und links durch ein waldigtes Thal nach der Veste Hohenstein führte, — dort und dahin war die Strecke von mehr als einer Tagereise. — Als sein Roß an diese Stelle kam, hielt er rasch den Zügel an, so daß das fromme Thier, solche Härte nicht gewohnt, laut schnaubte, stand, und den weichen

Boden scharrte. Walram strich schmeichelnd den Hals des Thieres, es zu besänftigen; war ja doch selbst in seinem Innern eine sonderbare Empfindung rege geworden. Mit jener heiligen Sehnsucht, welche nur reine, liebende Herzen kennen, blickte er nassen Auges über die weite Ebene hin, in die Gegend, wo Burg Simmern lag — weit, weit hin schweifte sein Auge, bis die hervorquillenden Thränen den neblichten Horizont noch mehr verdüsterten. Leise bewegten sich seine Lippen, seine innere Stimme rief den Namen „Gisela" — ein stiller, heiliger Gruß ward von den Abendlüften dahin getragen, wo sie athmete. Walram streckte lange die Hand nach jener Gegend aus; dann aber, als der Abendwind die Thräne der Sehnsucht auf seiner Wange getrocknet, hielt er sein Roß zu schnellerem Schritte an, da er das Kloster „zur heiligen Schulterwunde" noch erreichen wollte, um daselbst für sich und sein Roß, die Nacht über, Ruhe und Labung zu finden. — Die Sonne war noch nicht untergegangen, ihre letzten Strahlen beleuchteten noch den dichten Wald in einzelnen Strecken. Walram war sonderbar bewegt, ihm war so wohl, und doch so weh. — Die Stille des Waldes, die Einsamkeit rings umher, stimmte ihn zu ernsten Betrachtungen über die Vergangenheit und die ungewisse Zukunft, die ihm wohl wenig Freudiges mehr zu bieten hatte. — Du wirst es, freundlicher Leser selbst empfunden haben in deinem Leben, wie an einem schönen Frühlingsabend Dein Herz sich mehr der stillen Schwermuth als der Freude neiget; wie jene Bilder vergangener Zeiten vor Deiner Seele vorüberziehen, die Dich einst in der Wirklichkeit betrübten oder erfreuten;

denn das ist wahr und erwiesen, daß wir an der Vergangenheit, ob freudig oder schmerzvoll sie auch war, immer mehr mit Liebe hängen, als an der Gegenwart, wenn sie auch noch so beglückend ist! — Nach kurzem Ritte weckte den Findling der Schall der Abendglocke des Klosters „zur heiligen Schulterwunde" aus seinen Träumen. Er spornte sein Roß und als es bald um eine Ecke bog, lag das stille Kloster, dessen Thurmkuppel eben der letzte Strahl der untergehenden Sonne beglänzte, vor seinem Blicke. Ein Mönch, vertieft in das Lesen eines Buches, saß auf der Steinbank unter den drei Lindenbäumen vor der Pforte des einsam gelegenen Klosters, — Walram grüßte ihn ehrerbietig. Er war ein Mann von mehr als mittlerer Größe, sein Haar zwar gebleicht, aber noch lag in den verkümmerten Zügen seines ehrwürdigen Antlitzes etwas Kräftiges, Erhabenes, und flößte dem frommen Jüngling innige Ehrfurcht ein. — „Ich will dich dem Prior melden," sprach der Mönch, als Walram seine Bitte um Labung und Nachtlager vorgebracht hatte, „denn da du, wie du sagst, als kaiserlicher Bote dieses Weges ziehst, so wirst du sicher willkommen seyn und dir gereicht werden, was unser armes Kloster zu reichen vermag." Er ging, nachdem er das Legendenbuch zugeschlagen, durch die Pforte in das Innere des Klosters. Walram hatte indessen Zügel und Zeug seines müden Rosses leichter geschnallt und war eben beschäftigt, den Sattel abzuheben, als der Mönch zurückkam. „Du findest, was du begehrst," sprach er zu dem Edelknecht, „versorge dein Roß, und dann werde ich dich nach der Fremdenzelle führen." Als Walram den

Klosterknechten das treue Thier übergeben hatte, kehrte er zu dem Mönch zurück. Der Abend war schön, Walram nahm bescheiden Platz auf der Steinbank an der Seite des ehrwürdigen Mannes. „Willst du noch des Abends genießen," sprach der Mönch nach einer Pause, „so will ich Speise und Trank, wie wir es auch haben, hieher bringen lassen." „Thue das, ehrwürdiger Vater," entgegnete der Edelknecht, „es ist mir so wohl hier, als mir noch nie im Leben gewesen, mir ist, als wäre hier meine Heimath, — die ich armer Findling nie gesehen, nie gekannt." „Ich bin nicht Pater," erwiederte der Mönch — „bin nur der Bruder Pförtner — doch, fuhr er fort, „dein Wunsch, freundlicher Jüngling, soll alsogleich erfüllt werden." Er winkte einem Klosterknecht, der auch sogleich Wein und Brod auf den runden Steintisch stellte. — Der Laienbruder sprach nun gar viel über sein Kloster, über den edlen Prior, der schon seit vielen Jahren ihm Freund und Wohlthäter war. Im Laufe des traulichen Gespräches fragte Walram den frommen Bruder, wie lange er noch brauche, in mäßigem Ritt nach Burg Hohenstein zu kommen? „Ach! setzte er hinzu, mit sonderbarem Gefühle ziehe ich nach jener Gegend, wo ich einst vor zwanzig Jahren als neugebornes Kind gefunden wurde." — Da erhob sich die ehrwürdige Gestalt des Mönches — „Vor zwanzig Jahren in jener Gegend gefunden?" fragte der Pförtner mit sichtbarer Bewegung — „erzähle Jüngling mir dein früheres Schicksal — ich nehme Theil, ich nehme innigen Theil daran." — Walram hatte zu dem Bruder Vertrauen gewonnen, er erzählte, was er von seiner frühesten Jugend

wußte, daß er die Erhaltung seines Lebens, wie durch ein Wunder, nur dem Fluge eines Raubvogels zu verdanken hatte. Ueber die gefurcheten Wangen des Klosterpförtners liefen die hellen Thränen. „Ewige Vorsehung!“ sprach er! „wie groß bist du in deinen Werken!“ Mit gefalteten Händen horchte er auf die Worte Walrams, er schien mit Gewalt den innern Kampf seiner Seele zu beschwichtigen. — Der Edelknecht endete seine Erzählung mit dem Ereigniß bei der Mövenjagd. „Ja,“ rief er begeistert, „ich habe sie, die Hohe, Herrliche gerettet und nur darum ist dem Findling sein künftiges Leben noch werth!“ — seine Wangen glühten, sein Auge hing unverwandt an dem eben am Himmel erschienenen freundlichen Abendstern. — Aufmerksam betrachtete der Mönch den Jüngling. „Noch, lispelte er still für sich, ist nicht die Zeit — gieb mir Fassung, mein Gott — daß ich mein Herz besiege. Jüngling! sprach er mild und freundlich zu Walram — „du trägst ein Gefühl in dir, das du mit Gewalt unterdrücken willst — du liebst des Kaisers Tochter! — Du liebst sie, gesteh' es mir — und denke — ein Vater, ein liebender Vater nimmt das Geheimniß von deinem Herzen.“ Walram sank zu den Füßen des Mönches. „Gieb mir deinen Segen, frommer Mann“ — stammelte er, „gieb mir deinen Segen, daß mein Herz erstarke in so unendlichem Leid.“ — Der Mönch hob den Jüngling auf. „Fasse Dich, junges Blut!“ tröstete er ihn, „ich lese in den Sternen, daß dein Geschick noch eine sonderbar günstige Wendung nehmen wird, doch — setzte er ernster geworden hinzu, „weiß Konrad der Salische um deine Liebe?“ — „Weiß ich sie

doch selber nicht," entgegnete wehmüthig der durch das Gespräch, durch die Stille des Abends und durch eine eigene, nie gekannte Empfindung, bewegte Jüngling — „doch schier möchte ich glauben, mein Kaiser und Herr ahne, daß mein Herz nicht mehr so ruhig schlägt, wie einst, bevor er nach Aichach kam — auch däucht mir, er wisse um meine Geburt." Immer mit mehr gespannter Aufmerksamkeit horchte der Pförtner auf Walrams weitere Erzählung: wie ihn zu Regensburg der Kaiser genau um alle Verhältnisse gefragt, wie er ihn hierauf aus seiner Nähe verbannt und dann diesen Brief zur Besorgung an Anulf übergeben. Mit einem langen Blick sah der Mönch auf den verschloßenen Pergamentbrief, den Walram vor sich auf den Tisch gelegt hatte. Er brach bald darauf ein weiteres Gespräch ab und ermahnte Walram, sich nun der Ruhe zu erfreuen. Der Edelknecht zog ein Strohlager in dem Pförtnerstübchen selbst, dem bessern Ruhebette in der Fremdenzelle vor, er wollte bei anbrechendem Tage weiter ziehen, um bald auf Hohenstein anzukommen. Als der Mönch in der stillen Pförtnerstube mit lauter, aber bewegter Stimme den Abendsegen gebetet hatte, reichte er noch einmal dem Jüngling die Hand, segnete ihn und bald schlief Walram von dem langen Ritt ermüdet, sanft und ruhig. Der Laienbruder aber nahm das kaiserliche Schreiben — setzte sich an den Tisch und der erste Schein des jungen Tages traf ihn noch wach und in tiefem Nachdenken. —

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als Walram das gesattelte Roß schon aus den Ställen des Klo-

sters führte. — Walram und der Laienbruder schieden mit solcher Herzlichkeit, daß beide sich einer Thräne des Abschiedes nicht enthalten konnten. „Ziehe mit Gott, mein Sohn! rief dem Edelknecht der Pförtner nach, ziehe mit Gott — er ist mit dir und bald siehst du mich wieder.“ — Er blickte dem Jüngling nach, bis Roß und Reiter zwischen den Stämmen der Waldbäume verschwunden waren, dann aber sank er in die Knie und rief laut: „Ich danke dir Gott, dir Allmächtiger! die Stunde der Rache, nach der ich lechzte wie ein Dürstender in der Wüste, ist gekommen, denn gerecht ist meine Rache — sonst hättest du, mein Gott, mir nicht diesen Augenblick beschieden!“ —

Walram langte noch vor Nacht auf Burg Hohenstein an. Er traf den alten Anulf bei vollem Becher und überreichte ihm auch sogleich den kaiserlichen Brief. Der alte Kastellan erbrach das Siegel und las, wie es Walram schien, mehr denn einmal den Brief. Er nahm das Sammtkäppchen vom Haupte und rückte dem Jüngling einen Stuhl zurecht. „Du bist mir herzlich willkommen, edler Jüngling,“ sprach er, „setze dich, der Wein, vom besten, möge dir munden.“ Als durch die Knappen die schönsten Trinkgeschirre der Burg aufgestellt und mit perlendem Weine gefüllt waren, rückte der graue Sünder dem Edelknecht näher. „Was hast du wohl gethan, frug er ihn theils in ehrerbietigem, theils vertrautem Tone, „daß der Kaiser dir so hoch verpflichtet ist?“ „Ich wüßte nicht,“ entgegnete Walram verwundert, „daß ich seine Tochter vom Tode er-

rettet, ist wohl die einzige erwähnungswerthe That meines Lebens." „Und was sprach der Kaiser zu dir, als er dies Schreiben dir gab?" frug der Kastellan weiter. „Der Kastellan von Hohenstein wird dir Näheres berichten," entgegnete Walram, „thu' es nun Anulf, auf daß ich morgen wieder gen Regensburg reiten kann." „Zuvor nach Burg Simmern, edler Jüngling," rief Anulf; seine Nase wurde spitzer und seine Augen funkelten, „zuvor nach Burg Simmern, dort wird Jubel und Freude." — Am andern Morgen ritt Walram, der aus allem nicht klug werden konnte, mit Anulf und allen Knappen und Reisigen der Veste Hohenstein nach Burg Simmern — dahin — wo Gisela war. —

9.

Auf Burg Simmern war es still und einsam, seit Konrad der Salische mit seinen Herren, Rittern und Reisigen nach Regensburg gezogen. Ein Tag verging wie der andere. Die Frauen drehten emsig die Spindel, theils in den Laubgängen des Gartens, theils auf den Altanen der Veste, denn es war ein gar herrlicher Frühling und mit neuer Kraft erwachte alles zum jungen frischen Leben. So saßen eines Abends die Kaiserin, Gisela und ihre Frauen auf der großen Altane, welche die erste Ringmauer der Veste trug; erstere im tiefen Nachdenken über die Ereignisse der Zeit, letztere versunken in stille Träumerei. Seit Walram mit dem

Kaiser fortgezogen, war es wohl ruhiger in Giselas liebendem Herzen geworden, sie dachte aber oft und mit Sehnsucht des edlen, herrlichen Jünglings, und glaubte, Niemand wisse um ihre Liebe. Gunhilde selbst hatte des Edelknechts nicht mehr erwähnt, und da auch Gisela jetzt mehr Theil an dem nahm, was um sie vorging, so glaubte sie nichts mehr von der Neigung ihres Kindes zu Walram fürchten zu dürfen. Gisela nahm auch an diesem Abend Antheil an dem Gespräche der Frauen und arbeitete gar fleißig an der Stickerey eines Meßgewandes für das nahe Frauenkloster St. Maria Ruh'. — Da stieß der Thurmwart heftig in sein Horn und als sich die Frauen erhoben und hinab in die Ebene lugten, sahen sie einen Zug Reisige sich der kaiserlichen Veste nahen. „Es ist Anulf mit schier der ganzen Bewohnerschaft von Hohenstein," berichtete der Burgvogt, „und wie mir scheint, reitet der Edelknecht Walram ihm zur Rechten." „Walram!" rief, sich vergessend, Gisela, und eilte mit den Frauen zurück in den Rundsaal, aus dessen Erkerfenster sie den ganzen Burghof überschauen konnte. — Walram war es; eben ritten die Reisigen in den Hof ein. Sein Blick schweifte an den Fenstern hin und als er Gisela bemerkte, legte er, seiner nicht mächtig, die Hand auf sein laut klopfendes Herz. Gisela erröthete, sie eilte vom Fenster, ach! wie glühten ihre Wangen, wie froh bewegt war ihr Herz, so daß selbst den Zofen, die ihr nahe waren, diese Aufregung nicht entgehen konnte. Der Vogt der Veste meldete der Kaiserin, wie Anulf in hochwichtigen Dingen um Einlaß

und Gehör bitte, welches ihm auch, da Gunhilde wußte, daß Anulf, als Vertrauter ihres kaiserlichen Gemahls, nur Wichtiges von ihm ihr bringen konnte, sogleich gewährt wurde. Walram wollte den Kastellan, als sie von den Roßen gestiegen waren, verlassen, um nach seiner kleinen Stube zu gehen, aber Anulf hielt ihn zurück. „Du begleitest mich zur Kaiserin, edler Jüngling," sprach er, „denn meine Botschaft betrifft zunächst dich." — Immer mehr erstaunt über die Ereignisse der letzten Tage, folgte der Edelknecht dem vorausschreitenden Alten, der mit geheimnißvollem Lächeln sich auf der Wendeltreppe öfter nach ihm umsah. — „Was bringst du mir Anulf" — redete Gunhilde den eintretenden Kastellan der Veste Hohenstein an, „was bringst du mir für Nachricht? sicher von meinem Herrn und Gemahl?" „Von ihm," entgegnete Anulf, „doch zuvörderst möcht' ich Dich um gnädiges Gehör unter vier Augen bitten, hohe Herrin und Frau!" — „Was soll Walram hier?" frug Gunhilde weiter und deutete auf den Jüngling, der bescheiden an der Thür stehen geblieben. — „Er gehört zu meiner Botschaft," erwiederte lächelnd der Kastellan, „laß ihn nur hier bey Gisela, was ich Dir zu sagen habe, betrifft sie beyde." — Der Findling und die Kaiserstochter schracken mächtig auf bey diesen Worten und verlegen standen sich beyde gegenüber, als Gunhilde mit dem alten Anulf in den Erker getreten. Gisela stand am Fenster und legte die Stirne an die kühlenden Scheiben, Walram athmete kaum. Keines vermochte zu reden. Endlich brach Gisela das Still=

schweigen. „Hast du vernommen, was Anulf sagte," sprach sie, „was er dort mit meiner kaiserlichen Mutter unterredet, betrifft uns beyde." „Wohl nur mich allein, Herrin!" entgegnete Walram — „vielleicht wird der arme Findling sich bald wieder eine neue Heimath suchen müssen." „Und warum glaubst du das, Walram?" frug Gisela weiter. „Laß mich schweigen, Herrin!" erwiederte thränenden Auges der Jüngling, „mir ist nicht zu helfen." „Ich habe deiner oft gedacht," fuhr Gisela fort, „denn ich bin dir ja alles, mein Leben, schuldig." „Hast Du das?" rief feurig der Edelknecht, „o so trage ich gerne jedes Schicksal, das mich trifft." — Da trat die Kaiserin mit Anulf, den Pergamentbrief in der Hand, aus dem Erker zurück in die Stube. — Lange betrachtete sie Gisela und Walram, sie winkte beyden, näher zu treten und sprach: „Es müssen sonderbare Dinge geschehen seyn, die zu enträthseln ich nicht vermag. Vernehmt, was Konrad der Salische, mein Herr und Gemahl in diesem kaiserlichen Brief an Anulf befohlen." Sie las: „Den Ueberbringer dieses meines kaiserlichen Befehls, einen Edelknecht edler Herkunft, dem ich hoch verpflichtet bin, vermählst du sogleich mit meiner Tochter Gisela, entweder zu Simmern oder auf Hohenstein. Lohn oder Strafe über Vollzug meines Willens erwartet dich bey meiner Rückkehr nach Burg Simmern." — Wer beschreibt die Empfindung der beyden Liebenden, als die Kaiserin geendet hatte und beyde betrachtete; sie vermochten nicht zu sprechen. Walram schien Alles ein Traum. „Unbegreiflich," fuhr Gunhilde fort, „ist mir Alles, doch was meinen Gemahl zu

diesem Schritt bewogen, steht mir nicht zu, weiter zu untersuchen — und so segne ich euch heute, wie es der Hofkapellanus morgen in der Kapelle thun wird.“ Mit lautem Schluchzen sanken Gisela und Walram der Kaiserin zu Füßen. Sie legte ihnen die Hände auf. „Du bist ein edles treues Gemüth, Walram,“ sprach sie, „Gisela ist dir zugethan, ihr Gefühl für dich war mehr als Dankbarkeit — sie liebt dich“ — „Mutter!“ rief hoch erröthend die Jungfrau und verbarg das himmlische Antlitz an dem mütterlichen Herzen. — „Vollziehe also, Herrin! bald den Befehl des Kaisers, meines Herrn,“ sprach dazwischen der alte Anulf, „Siegel und Handunterschrift bestättigen nur zu sehr die Aechtheit dieses Briefes. Näheres über Stand und Herkunft dieses Jünglings wird uns der Kaiser bei seiner Zurückkunft mittheilen.“ „Es geschehe, wie er befohlen,“ entgegnete feyerlich die Kaiserin, „kommt, meine Kinder, euch dem Burggesinde als glückliches Brautpaar vorzustellen.“ —

Es erwachte wohl am nächsten Morgen in dem weiten deutschen Reiche kein glücklicheres Paar als Gisela und Walram. Letzterer, als er die Augen aufschlug, glaubte, ein Traum habe ihn geneckt; es währte lange, bis er seine Gedanken ordnen und sich sammeln konnte. Als er aber vor sich auf dem Eichentisch blinkende Waffen und die Sporen liegen sah, sprang er von seinem Lager und eilte, um dem vor Lust gepreßten Herzen Luft zu machen, an's Fenster. — Es war der Tag der heiligen Pfingsten; in der Veste war alles, vom Ersten bis zum Letzten gar fröhlich gestimmt, jedes gönnte dem braven Jüngling sein

Glück und über die Art und Weise, wie er es so schnell gefunden, von welcher Herkunft er sey, und was den Kaiser so plötzlich veranlaßte, ihm sein einziges Kind zu geben, hatte man gar viel zu glauben und zu plaudern. In der Burgkapelle zu Simmern erhielt der Edelknecht von dem Marschalk der Kaiserin, Guntram von Ried, den Ritterschlag, „vorbehaltlich dessen, was Konrad der Salische noch ferner über Wappen, Gut und Namen verfügen werde.“ — Nach dieser feyerlichen Handlung segnete der Kapellanus und Geheimschreiber des Kaisers, Wippo, welcher die Geschichte des Salischen geschrieben, den Bund zwischen Gisela und Walram. — Noch nie flossen auf Simmern so viele Thränen der Rührung und Freude, als an diesem Tage, es war ein Fest, wie es wenige in jener finstern rauhen Zeit gegeben. — Der Erzähler dieser Begebenheiten legt die Feder nieder, das Glück der beyden Liebenden zu beschreiben, ist nicht in des Sterblichen Kraft gelegen. — Der Jubel und die Freude vergrößerte sich, als nach dreyen Tagen ein Bote die Nachricht brachte, daß der Kaiser ihm folge und bald auf der Veste angelangt seyn wird. — Froh bewegt eilten die Kaiserin, Gisela und Walram, die Edlen und Reisigen, welche auf Burg Simmern lebten, dem kaiserlichen Herrn entgegen. Als er in den Burghof eingeritten und vom Roße gestiegen war, sanken von Dank und Freude ergriffen, Gisela und Walram zu seinen Füßen und küßten den Saum seines Kleides. Konrad bebte zurück, als er den Edelknecht in ritterlicher Kleidung erblickte. „Was soll das hier?“ rief er — „wie kommt der Edelknecht nach Simmern?“ — Alles staunte über diese

Frage, Alles verstummte — todtenblaß standen die Kaiserin, Gisela und Walram. „Was soll das?“ rief Konrad mit fürchterlicher Stimme noch einmal. Da trat der alte Anulf, der noch auf Burg Simmern anwesend war, dem Kaiser näher. „Herr!“ sprach er — „nach deinem Willen geschah, wie du mir geschrieben — Walram ist deiner Tochter Gatte, vor dreyen Tagen segnete Wippo den heiligen Bund.“ — „Ist's ein Spiel der Hölle, was ihr treibt?“ rief in Wuth der Kaiser, „ich dir befohlen, mein Kind einem namenlosen Findling zu geben?“ „Ja, mein Herr und Gemahl,“ entgegnete Gunhilde — alsogleich sollst du dich überzeugen.“ Ein Diener hatte schnell den Pergamentbrief herbeygeholt. Konrad las und las, seine Lippen zitterten. „Schändlicher Verrath!“ rief er in furchtbarer Bewegung — „es ist meine Unterschrift, ist meines Hauses Siegel, aber meine Worte sind es nicht — werft den Betrüger in Ketten,“ rief er den hocherstaunten Reisigen zu, „reißt ihm die lügenhafte Zunge aus dem Munde und über euch Alle halte ich bey Gott und meinem Schwur ein fürchterliches Gericht, — bringt mir den namenlosen Knecht aus meinen Augen.“ Da stürzte aus der Menge der Umstehenden ein Laienbruder hervor. „Konrad!“ rief er — vor den Kaiser tretend, „erbebe ob deiner That“ — es ist kein namenloser Knecht — es ist mein Sohn, Heinrich Graf von Hohburg!“ — Wie der Donner des Gerichts — trafen diese Worte die ganze Versammlung — Alles staunte, Niemand getraute sich zu athmen. — Furchtlos aber stand der Mönch vor dem erstarrten Kaiser — „Konrad,“ sprach er, „jener Köhler,

dem du sein einzig' Kind gestohlen, war ich, ich, den du geächtet, dein treuester Freund und Vasall. — Als du meine Burg zerstört, floh ich allein mit meinem Weibe, ein Bettler, in jene Wälder. Ich beherbergte dich, ich gab dir das Beste, was ich hatte, du stahlst mir mein Kind dafür; was dich dazu bewogen, weiß ich nicht. Sieh! ein Vogel erhielt das Leben meines Söhnleins. Als ich dich gesucht in den Wäldern, als ich tausendmal deinen Namen gerufen, als ich mein Kind, mein einziges Kind gesucht, und nicht gefunden, kehrte ich in Verzweiflung zurück in meine Hütte. Ich fand mein Weib als Leiche, der Schmerz um mein Kind hatte das Herz der Mutter gebrochen. Ich fluchte dir Konrad, ich fluchte dir fürchterlich! — Ohnmächtig sank ich an die Leiche meines Weibes hin, wie lange ich gelegen, weiß ich nicht; als ich erwachte, konnte ich erst mein ganzes Unglück ermessen. Ich begrub mein Weib, verließ meine einsame Hütte, den einzigen Zeugen jahrelangen Elends. — Ein alter bewährter Freund, dem ich mich vertraute, — denn wie konnte ich Geächteter gegen dich, den Kaiser der Deutschen auftreten, — der Prior des Klosters „zur heiligen Schulterwunde" nahm mich auf. Konrad! seit zwanzig Jahren war ich Pförtner dortselbst, da führte die ewige Vorsehung meinen Sohn dahin; er vertraute mir unbekanntem Manne sein Schicksal, die Erhaltung seines Lebens, seine Liebe zu deiner Tochter. Die Stunde der Rache war gekommen. — Ich hatte von den Mönchen meines Klosters gelernt, Schriftzüge von dem Pergament zu löschen und ähnliche hinzuschreiben. — Dich Konrad und deinen

starrend Sinn kennend, aufmerksam gemacht durch meines Sohnes Erzählung, erbrach ich dein kaiserliches Siegel — ich, ich schrieb diese Zeilen und siegelte den Brief wieder — deine Unterschrift, dein Wappen ließ ich unverletzt. — Gott sey es gedankt — meine Rache ist gestillt. — Tödte mich Konrad! aber sehe in den Wegen der Vorsehung, daß du mich schuldlos um alle Freuden dieses Erdenlebens gebracht.“ — Alles schwieg. — Mit einem lauten Schrey sank Walram an die Brust des Mönches. Er fand seinen Vater — er war kein namenloser Knecht! — was auf dieser Welt wog dieses heilige Gefühl wohl auf?

Bewegungslos stand der Kaiser — Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Gisela schmiegte sich an ihn. „Vater,“ sprach sie, „was Gott zusammenfügt, kann der Mensch nicht trennen, mache gut, mein Vater, was du an diesem edlen Greis verbrochen. Deines Kindes ganzes Erdenglück hängt von deiner Gnade ab.“ Da schmolz die Rinde von des deutschen Kaisers Herzen. „Wohlan,“ sprach er, „eitel ist des Menschen Trachten, gegen den Willen der Vorsehung zu kämpfen, ich bin es fürder nicht mehr im Stande.“ — Er führte Gisela dem Findling zu, und in heiliger Rührung sanken Alle in die Knie. — Konrad der Salische belehnte den Schwiegersohn mit dem, durch Herzog Hermans Tod, erledigtem Schwaben. Walram zog mit seinem Vater nach dem Grabe seiner Mutter — es war ein heiliger Augenblick, als die Thränen des Sohnes den Grabhügel der nie gekannten Mutter befeuchteten. — Kurt, der

Pförtner, der edle Graf von Hohburg, wollte von der Welt und ihren Freuden nichts mehr wissen, er kehrte in sein Kloster zurück. Walram aber, als er das Grab der Mutter besucht, und anbefohlen hatte, daß eine Kirche über den stillen Waldhügel, wo ihre Gebeine ruhten, erbaut werde, eilte zur edlen Gräfin von Aichach, seiner unvergeßlichen Pflegemutter, dann erst kehrte er nach Simmern zu Gisela zurück. — Und als am 4. July des Jahres 1039 Konrad der Salische zu Utrecht das Zeitliche gesegnet, bestieg Walram, als Heinrich III. von den Fürsten gewählt, den deutschen Kaiserthron. Und dieß ist die Geschichte von dem Findling und der Kaiserstochter.

II.

Das Kätchen von Heilbron
und
der Bettelstudent.

Das Kätchen von Heilbron und der Bettelstudent.

Es waren zwey Theologen, welche einsam mit einander lustwandelten vor dem Thore der ehrwürdigen Hauptstadt und sich erfreuten des herrlichen Herbstmorgens und der schönen Natur, welche, gleich einer bejahrten Dame, noch alle ihre Reize aufbot, sich vor der letzten Neige ihrer Tage zu schmücken. Freundlich schien die Sonne am azurblauen Himmel, und die beyden Wandler, Freunde aus der frühesten Jugend ihres Lebens, erinnerten sich so lebhaft zurück an manche schön verlebte Stunde in der fernen Heimath. Beyde von guter Familie, jedoch elternlos und arm, lebten von dem Wenigen, was sie sich durch Privatunterricht und durch die Wohlthätigkeit einiger Verwandten erwarben. Gleiches Schicksal, gleiche Gemüther hatte ein festes, inniges

Band der zärtlichsten Freundschaft um ihre Herzen geschlungen und so ertrugen sie leichter manches Unangenehme, das ihnen auf dem Wege ihres Lebens nicht zum seltensten aufstieß. Sie hatten sich den theologischen Studien mit allem Fleiße gewidmet, weil sie durch selbe am ersten zum Ziele zu gelangen hofften, und nichts mochte sie wohl von diesem Vorhaben abführen, da sie mit sich selbst einig, und unter dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, keine Forderungen an die Welt und ihre Freuden zu machen wußten. Sie waren begriffen im traulichen Gespräche und erzählten sich gegenseitig, wie sie einer bessern Zukunft in ihrem gewählten Stande entgegen sähen, was sie von der Zukunft hoffen und wie sie ihre Lebensweise künftig einrichten und sich immer mehr Freunde bleiben wollen, wenn ihr heiliger Beruf sie auch trenne. Eine freudige Regung durchglühte beyde, sich so nahe nach manchen kummervollen Tagen an dem erwünschten Ziele zu sehen, denn sie waren mit eisernem Fleiße in ihren Studien schon so weit vorgerückt, daß mit nächsten Pfingsten die heilige Stole und der Rosmarinstrauß sie zieren würde. Bernhard, der ältere der beyden Freunde, drückte dem froh bewegten jüngeren Freund Gustav mit Innigkeit die Hand und die ganze Natur lächelte sie an in ihrer reinen frommen Freude. — Aber was ist der Mensch mit all' seinen Entschlüssen und Hoffnungen, mit all' seinen Träumen und Vorsätzen, ein Augenblick giebt seinem ganzen Leben eine andere Richtung und von diesem einzigen Augenblicke hängt sein ganzes künftiges Schicksal

ab. Als die beyden Wandelnden an den antiken Springbrunnen kamen, der den großen Park des, der Stadt nahgelegenen fürstlichen Pallastes zierte, stiegen sie die, den Brunnen umlaufenden Stufen hinauf, und umgingen denselben. Mit einem Male stand, ohne früher von ihnen gesehen worden zu seyn, eine wohlgekleidete überaus schöne junge Dame in Begleitung einer ältlichen Matrone vor ihnen. Die beyden Theologen traten bescheiden eine Stufe herab, um die Begegnenden passiren zu lassen. Da blickte die jüngere noch einmal zurück, und sprach zu ihrer Begleiterin: „Aber schade für diesen hübschen jungen Mann, daß er diesen Stand gewählt." Den Blick, den sie zurücksandte — diese Worte, welche Gustav deutlich vernahm, trieben das Blut in die Wangen des armen Theologen, er stand besinnungslos und starrte nach der holden Gestalt, die sich noch ein paarmal umsah, und dann hinter Nadelholzgesträuch verschwand. Er sah noch lange und lange, es war, als sey ein überirdisches Wesen vor seinen Blicken aufgetaucht und verschwunden; der ernstere Bernhard weckte ihn aus seinen Träumen, aber der Jüngling war in seiner tiefsten Seele umgestaltet, ein nie empfundenes Gefühl engte seine Brust und verwirrte seine Sinne bis zur Betäubung. Von diesem Augenblicke an betrachtete er das Leben von einer andern, schönern Seite als bisher, von dieser Minute an erschien Alles, was er bisher that und dachte, in einer ganz anderen Gestaltung. Es war um ihn geschehen, jenes weibliche Wesen stand bey Tag und in einsamer Nacht vor seiner Seele, die Worte, die er vernahm,

klangen wie ein Vorwurf aus dem Geisterreich in seinem Herzen wieder, und wer unter uns Allen ist, der sagen kann, er hätte nicht Augenblicke erlebt, wo er nicht gänzlich zerfallen mit sich und seinem Schicksal, sein Daseyn als marternde Strafe betrachtete, wo er nicht selbst sein ärgster Feind sich schien und sich selbst bemitleidete? O in der menschlichen Brust liegt so unendlich viel verborgen, was oft mit uns zu Grabe geht, öffnet nicht ein besonderer Augenblick diese für die Ewigkeit verschlossene Tiefe, in welcher des Menschen Glück und Unglück schlummert. —

Gustav war für diesen Tag verloren, er konnte nichts von dem thun, was er sonst zu thun gewohnt und verpflichtet war. Umsonst drangen seine Freunde in ihn, was diese sonderbare Gemüthsstimmung denn hervorgebracht, er schwieg und schüttelte bedenklich, gleichsam mit sich selbst unzufrieden, das Haupt. Am folgenden Tag, als ihm diese Erscheinung am Brunnen begegnet, erkrankte einer seiner Collegen, der in einem angesehenen herrschaftlichem Hause die Stelle eines Hofmeisters bekleidete, plötzlich und bedeutend. Gustav wurde an sein Krankenlager gerufen, und von dem Schwerkranken gebeten, einstweilen den Unterricht bey den Söhnen des Hauses zu übernehmen, welches dieser mit Freuden versprach, denn er hoffte, hierin Zerstreuung zu finden, die er in diesem Augenblicke so sehr bedurfte. Mit Vergnügen nahm die Herrschaft den jungen wohlgebildeten Mann auf, und da selbe eben im Begriffe stand, eine Reise auf ihre Güter zu machen, so wurde die Aufsicht über

die beyden jungen Grafen ausschließlich dem provisorischen Hofmeister übertragen, der in den ersten Tagen seines neuen Geschäftes hinlänglich Zerstreuung fand. Aber in Mitte seiner neuen Lebensweise, in welcher er nicht allein dem Unterrichte seiner Zöglinge, sondern auch seinem kranken Freunde die Stunden des Tages opfern mußte, stand das Bild jenes Tages noch immer vor seiner Seele und so oft er allein war, fühlte er die ganze Macht seiner Sehnsucht. —

Es war Sonnabend. Die Theaterzettel verkündeten das erste Auftreten einer ausgezeichneten Schauspielerin als Kätchen von Heilbron. Alle Plätze waren genommen, das Wetter war trübe, und schon am Nachmittag waren die Thüren des großen Theatergebäudes belagert, denn es war das erste Mal, daß dieses romantische Schauspiel, von dem man sich ungemein viel versprach, gegeben werden sollte. Das Kätchen von Heilbron war das Gespräch der Stadt, in allen Salons, in Wein- und Gasthäusern sprach man nichts als vom Kätchen. Gustav fuhr mit seinen Zöglingen nach dem Theater, und nahm mit ihnen Besitz von der Loge, welche der gräflichen Familie gehörte. Das Haus war überfüllt vom Parterre bis zur letzten Gallerie. Die Symphonie hatte geendet, das Vorspiel begann. Eine ernste Stille herrschte im geräumigen Hause, mit gespannter Aufmerksamkeit schien das Publikum jedes Wort erhaschen zu wollen. Endlich erschien das lang ersehnte Kätchen, ein stürmischer Applaus schallte dem willkommnen Gast entgegen. Gustav, der in seinen frühern Ver-

hältnissen selten das Theater besucht hatte', nahm auch dießmal wenig Theil an der allgemeinen Bewegung, seine Augen streiften unstät umher, er hoffte, vielleicht jenes Wesen hier bei einer so großen Versammlung wieder zu treffen, das einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Kätchen sprach. Ihre Worte durchzuckten das Innerste des Theologen, es war ihre Stimme, sie war es, der er am Brunnen begegnet. —

Er sah und sah wieder hin, er glaubte seine Phantasie täusche das liebende Herz, aber nein, sie stand vor ihm, sie, mit den schönen dunklen Locken, es war ihr Auge, ihre Sprache. Er eilte mit seiner Unruhe, die marternd ihn verfolgte, von der Loge in das Parterre, er drängte sich durch die dichte Masse bis an das Orchester, er konnte den Anfang des Aktes kaum erwarten. Bekannte, die den Theologen trafen, redeten ihn an und bezeugten ihre Verwunderung, ihn hier im Theater zu treffen, er aber antwortete so auffallend zerstreut, daß die Frager lächelnd verstummten. Endlich — o welche Seligkeit für das Herz des Armen, endlich hob sich die Gardine. Das Kätchen schlummerte unter dem Hollunderstrauch, — es war klar, sie war es, die er meynte, es war das Ideal seiner Seele. — Er verschlang jedes Wort, das sie sprach, seine Wangen glühten, er zitterte. So ist der schwache Mensch, so zerfällt er oft mit sich und seinen Plänen, und ist sein Glaube noch so fest und sein Vertrauen auf das eigene Herz erprobt in manchen Stürmen widriger Schicksale! Um den Theologen war es geschehen, gleich einem Träumenden kam er mit sei=

nen Zöglingen aus dem Theater, die Abendmahlzeit blieb unberührt, er sehnte sich allein zu seyn und eilte in sein Zimmer. Sonst war sein letzter Gedanke, ehe seine Augen sich schlossen, fromm und heilig, wie der von ihm gewählte Beruf es mit sich brachte, jetzt aber stand das Bild des Kätchen vor seiner Seele und mit diesem Bilde schlief er ein und mit diesem Bilde erwachte er.

In diesem Träumen und Sehnen waren einige Tage verflossen. Er besuchte das Theater fleißig, allein der geehrte Gast war seit dem ersten Auftreten nicht mehr auf der Bühne erschienen, doch hoffte er das geliebte Wesen unter dem Auditorium zu treffen. Nur sehen wollte er es, nur in seiner Nähe athmen und nichts ging ihm über diesen Himmel. Endlich, es war die Oper Othello – endlich erblickte er die Geliebte in einer Loge, in Begleitung jener ältlichen Dame, die mit ihr ihm am Brunnen begegnete. Er wendete kein Auge von ihr, Musik und Gesang ging unbeachtet vorüber, und als die Oper kaum geendet war, stand er schon an der Treppe, und harrte mit klopfendem Herzen. Sie kam. Das Gedränge war groß, aber wie ihr Schatten war der Theolog hinter dem Kätchen, es durchzuckte seine ganze Seele, wenn nur der Saum ihres Kleides ihn berührte. Unbändige Dränger geriethen zwischen beyde, so daß Gustav zurückgeschoben wurde, und sein Ziel aus den Augen verlor. Als er mit vieler Mühe in's Freye gelangte, suchte er sie vergebens unter der herausströmenden Menge, das Kätchen war verschwunden.

Er bog in tiefen Gedanken in eine andere Straße und stieß auf zwey elegant gekleidete Herren, welche mit vieler Zudringlichkeit ein junges verschleyertes Frauenzimmer verfolgten. Die Verfolgte bat mit weinender Stimme, sie in Frieden ihren Weg gehen zu lassen, allein die beyden Herren gingen in ihrer Dreistigkeit so weit, daß die Dame um Hülfe schrie. Gustav sprang hervor, und mit den Worten: „Meine Herren, es ist meine Schwester!“ bot er der Unbekannten den Arm. Sie gab ihm denselben, zwar verwundert, aber sogleich gefaßt, und o Himmel! als sie den Schleyer zurückschlug, war es — das Kätchen von Heilbron. — Wer beschreibt die Ueberraschung des armen Theologen, er war unfähig, auch nur ein einziges Wort hervorbringen zu können, er zitterte und sein Schützling mag wohl die höchst sonderbare innere Bewegung seines Begleiters bemerkt haben. „Sie haben mich, mein Freund, einer peinlichen Verlegenheit entzogen, nahm die Dame das Wort, ich bin fremd, seit kurzem erst hier und habe im Gedränge meine Begleiterin verloren, die nun gleich mir sich in der großen weiten Stadt wenig orientiren kann.“ „Sagen Sie mir nur,“ antwortete mit zitternder Stimme der Theolog, „sagen Sie mir ungefähr den Theil der Stadt, in welchem Sie wohnen, und ich werde Sie sicher nach Hause bringen.“ Als ihm das Kätchen so beyläufig Straße und Haus erklärt hatte, konnte es ihm nicht schwer fallen, beyde zu finden und stand bald mit dem geliebten Wesen am Ziele. Das Kätchen zog die Klingel, eine Dienerin kam mit dem Licht die Treppe herab.

„Ist die Tante schon zu Hause?“ frug besorgt das Kätchen. „Nein“ war die Antwort. „Ach die liebe gute Tante, klagte die Besorgte, ach wäre ich Unvernünftige doch aufmerksamer auf sie gewesen.“ Gustav beruhigte sie. „Ich will,“ sprach er, „den Weg zum Theatergebäude noch einmal zurück machen, vielleicht — „Ja, ja thun Sie das, lieber Freund,“ fiel Kätchen schnell in die Rede und zog den Schleyer von dem lieben Gesichtchen, das durch die Sorge, welche sich auf demselben zeigte, noch um so reizender war. Gustav empfahl sich. „Adje, lieber Bruder,“ rief ihm die Scheidende nach, „bringen Sie mir Tantchen und wir theilen die warme Abendsuppe mit Ihnen — aber — setzte sie noch hinzu, und trat noch einmal die Treppe herunter, „aber Sie müssen gewiß wiederkommen.“ Gustav versprach beydes und eilte aus dem Thore. Die Tante mußte er auffinden und hätte sie einer Vorstellung am Blorberge beygewohnt. Er ging denselben Weg zurück — o welch ein Glück für den armen Ritter, verlassen und allein mit ungewissen Schritten kam ihm eine Frauengestalt entgegen. „Entschuldigen Sie,“ redete er sie ehrerbietig an, „haben Sie nicht im Gedränge am Theater eine Dame verloren.“ „Ach du mein Gott ja, klagte die Matrone, das arme Ding, meine Nichte.“ — „Beruhigen Sie sich,“ fiel Gustav in die Rede, „ich habe sie nach Hause gebracht, und soll das Glück haben, nach ihrem Befehl, auch deren verehrungswürdige Tante zu geleiten.“ „Befehl?“ frug mit einer raschen Bewegung die Tante, und gab mit

den Worten: „Ich werfe mich in Ihren Schutz" dem submissesten aller Theologen, den Arm. Der Weg bis zur Wohnung war lang. Gustav bemühte sich, die Dame zu unterhalten, und es gelang ihm gar sehr, denn sie gab allen seinen Aeußerungen über die aufgeführte Oper den größten Beyfall. — „Sind Sie es, Tante?" erscholl, als beyde an das Haus kamen, die liebe Stimme des Kätchens. „Ja du Lose," zankte die Tante, das Fenster klirrte und Licht erschien an der Treppe. Gustav küßte der Tante die Hand und empfahl sich, das Thor wurde geschlossen, aber schnell öffnete sich das Fenster und Kätchens schwarzer Lockenkopf sah hinaus in die Nacht, die Straße entlang, als suche ihr Auge den Theologen. Dieser stand entfernt, mit einem Himmel in seinem Herzen, sein Athem stockte, er hätte die Arme ausstrecken und den ihm in der Nacht seines Lebens erschienenen Engel fest an seine Brust drücken mögen. Bald schloß sich das Fenster, die Gardine ward zugezogen. Gustav schied mit einem Seufzer aus seiner tiefsten Seele, — er ging gedankenvoll mit langsamen Schritten nach Hause, und doch war diese Stunde die seligste seines ganzen Lebens. Und welches junge Herz würde nicht gleiches empfinden, o diese unendlich glücklichen Stunden der ersten Liebe rauschen so schnell, so flüchtig vorüber — kein Glück der ganzen Zukunft wiegt diese Seligkeit auf, denn es ketten sich tausend widrige Zufälle an dieselbe und immer mehr wird der Kelch auferlegter Leiden gefüllt, welcher uns auch manchen bestimmten heitern Augenblick nur halb genießen und unsere

Seele stumpf macht für Alles, was uns sonst innig erfreute. — Tief in seine Seele verschloß Gustav seine Empfindung, es war mit einem Male ein neues Leben in selber aufgegangen, er hatte das Wesen, das ihm so unaussprechlich werth geworden, gesprochen, was er nie im Leben nur leise zu hoffen gewagt hätte. Was aus seiner Liebe werden, was die Zukunft noch bringen sollte, das stellte er Gott anheim — aber dessen war er gewiß, daß keine Zukunft und kein Verhältniß seines Lebens diese Liebe aus seinem Herzen zu verdrängen vermochte. Emilie, so hieß die junge angebetete Künstlerin, machte Furore, sie spielte einige Gastrollen mit so großem Beyfall, daß sie für die Bühne geworben wurde. Der Theolog, der in angeborner Schüchternheit sich nicht getraute, sich ihr zu nähern, besuchte fleißig das Theater und an jedem solchen Abend schlug seine Liebe neue Wurzel in seinem Herzen. — Ein Zufall führte ihn jedoch wieder Emilien sehr nahe, ein Zufall, welcher das Schicksal seines ganzen Lebens entschied. Schon seit ein paar Wochen war die gräfliche Familie vom Lande nach der Stadt zurückgekehrt, Gustav, dem die Leitung und Besorgung aller häuslichen Angelegenheiten während ihrer Abwesenheit übertragen gewesen war, hatte sich die vollste Zufriedenheit seiner Herrschaft erworben, und sie hätte ihn gerne für immer im Hause behalten, wäre nicht ihr früherer Hofmeister auf dem Wege der Besserung gewesen, so zwar, daß er im kurzen wieder seinen Obliegenheiten nachkommen konnte. — Es war der Geburtstag des Grafen und zu dieser Feyer

ein Familienball veranstaltet, zu welcher auch, da der Graf ein grosser Kunstfreund war, mehrere Künstler geladen waren. Die Gräfin hatte den Theologen zum Ceremonienmeister bestimmt, und ihm die gehörigen Verhaltungsbefehle ertheilt, welche er auch mit großer Pünktlichkeit zu vollziehen versprach. Der festliche Abend erschien, Gustav hatte für die jüngern Kinder der gräflichen Familie einige artige Verse gedichtet, welche sie vor der versammelten Gesellschaft deklamiren und so dem gnädigen Papa ihre kindliche Liebe an den Tag legen sollten. Die Gäste hatten sich allmählich eingefunden und es schien die ganze Gesellschaft beysammen zu seyn, als noch ein Wagen vorfuhr. — Gustav eilte die herrlich beleuchtete Haupttreppe hinab, um, wie bisher, die ankommenden Gäste zu empfangen und in den Salon einzuführen. Es war der Wagen der Herrschaft selbst, der Bediente öffnete den Schlag, und im Ballkleide, einen leichten Zephyr umgeworfen, stieg das Kätchen von Heilbron aus demselben, die Tante folgte. Sie erkannte Gustav, mit einem leichten Anflug von Freude frug sie ihn mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit: „Sie hier mein Freund? — Nun das freut mich, daß ich Sie wieder sehe," sie gab ihm den Arm und hüpfte, als wäre sie hier zu Hause, die Treppe hinan. Mit sehr vieler Zuvorkommenheit wurde die junge Schauspielerin empfangen, der Graf und dessen Gemahlin empfingen sie so vertraulich, so gütig, daß Gustav leicht einsehen konnte, hier walte ein längeres Bekanntseyn ob. Mit eben so viel Artigkeit wurde auch die Tante

behandelt. Gustav hatte sich, wie es wohl zu thun in der Art war, bescheiden zurückgezogen und hatte, gemäß seiner auferlegten Pflicht, das Commando über die Dienerschaft übernommen, daß es den Gästen an nichts fehlen möchte. — Als man sich zur Tafel begab, kam der Hofmeister dem Kätchen gegenüber zu sitzen; das Gespräch war unter der Gesellschaft sehr heiter, denn der humane Wirth ging mit gutem Beyspiel voran und guter Wein stimmte die Gemüther zur herzlichsten Fröhlichkeit. Der Graf selbst, ein lebensfroher Mann, der gerne fröhliche Gesichter sah, ließ auch den Theologen nicht ungeneckt und fragte ihn, warum er denn so in tiefen Gedanken nicht allein seines Amtes als Ceremonienmeisters, sondern auch des perlenden Weines vergesse. „Nun, hub er an, nun Herr Hofmeister, Sie hatten während meiner Abwesenheit das Theater mit meinen Söhnen fleißig besucht, kennen Sie diese Dame nicht, die Ihnen hier gegenüber sitzt?" Verlegen und mit zitternder Stimme, erwiederte der Arme: „Ich glaube, mich dünkt — als Kätchen" — „von Heilbron," fiel Emilie ein, „ach du lieber Himmel, Euer Erlaucht, das war meine erste Gastrolle auf hiesiger Bühne, und ich läugne nicht, ich habe mit vieler Befangenheit zum erstenmale vor einem so kunstverständigen Publikum gespielt." Die anwesenden Herren verneigten sich auf diese Artigkeit, Gustav aber bemühte sich in seiner Zerstreuung die ihm vorgelegte Melone mit dem silbernen Löffel zu zerschneiden, sein Herz schlug laut, seine Wangen glühten. „Nun, Herr Hofmeister," fuhr scherzhafter

Weise Seine Erlaucht fort, hat Ihnen das Kätchen gefallen?“ Gustav war zermalmt — er drehte die Serviette zu einem Knaul zusammen und stotterte „es geziemt mir nicht, ein Urtheil hierin zu fällen, aber bey meinem Gott, ich sah die größte Wahrheit mit der größten Liebenswürdigkeit hier vereinigt.“ „Bravo, bravo Herr Theolog“ fiel der Graf in die Rede, „das war galant.“ „Theolog?“ — wiederholte gedehnt das Kätchen — und betrachtete mit einem langen Blick den verlegenen hübschen jungen Mann, der sein Auge kaum aufzuschlagen sich getraute. Nachsinnend kritzelte Emilie mit der Gabel auf dem silbernen Teller — diese Physiognomie hatte sie schon einmal gesehen und in ihrem Herzen klangen leise die Worte wieder, die sie am Brunnen sprach: „Schade für diesen jungen hübschen Mann, daß er diesen Stand gewählt.“ —

Der Theolog war nicht mehr in dieser Welt, er war mit seinen Gedanken in andern Regionen, die seinen Geist verwirrten, seine Sinne entkräfteten. Seine innere Stimme rief ihm mahnend zu und malte die Thorheit seiner Leidenschaft mit strengem Vorwurf vor seine Seele, aber sein Herz war mächtiger und in nichts zerstoben alle jene Vernunftgründe, die in seinem Innern wie mahnende Geister auftauchten. Ein solcher marternder Kampf wühlte in seiner Seele in dem Augenblick, als er der Ursache desselben, dem reizenden mit aller Liebenswürdigkeit begabten Kätchen gegenüber saß. Er hörte nichts als die Stimme dieser Göttin, er nahm an nichts Theil, als wenn sie sprach. Nur das Ge=

räusch, welches nach aufgehobener Tafel die zurückgerückten Stühle verursachten, konnten ihn aus seiner Betäubung wecken, aber er war verloren, nicht allein für diesen Augenblick, sondern für's ganze Leben.

In dem großen herrlichen Saal des gräflichen Palastes schimmerten bereits viele hundert Wachslichter auf Lüstres und Kronleuchtern und gaben in den deckenhohen Wandspiegeln einen strahlenden Reflex. Geschäftig stäubten noch reich gekleidete Diener Fauteuils und Stühle ab, ehe die hohe Ballgesellschaft aus dem Speisezimmer sich hieher begeben würde, und die schon anwesenden Musiker stimmten zum harmonischen Klang ihre Instrumente zusammen. Die Ballgesellschaft hatte sich in den Nebensalon begeben, und unterhielt sich bis zur festgesetzten Stunde des Anfangs, in einzelnen Gruppen in verschiedenem Gespräche. Gustav hatte sich schicklicher Weise entfernt, um seines Amtes am heutigen Festabend gemäß, noch Verschiedenes zu ordnen und zu schlichten. Auf seinem Zimmer im dritten Stocke des geräumigen Hauses saß gemüthlich sein Freund Bernhard, den er an diesem Abend geladen und bey diesem Fest auch mit einer guten Flasche Wein bewirthen wollte. Gustav hatte mit vieler Aufmerksamkeit für seinen Gast gesorgt, und dieser ließ sich die jedesmal durch einen Bedienten geschickten Leckerbissen wohl behagen. Gläsergeklirre und die rauschende Musik drang wohl vom Saale hinauf nach der stillen Theologen-Wohnung, aber Bernhard hörte dieß gleichgültig, er trank sein Gläschen fleißig, lächelte mitunter über das eitle Treiben der

Menschen und blies, gleichsam wie Grillen, die Wolken aus seiner Pfeife weit vor sich hin. Der Ball hatte angefangen, es war eine überaus zahlreiche ansehnliche Gesellschaft zugegen, Künstler und Adeliche waren hier auf die freundschaftlichste Weise vereinigt, dieß schöne Familienfest zu feyern. Einen besondern Eindruck auf alle Anwesende machten die von dem jüngsten Kinde des Grafen, einem liebenswürdigen sechsjährigen Mädchen, vorgetragenen Verse, und man erkundigte sich allenthalben nach dem Verfasser derselben. Gustav hatte vollauf zu thun, er mußte die Dienerschaft im Auge haben, daß es an nichts fehle, er hatte nicht einmal Zeit, sich über den ihm gewordenen Beyfall, den man seiner Dichtung zollte, zu freuen. Nur eines entzückte seine innerste Seele, als Kätchen, welches eben an der großen Hauptthüre des Saales mit zwey Damen im Gespräche begriffen stand, dem vorübereilenden Dichter leise zuapplaudirte und ihm zuflüsterte: „Brav mein lieber Bruder.“ Diese Worte und die Art und Weise, wie sie gesprochen, wiegten einen Himmel auf. — Endlich, nach mehreren Tänzen, kam die Reihe an den vielgeliebten Cotillon, dem Ersatztanz aller liebenden Herzen, dem Restgeber müde getanzter Füße. Eine angesehene junge Dame eröffnete denselben, und das liebe Kätchen kam mit einem jungen adelichen Herrn in die zweyte Reihe zu stehen. Es war ein Kranz von Schönheit und Liebenswürdigkeit in den Tänzerinnen, wie sie hier im Kreise stunden, zu sehen. Der Theolog sah mit sonderbarer Empfindung, an die Säule des Haupt-

einganges gelehnt, dem Tanze zu. Nach mehreren gelungenen Touren mußten die Damen abwechselnd ihre Tänzer wählen, wegen welcher einzigen Tour der Cotillon auch bey so mancher Tänzerin so sehr beliebt ist. Die Reihe kam an Emilie, das Orchester spielte einen der beliebtesten Walzer, die Freude und das himmlische Vergnügen war in allen Mienen zu lesen. Emilie stand in Mitte des Kreises, sie durchstreifte mit einem forschenden Blick die sie umgebenden Tänzer, gleichsam als suche ihr Auge blos einen, den sie vermisse. Mit sichtbarer Freude hüpfte sie aus dem Kreise und nahm zum Erstaunen Aller, den Theologen zum Walzen. Ueberrascht, zermalmt stammelte Gustav einige Worte, aber der Graf, der zunächst stand, und sich ergötzte an der Verlegenheit des linkischen Hofmeisters, rief lächelnd: „Vorwärts, tanzen Sie, tanzen Sie!" — Und er tanzte, aber die liebliche Tour des herrlichen Cottillons, die freudige Bewegung der Tanzenden, Alles war für den Theologen verloren — er hörte nicht, er sah nicht, nur der Athem des heiß geliebten Wesens, der ihn wohlthuend berührte, ließen ihn noch wissen, wo er war, was er that. Emilie tanzte wie eine Göttin, sie hatte die Augen während des Walzens nie vom Boden verwendet, einmal, aber nur einmal, begegnete ihr schwarzes schönes Auge dem seligen Blick des Theologen — wer beschreibt die Empfindung des armen Jünglings. Als er sie wieder in die Reihe zurückführte, sprach sie freundlich einige Worte mit ihm, „aber, mein lieber Freund, Sie müssen mir heute noch eine ganze Tour

schenken,“ schloß sie ihre Rede, „wenn anders es Ihnen Vergnügen macht, denn ich bin Ihnen dieses schuldig, da Sie so brüderlich sich selbst meiner an jenem Theaterabend angenommen.“ „Ich bin der Geringste, der Aermste dieser hohen Gesellschaft, bin Diener dieses Hauses und würde mich nie erkühnen, Ansprüche zu machen, mit welchen alle Anwesende geizen.“ „Seyn Sie unbesorgt,“ erwiederte lächelnd die freundliche Tänzerin, mit Ihrem hohen Gönner, dem Grafen, den ich vor mehreren Jahren mit seiner liebenswürdigen Gemahlin zufällig in einem fernen Badeort kennen zu lernen das Glück hatte, werde ich diese Sache schon auszufechten wissen — kurz, Sie tanzen noch mit mir — oder“ — Die Tante nahte sich beyden. „Emilie,“ sprach sie, „man wartet deiner im Salon.“ „Gleich, liebes Tantchen,“ erwiederte das liebliche Mädchen, ich muß meinem verzagten Ritter Muth einflößen, also“ — fuhr sie zu Gustav gewendet fort — „also, ich sehe Sie noch — ich freue mich auf den Walzer.“ „Aber, liebe Nichte,“ sprach die alte Tante leise, „du hast den Hofmeister doch ein wenig zu auffallend ausgezeichnet.“ „Wie so,“ fiel Emilie rasch in die Rede, „mir gefällt der junge bescheidene Mann, doch lassen wir das,“ fügte sie schnell hinzu — nahm den Arm der Tante und eilte nach dem Salon. — Der arme Theolog stand entzückt bis in den dritten Himmel und blickte dem dahin schwebenden Engel nach, er eilte nach dem Saal, an dessen Thür ihn der Graf begegnete. „Sie sind ein wackerer Tänzer,“ redete ihn dieser freundlich an, und

lächelte, indem er ihm mit dem Finger drohte, „aber lesen Sie ja die heilige Schrift, damit Sie nicht in Versuchung kommen.“ — Gustav konnte nicht antworten, er stammelte einige Worte und eilte hinauf in sein Zimmer, zu seinem Bernhard, der in friedlicher Ruhe sich wohl seyn ließ. „Nun nun, was giebt's denn?“ frug der Bequeme den hereinstürmenden Freund, der erhitzt und fassungslos sich in einen Stuhl warf und mit der Hand die Augen verhielt. „Brennt es im Hause oder treibt der Wein dich so eilig die Treppe herauf.“ Gustav schwieg, ein tiefer Seufzer war die Antwort. „Trink,“ fuhr Bernhard, das volle Glas ihm reichend, fort, „trink, es ist ein Ehrentag, hätte ich doch nie geglaubt, daß es mir armen Theologen noch einmal so wohl werden würde.“ — „Ich bin vernichtet,“ stammelte Gustav — das Glück meines Lebens, meine Ruhe, der Friede meiner Seele ist dahin — Bernhard — bedaure mich — ich bin gränzenlos elend.“ — „Ist das ein Gespräch bey Wein und Tanz,“ entgegnete der kaltblütige Freund, „ist dir, wie weiland dem ehrsamen Dokter Johannes Faust, der Satan in Gestalt eines Weibes erschienen, oder ist mit einem Male alle deine Hoffnung besserer Zeiten entschwunden? rede und sey nicht weibisch.“ Aber Gustav schwieg, er sah sinnend vor sich hin und seine Augen glänzten, wie wenn sich Thränen in denselben spiegelten. Er hatte sich fest vorgenommen, nicht mehr zurückzukehren und hier in seiner Studierstube zu bleiben, er wollte der Gefahr ausweichen, der er heute unterliegen würde. „Laß mich hier

bey Dir," sprach er zu Bernhard, „laß mich hier an deinem Bruderherzen Trost erholen, vergieb mir Gott — ich will zu meiner Pflicht zurückkehren." „Schwärme nicht," entgegnete ernst der Freund, „setze dich zu mir, und laß uns in Erinnerung schön verlebter Stunden unsrer Kindheit, der Vergangenheit noch eine Flasche schenken." Gustav that, wie er wollte, sie saßen friedlich beysammen und sprachen, wie einst an jenem Morgen, als Kätchen ihnen begegnete, von den Freuden ihrer Jugend, von ihren längst geschiedenen theuren Eltern. „Stoß an," rief begeistert Bernhard, „laß die Todten leben und mit ihnen die Erinnerung an dieselben." Sie stießen an, in Gustavs Seele schien auf einen Augenblick Ruhe zurückzukehren, da klopfte es an der Thür, ein gräflicher Bediente rief eilig den Hofmeister in den Tanzsaal. „Der Herr Graf frug zweymal schon nach Ihnen," sprach der Livreeträger, „ich sollte Sie suchen und Ihnen sagen, sich vor Anfang des nächsten Walzers im Tanzsal einzufinden." Gustav saß wie vom Blitze getroffen. Der Bediente verneigte sich und ging. Bernhard sah stumm vor sich hin und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. Nach einer Minuten langen Pause nahm Gustav die Hand des Freundes. „Ich kenne diesen Ruf," sprach er im wehmüthigen Gefühle — „ich kenne ihn, will ihm einmal noch folgen und dann verzichten auf jede Freude meines Lebens." „Sey Mann, und geh!" entgegnete Bernhard. Gustav ging — an der Thür des Saales stand an der Hand des Grafen mit freundlichem Blicke

— das Kätchen von Heilbron. Freundlich kam Emilie auf den eintretenden Hofmeister zu. Der Graf lächelte und ließ den Arm der jungen Künstlerin los, indem er zu dem Hofmeister sprach: „Sie sind ein ungalanter Tänzer, muß man Sie doch zum Tanze holen, wo Andere an Ihrer Stelle auf den Flügeln der Sehnsucht hieher zu den Füßen dieser Schönheit eilten.“ Emilie verneigte sich mit einem lauten drolligen „Ah!“ — Gustav aber vermochte kein Wort hervorzubringen. Zum Glücke gab der Musikdirigens das Zeichen zum Anfang des Walzers, Gustav hätte den geliebten Geigenbogen küssen mögen, der einem so verfänglichen Gespräche ein Ende machte. Als die liebliche Tänzerin mit dem Theologen in Mitte des Saales zurücktrat und sich in die Reihe der Paare stellte, wispelten freylich die anwesenden Grazien sich leise in die Ohren, als das besprochene und bekrittelte Paar aber dahin walzte, nickten sie allmählig mit dem Kopfe, und konnten nicht umhin, dem flinken hübschen Tänzerpaar leisen Beyfall zu zollen. Die alte Tante des lieblichen Kätchens aber schüttelte bedenklicher denn je das Haupt, denn sie konnte aus dem Benehmen ihrer Nichte nicht klug werden und wußte, wie aufgeregt wohl das, sonst sanfte Gemüth des Mädchens, seyn mochte, da Emilie alle Rücksichten bey Seite setzte, und diesen jungen Mann so auffallend auszeichnete. Emilie selbst aber dachte an nichts als an die Freude der Gegenwart, an den Tanz und das Vergnügen dieses Abends. Sie fühlte sich mächtig zu dem jungen, bescheidenen hübschen Manne hingezogen, und

im Vergleich zwischen ihm und den sie umgebenden galanten Schmeichlern, standen letztere mit ihren glatten Zungen weit hinter Ersterem zurück. Gustav nahm seine ganze Fassungskraft zusammen, und er war auch gefaßt, es wurde Ruhe in seinem Herzen, er sprach mit Emilie nach dem Ende des Walzers wie mit seinem Bernhard. „Sie sind ein guter Tänzer, mein Herr Hofmeister," sprach Emilie, während Gustav sie im Saal auf und ab führte, ich glaubte nicht, hinter dieser schwarzen geistlichen Kleidung dieß zu finden." — „Ich gehörte in glücklichern Zeiten wohl mehr dem Leben an als jetzt, erwiederte der Theolog. — Zeit und Verhältniß haben mächtig auf mein Schicksal gewirkt, es ist vorüber, ich habe den Freuden des Lebens lange entsagt, und sehe kalt jeder Zukunft entgegen." Emilie war überrascht von diesen Worten, sie sah ihn mit einem langen Blick an. „Sind Sie nicht glücklich?" fragte sie theilnehmend. „Ich bin es," entgegnete Gustav, „ich bin es in diesem Augenblick, und dieses Glück wiegt die Freuden eines ganzen Menschenlebens auf." — Emilie stand stille. „Ich verstehe Sie nicht!" sprach sie, aber sie hatte ihn gar wohl verstanden, denn sie fühlte den lauten Schlag seines Herzens, sie sah, wie sein Auge feucht wurde. Nach einer kurzen Pause, als der Theolog stumm an der Seite seiner Tänzerin ging, nahm letztere abermals das Wort. „Der Graf," sprach sie, „sagte mir, Sie seyen ein vortrefflicher Klavierspieler, ich habe die Anfangsgründe so ziemlich inne, möchte mich gerne mehr in der Musik üben, wollen

Sie mir gegen beliebiges Honorar Stunden geben?" Gustav vermochte nicht zu antworten. „Ich habe," sagte er, „in früherer Zeit mich mit vielem Fleiße der Musik zugewendet, allein die Studien meines Berufes, die Sicherung meiner Existenz — machten, daß ich die wenigen Fortschritte, die ich in selber gemacht hatte, beynahe gänzlich vergaß, ich glaube nicht, daß ich Ihrer Erwartung entsprechen würde." „Lassen wir das," unterbrach ihn Emilie — „ich rede offen zu Ihnen, und glaube, daß auch Sie gegen mich wahr seyn werden, Ihr Benehmen gefällt mir, ich wünsche Sie öfter zu sehen." „Emilie!" sprach erstaunt und bittend der Theolog — „Sie machen mich verwirrt — lassen Sie mich meinen einsamen Weg wandeln — ich bitte Sie, ich beschwöre Sie — ich kann, ich darf nicht." — Es ergriff ihn eine so sonderbare Wehmuth, daß er erblaßte, und, indem er stille stand, tief aufathmen mußte. Erst jetzt bemerkten beyde, daß der Saal leer war und alle Paare, welche nach dem Walzer noch im Saale promenirt hatten, sich in die Nebenzimmer zurückgezogen hatten. „Ist es Ihnen genehm," stotterte Gustav und zeigte nach der Flügelthüre des Nebensalons. Emilie aber stand noch einmal stille. „Deuten Sie mein Betragen nicht unrecht, ich wünsche Sie näher kennen zu lernen, morgen spiele ich das Klärchen in Göthe's Egmont, ich hoffe Sie im Theater zu sehen, nicht wahr, rechts in der Loge des Grafen?" — Gustav wollte antworten, da trat die Tante abermals zwischen Beyde. „Emilie," sagte sie etwas unwillig, „man fragt nach dir." —

„Sogleich," entgegnete rasch das aufgeregte Mädchen, und zu dem Hofmeister gewendet, lispelte es, „lassen Sie sich noch im Saale sehen, damit ich wegen den Musikstunden noch ein Weiteres mich bespreche, aber gewiß, heute noch." — Sie nahm den Arm der Tante und schritt in den Salon, Gustav eilte zu seinem Bernhard, der bey düsterer Lampe, die Pfeiffe zwischen beyden Händen, das Weinglas daneben, sanft entschlummert war. — Gustav beneidete im Stillen den Schläfer. „Wie glücklich bist du mein Bernhard, gegen mich!" seufzte er leise und sank erschöpft von Liebe und Schmerz in den Stuhl. Er kehrte nicht mehr in den Saal zurück, er blieb bey Bernhard, doch kein Schlaf kam über seine Augen, der Morgen begrüßte ihn wach, und mit ihm kam die alte Sehnsucht in sein zernichtetes Herz. — Emilie mochte wohl noch des werthen Tänzers geharrt haben, denn spät nach Mitternacht sah sie noch mit forschendem Blicke im Saale umher; sie schied, als der Ball zu Ende war, ungerne, da der, den sie suchte, nicht mehr in ihre Nähe kam. Ein süßer Schlummer erquickte die Ermüdete, und angenehme Träume, die ihr die Gestalt des Theologen vor die Seele gaukelten, beglückten sie bis zum Morgen. Am folgenden Tag wurde das Trauerspiel „Egmont" gegeben, das Haus war voll, wie es jedes Mal der Fall war, so oft Emilie auftrat. Es kostete dem armen Theologen viele Ueberwindung, das Theater zu besuchen, allein, da die Gräfin unpäßlich, der Graf zu einem auswärtigen Gesandten geladen war, so mußte er die beyden jungen Grafen

in die Vorstellung begleiten. Keine Fassung, kein Seelenkampf, kein Gebet zu Gott stellten seine alte Ruhe her, er hatte mit Inbrunst gebetet, er hatte Trost an der Brust seines redlichen Bernhards erhalten, er hatte Trost gefunden, er wähnte, sich überwunden zu haben, er wähnte, den größten Kampf seines Lebens bestanden zu haben — allein — er sah sie wieder, er sah sie in der ganzen Glorie ihrer Liebenswürdigkeit, und alle jene Vorsätze, jene Entschlüsse und erstarkenden Gefühle zerstoben in nichts. Emilie riß als Klärchen das Publikum zum größten Enthusiasmus hin, besonders gelungen war die Scene, in welcher Egmont in dem reichen spanischen Costüme vor sie tritt, und Klärchen sich zu seinen Füßen setzt. Ihr Blick schweifte sichtbar nach der Loge, in welcher sie den Theologen wußte, unwillkürlich, gleichsam wie vor einer vergifteten Waffe, bog sich der arme Gustav zurück — aber dieser Blick traf das Innerste seines Herzens — er fühlte, daß er gränzenlos unglücklich war. Nach Ende des dritten Aktes wurde er aus der Loge gerufen. Emiliens Dienstmädchen brachte ihm ein versiegeltes Handbillet. Auf die Frage, von wem es komme, erwiederte leichthin der Liebesbote: — „lesen Sie nur, und sagen Sie mir Antwort.“ Gustav erbrach den Brief, ein Blick auf die Unterschrift machte ihn erzittern. „Mein lieber Herr Hofmeister,“ schrieb Emilie, „ich muß Sie an meine Bitte, hinsichtlich der Musikstunden noch einmal freundlich erinnern, und ersuche Sie in meinem und meiner Tante Namen, sich ja morgen bey uns einzu-

finden. Deuten Sie meine Zudringlichkeit nicht übel, und nehmen Sie die Versicherung meiner Hochachtung." Emilie. — Wer fühlt die innere Bewegung des Hofmeisters. Er stand, ohne ein Wort hervorbringen zu können, vor dem schelmischen Dienstmädchen. „Antwort, Herr Hofmeister," mahnte diese. „Ja ja," fiel er in die Rede, „Gott wird mir Kraft verleihen." — Er hielt erschrocken inne, das Mädchen aber war hoch erstaunt über den wehmüthigen Ausruf des schwärmerischen jungen Mannes. Sie ging und meldete ihrer Gebieterin, was sie gehört und gesehen. Emilie schüttelte bedenklich das Lockenköpfchen, und stieg, indem sie leise ein gedehntes „So so" für sich hin murmelte, in den für sie bereit stehenden Wagen. — Es ist oft so im menschlichen Leben, und man möchte wohl an ein Fatum glauben, dem der Mensch nie entgeht, das ihm voranschreitet, wie der Stern des Lebens — bis hin, wo er stille steht und wo in seinem milden Glanze der Todtengräber eine Grube gräbt. Und wer möchte nicht eher die Jugend bedauern als beneiden, die so schnell vorüberrauscht und nichts uns zurück läßt, als die Thräne der Erinnerung, die wir selbst nicht wissen, ob sie dem Schmerze oder der Freude angehöre. Gustav hatte Wort gehalten, Bernhard begleitete ihn am andern Tag bis zum Hause, in welchem Gustavs Liebe und Unglück wohnte. „Sey Mann," redete er ihm noch zu — geh einmal hin und suche dich diesen gefährlichen Stunden zu entziehen, bedenke, daß unser einmal gewählter Stand sich nicht mit solch' Faseleien vertrage,

fühlst du, daß es dir zu schwer kommt — so laß uns eher die Stadt verlassen, ich schnüre meinen Bündel mit dir, und gehe mit dir — bis ans Ende der Welt." Gustav drückte tief bewegt die Hand des ehrlichen Freundes, er fühlte, daß in solchen Augenblicken nichts über das Bewußtseyn gehe, einen Freund zu wissen, der gleichen Theil nimmt an Freude und Schmerz. — Gustav trat in Emiliens Zimmer, sie saß mit ihrer Tante am Fenster und schien ihn schon erwartet zu haben. Heiter hüpfte sie auf ihn zu mit den Worten: „Guten Morgen, guten Morgen, lieber Hofmeister, ich habe Sie gestern schon in der Loge bemerkt, nun das freut mich, daß Sie so folgsam sind." Der arme Hofmeister aber konnte sich eines tiefen Seufzers nicht erwehren; als er in die lieben Augen dieses himmlischen Geschöpfes blickte, klangen die Worte in seinem Herzen wieder: „Gott wird mir Kraft geben." —

Was sind die Entschlüsse des festesten Mannes, was sind seine Vorsätze — was ist seine Ueberzeugung gegen die Macht eines liebenden Mädchens. Gustav, der arme, tief ergriffene Theolog konnte trotz seiner reellen Gesinnung, trotz seines unverdorbenen Herzens, der Gefahr nicht entgehen. Emilie, die mit ihrem heitern, fröhlichen Gemüthe, die Freuden und Schmerzen der Liebe noch nicht empfunden, fühlte sich wahrhaft zu dem armen Theologen mit unerklärbarer Gewalt hingezogen. Ihre Erziehung, ihre Erfahrung, die sie wohl genügend im Leben gemacht, brachten ihrem Herzen manche Vorwürfe, aber die Vernunft wurde von dem

Herzen besiegt, sie sah in keine Zukunft, sie sah die unüberwindbaren Hindernisse nicht, welche sich ihrer Liebe entgegen thürmten, sie liebte den jungen Mann, und eben diese Hindernisse steigerten ihre Liebe bis zur größten Schwärmerey. Die begonnenen Klavierstunden nährten diese Flamme, Gustavs bescheidene Anspruchslosigkeit, die offenherzige Mittheilung seiner keineswegs glänzenden Verhältnisse, das Bewußtseyn, daß auch er sie liebe, innig, wahrhaft liebe, daß er kämpfe mit aller Kraft, ihr und mit ihr seinem ganzen Lebensglück zu entsagen, machten ihn ihr noch werther, sie hätte mit Liebe Alles für ihn gethan, sie hätte ihm überglücklich an die Brust sinken können, verglich sie sein stilles, schönes Benehmen mit dem Betragen eitler Gecken, die sie umgaben, die ihr tausend und tausend süße Worte vorgurgelten, die sie zur Göttin erhoben, ihr Kränze warfen und Blumen schickten, Serenaden veranstalteten und Gedichte widmeten, vor ihrem Fenster vorüberschwirrten, zu Wagen und Pferd, ihr Geschenke einhändigen ließen, und sie enthusiastisch beklatschten. Ihr edles, treues Herz sah nicht auf diesen eitlen Flitter, ein Wort des Rathes aus dem Munde des Theologen, eine einzige sie überzeugende Rede oder ein richtig gefälltes Urtheil desselben, stand hoch gegen jenen eitlen Firlefanz. Sie fühlte, daß sie ihn liebe, sie fühlte dieß, aber ihre weibliche Schüchternheit ließ nicht zu, ihm dieses geradehin zu gestehen. — Gustav hatte ein neues Leben begonnen, er wußte, daß er sich und seinem Berufe verloren ging, er wußte dieß aus der innigsten

Ueberzeugung seines Herzens, aber er konnte nicht widerstehen, was er dachte, was er that — er fühlte, daß seine ganze Bestimmung eine andere Richtung angenommen habe. Sah er, wie sich alles um die liebenswürdige Schauspielerin drängte, Uniformen und Orden in ihrem Salon sich zeigten, sah er, welche glänzende Verhältnisse derselben sich darboten — da fühlte er mit stechendem Schmerz die Nichtigkeit seines eigenen Ichs, fühlte die ganze Schwere seines Unglücks. — Bernhard, der gute redliche Gefährte seines Lebens, der mit ruhigem Gemüthe die Welt und ihre Zufälle betrachtete, trug sein Möglichstes bey, den kranken Freund zu heilen und hatte es in einer vertraulichen Stunde so weit gebracht, daß Gustav ihm versprach, seine theologischen Studien in einer andern weit entlegenen Stadt fortzusetzen. Der Entschluß reifte allmählich zur That und Bernhard wähnte in edler Freundespflicht einen schönen Sieg errungen zu haben, allein das Schicksal wollte es anders, und die nächste Stunde bestimmte die ganze leidensschwere Zukunft.

Gustav hatte mit männlichem Sinne sich gefaßt, hatte, so oft er in Emiliens Gesellschaft war oder mit ihr die begonnenen Musikstunden hielt, sein Herz bezähmt und jeden leisen Seufzer unterdrückt, jedes leise Wort vermieden, das seinen innern Seelenkampf verrathen konnte. Und eben diese männliche Fassung, eben diese entsagende Liebe machte den tiefesten Eindruck auf Emiliens Herz. Die gute Tante, deren Ermahnungen wahrhaft mütterlich waren, welche das liebende Mädchen

von dieser schwärmerischen Zuneigung befreyen wollte, hatte die größte Noth mit Emilien. „Sieh, liebe Tante," sprach sie nach jeder so gehaltenen Strafpredigt, „sieh, liebe Tante, du bist meine einzige Freundin, bist meine Mutter und mein Alles, zu dir kann ich sprechen, wie ich denke, aber bey meinem Gott, ich fühle in meinem Herzen etwas, das ich mir nicht erklären kann, ich weiß es, er ist arm, er ist sehr arm, und ferne noch ein ungewisses Ziel ihm gesteckt — aber es geht nichts über ihn — und ich liebe ihn, und wenn ich darüber zu Grunde gehen müßte. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ich ihn nie im Leben vergessen kann." — Die Tante, welche Emilie von frühester Jugend auferzogen, welche ihren festen Sinn ihr treues Gemüth kannte, konnte nichts als verwundernd den Kopf schütteln und Gott jede Zukunft anheim stellen.

Gustav und Bernhard waren einig, in kurzer Zeit wollten sie die Stadt verlassen, und nur Eines machte den Entschluß des Ersteren wankend, daß Bernhard, welcher eben jetzt sehr vortheilhafte Anträge als Erzieher in einem angesehenen Hause erhielt, ihm dieses aufopfern, und seiner Ruhe willen einer neuen ungewissen Zukunft entgegen gehen wollte. Aber der redliche Bernhard drückte bey jeder solchen Aeußerung dem Freund die Hand und sprach: „Laß das, mein Bruder — habe ich dich wieder zurückgeführt in dein altes Geleise, und sehe ich wieder freudig deinem Beruf dich widmen, so fühle ich mich hinlänglich belohnt, und soll-

ten wir brüderlich jeden erworbenen Bissen theilen." — Emilie, welche der Liebling des Publikums geworden war, hatte inzwischen einen ansehnlichen Gehalt zugesichert bekommen, ihr Glück war gegründet, aber doch fühlte sie dasselbe nicht ganz — sobald die Stimme ihres Herzens sprach. — Einmal, es war die Stunde der Entscheidung, als Gustav nach der Musikstunde noch mit ihr im Gespräche über verschiedene Tagesereignisse begriffen war, und leise dahin deutete, daß er vielleicht bald nicht mehr Gelegenheit haben würde, ihre ausgezeichneten Fortschritte in der Musik bewundern zu können, wurden ihre Augen feucht, und sie sah ihn mit einem langen Blicke eine minutenlange Pause an. — „Ich würde Sie schwer vermissen, mein Freund," sprach sie mit ihrer wohllautenden Stimme, „ich würde Sie sehr, sehr vermissen; aber ich hoffe, daß Sie noch lange mir nahe sind — daß Sie mich so schätzen werden wie ich Sie, seit dem ersten Augenblick unsers Bekanntseyns." — Gustav schwieg, er konnte nicht antworten. „Deuten Sie mein Betragen nicht übel, ich weiß es, Gustav, Sie staunen über Alles, was Sie von mir sehen — aber ich bin ohne Falsch und Hehl, ich habe trotz meiner Jugend und meines Standes mein eigenes Köpfchen, und diesem zu folgen, bin ich von jeher gewöhnt." Der arme Theolog saß auf Kohlen. Es hätte ihm das Herz zerspringen mögen über diese himmlische Güte, er hätte niedersinken und das Wesen anbeten mögen, das ihn so unglücklich und doch so unaussprechlich glücklich machte. „Emilie," sprach er tief anfathmend, mit be-

klommenem bewegten Herzen, „Emilie — diese Ihre Güte zermalmt mich, und ich fühle ganz meine Armuth, wenn Sie in diesem Tone mit mir sprechen. Lassen Sie mich offen, wahr mit Ihnen reden. Bernhard und ich sind entschlossen — ich verlasse bald diese Stadt, um vielleicht nie im Leben mehr wieder zu kehren.“ — Das aufgeregte Mädchen erschrack sichtbar, denn seine Lippen erblaßten. Gustav sah zu Boden, es herrschte eine beängstigende Pause. Emilie schien einen außerordentlichen Gedanken zu fassen. „Gustav,“ rief sie schnell und hastig, und griff nach seiner Hand — „sind Sie das, für was ich Sie halte? ja, Sie sind es — ja, ich täusche mich in diesen redlichen Zügen nicht.“ — „Emilie,“ sprach erstaunt der Theolog, „was machen Sie aus mir, ist es nicht genug, daß ich meine Seelenruhe opferte, soll ich mein ganzes Leben durch — ewig ruhelos, ewig unglücklich bleiben. — Ich liebe Sie, ich liebe Sie mit der ersten Glut meines Herzens, erröthen Sie nicht! — ja, ich liebe Sie, aber was soll daraus werden, wie kann ich mein Auge zu Ihnen erheben, lassen Sie mich, ich beschwöre Sie bey Ihrem eigenen Seelenfrieden, lassen Sie mich fort, weit fort von hier.“ Er stand auf. „Gustav!“ mahnte das Mädchen mit einem so wehmüthigen Ton, der in die Seele des tief Ergriffenen drang, daß er zurückkehrte und wieder Platz an der Seite des himmlischen Mädchens nahm. „Ich weiß es nicht,“ fuhr Emilie fort — „ich weiß es nicht, was mit mir vorgegangen ist, daß ich mich so vergessen kann — aber ich bin wahr und aufrichtig und kann ein Ge-

fühl nicht unterdrücken, das mich beglückt und wieder tief zu Boden drückt. Ich hoffe, ja mein Freund, ich hoffe das Beste von der Zukunft, es lebt ein Glaube in mir, der mich zu dieser süßen Hoffnung berechtiget, und dieser Glaube und diese Hoffnung ist das einzige, was mich mit mir selbst einigermaßen wieder vereiniget." „Emilie!" rief der gemarterte Jüngling und sank zu ihren Füßen. Sie lächelte durch Thränen und blickte ihm mit den freundlichen Sternenaugen, in denen sich ihre innigste Liebe spiegelte, in das offene treue Gesicht. Sie stand schnell mit den Worten auf: „Studieren Sie die Rechte — ein paar Jahre noch — Gott wird helfen." Diese Festigkeit, diese hingebende wahre Liebe machten den armen Theolog erstaunt, ein heller Stern stieg auf an dem dunklen Horizont seines Lebens — ein freudiges, nie empfundenes Gefühl zog ein in seine Brust, ein Hoffnungsstrahl wie das milde Licht des stillen Abendsterns erleuchtete die ungewisse dunkle Zukunft. „Bey meinem Gott," rief er begeistert, und dem Irdischen entrissen — „Emilie — dir für ewig!" „Gott gebe es!" lispelte das Mädchen und legte das heiße Köpfchen an die bewegte Brust des seligen Jünglings! — Der Tritt der Tante im Nebenzimmer endete die Entscheidungsstunde des liebenden Paares. —

Bernhard packte gleichgültig in seiner stillen Studierstube Bücher und Kleider zusammen, als ging es zu einer Ferienreise, um gewärtig zu seyn jedes Tages, wo er dem Freunde zu Liebe, vielleicht bessere Verhältnisse aufgebend, mit ihm hinausziehen wollte in die

Welt, um auf einer Hochschule des Auslandes seine theologischen Studien fortzusetzen und zu endigen. Er lächelte jedesmal, dachte er der schwärmerischen Liebe des Freundes, und es war sein fester Vorsatz, ihn davon abzubringen. Gustav kam zu ihm, er fiel weinend an den Hals des Freundes, er konnte nicht sprechen. —

Bernhard, erstaunt über das aufgeregte Gemüth des Freundes, wußte nicht, was er denken sollte. „Ermanne dich doch," rief er, „und sprich, was geschehen." „Gieb mir meine Flöte," erwiederte im höchsten Gefühle der Ueberglückliche und wollte sie vom Tische nehmen, aber er griff fehl, und seine Hand faßte ein kleines Cruzifix, ein Andenken seiner seligen Mutter. „Mahnst du mich?" sprach er erschüttert und gedehnt, und versank in tiefes Hinbrüten. In einer ruhigern Stunde hatte Gustav sein Herz bey seinem erprobten Bernhard ausgeleert, er theilte ihm Alles mit, was in jüngster Zeit mit ihm vorgefallen, er eröffnete ihm seine Pläne, jetzt die theologischen Studien aufzugeben, und sich mit allem Feuereifer der Rechtswissenschaft zu widmen, um einst sein beseligendes Ziel, den Besitz des heiß geliebten Mädchens zu erlangen. Bernhard schüttelte bedenklich das Haupt, er suchte alle Beweggründe hervor, den verirrten Freund von seinem Vorhaben abzubringen. „Was willst du von der Schauspielerin, träumst du doch von der Zukunft, als könntest du deines Glaubens ganze Kraft auf dieses Mädchen bauen. Du opferst deine Zukunft und deinen Frieden, wer bürgt dir, ob ihre Gesinnung sich gleich bleibt — Schauspielerin — leichtes

Gezeug — ich begreife nicht, wie du so verblendet mit einem Male bey deinem sonst so herrlichen Charakter, in ein Labyrinth dich begibst, aus dem du schwerlich mehr heraus findest. Was willst du von ihr, sie heirathen? bis es dahin kommt, hat sie sich tausendmal anders besonnen, du siehst ja selbst, wie sie umringt von Anbetern ist, sie müßte ein Engel seyn, wenn sie standhaft bliebe, und die Engel steigen in jetziger Zeit nicht mehr vom Himmel, am wenigsten in Gestalt eines Weibes." „Um Gott," rief Gustav, „laß ab mit deinen Reden, ein jedes Wort dringt schneidend durch mein Herz — um meiner Ruhe willen, Bernhard laß ab!" „Ich schweige," erwiederte Bernhard etwas unwillig, „und schwöre dir, über diesen Punkt kein Wort mehr zu reden. Handle, wie du willst — ich reise — denn ich mögte die Folgen deiner Liebe um keinen Preis der Welt hier erleben." —

Er hatte Wort gehalten, nicht eine Sylbe in dieser Beziehung kam mehr über seine Lippen, und nach drey Wochen reiste er ab, um sich als Laye in ein Benediktinerkloster an der Gränze zu begeben. —

Gustav hatte sich mit einem unbeschreiblichen Fleiße dem Studium der Rechte gewidmet, Emilie nährte diesen Fleiß mit aufrichtiger Zuneigung, und so verlebte Gustav eine schöne, beseligende Zeit, welche nichts trübte, als ein unangenehmes drückendes Gefühl, erweckt durch die zahlreichen Besuche der adelichen Kunstfreunde, mit welchen sie die allgemein beliebte Schauspielerin beehrten. Emilie hielt natürlicher Weise ihr zärtliches Ver-

BAYERISCHE STAATS-

hältniß zu Gustav so geheim als möglich, denn sie wußte wohl, daß sie nicht allein in der öffentlichen Meynung, sondern auch in der Gunst ihrer vielen Verehrer, an der ihr als Künstlerin gelegen seyn mußte, verlieren würde, wüßte man ein bestimmtes Verhältniß, das sie pflegte. Und eben dieses mischte bittre Tropfen in den Freudenkelch des Liebenden, obwohl er sattsam von Emiliens aufrichtiger Liebe überzeugt seyn durfte. Unter den vielen Anbetern und Verehrern der jungen liebenswürdigen Künstlerin befand sich ein Italiener, Marchese Lenardo Olinchi, ein Mann von etwa 36 Jahren, blassen aber einnehmenden Gesichtes, mit schwarzem Haupthaar und Backenbart. Seit einem halben Jahr fand er sich fleißig in dem Salon der jungen Künstlerin ein, und war derselben, seines schönen Benehmens, seiner Urtheile über Kunst und Wissenschaft wegen, keiner der unangenehmsten ihrer Gäste. Dieser Mann, war man zum ersten Mal in seiner Gesellschaft, hatte etwas Zurückstoßendes an sich, traf man ihn öfters, so fand man ihn wohl leidlich, ja sogar liebenswürdig. Er urtheilte über Alles richtig und treffend, mit solch einer Kälte und Ruhe, wie man es selten an seinen Landsleuten gewohnt war; auch schien er von Ansehen, denn er wurde in den Cirkeln der ersten Familien der Stadt, ja selbst bei Hofe, zum oftenmalen gesehen. Emilie zeichnete der Marchese vorzüglich aus, und die böse Fama nannte ihn bald den beglückten Verehrer der jungen Schauspielerin. Der arme Gustav trug den Stachel der Eifersucht im Herzen, ohne daß er selbst es wußte,

er baute zwar fest auf Emiliens Liebe, aber so oft er den blassen Marchese zu Gesicht bekam, fühlte er tief-innerlich eine sonderbar quälende Empfindung. Inzwischen war der Winter herangerückt, Emilie mehr als sonst beschäftiget. Der Fasching kam, und neue Besorgnisse quälten den armen Extheologen. Er sah wohl ein, daß es Emilien an Einladungen zu verschiedenen Festlichkeiten nicht ermangeln würde, doch konnte er den Gedanken nicht fassen, sie ohne ihn an einem Ort zu wissen, wo man sich bemühen würde, ihr jedes Vergnügen zu bereiten. Emilie hatte dem seit einiger Zeit ernst und still gewordenen Liebling hoch betheuert, daß er deßwegen ruhig seyn dürfe, indem sie sicher alle derley Einladungen ablehnen, und nur ihrem Studium und seiner Liebe leben wolle. Goß eine solch' liebevolle Rede auf Augenblicke Ruhe in das Herz des Armen, so vermochte sie doch nicht diese Ruhe in seinem Herzen zu befestigen, und öfter als je dachte er des redlichen Bernhards in einer düstern Vorahnung. Er kam seltner als sonst zu Emilie, ihre Musikstunden wurden oft durch lästige Visiten gestört, oder gar nicht gehalten, und wenn der arme Gustav dann den nicht zum seltensten ankommenden Verehrern Platz machen und bescheiden sich zurückziehen mußte, so fühlte er mit stechendem Schmerz seine ganze Nichtigkeit. Keiner der besternten Herren, welche Emilie aus keiner andern Ursache, als der Unterhaltung mit dieser gebildeten jungen Künstlerin besuchten, ahndete in dem anspruchslosen Klavierlehrer Emiliens ersten, wärmsten Freund, ja man achtete seiner

wenig, was eben den Stolz des Jünglings empörte und sein Leben verbitterte. Und eben dieser Marchese war es, der sich mit Emilie unterhielt, als wäre Gustav gar nicht zugegen, und ihm mit einer kalten achtungslosen Behandlung stets begegnete. Gustav hatte über des Italieners Benehmen Emilien ernstlich zu Rede gestellt, aber diese in der Unschuld ihres Herzens lächelte über die Besorgnisse des Eifersüchtigen, und beruhigte durch liebevolle Worte den gerne Versöhnten.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Emilie," sprach bey der Gelegenheit eines Besuches, als eben Gustav anwesend war, der Marchese, „ich habe eine Bitte, welche Sie mir nicht verweigern dürfen. Ein paar Freunden aus der Heimath zu Ehren, habe ich einen kleinen Hausball für nächste Woche bestimmt. Sie werden mehrere Bekannte treffen, ich habe einige wackere Künstler dazu geladen. Darum hoffe ich, Sie werden meine Bitte erfüllen, und als Königin des Balles erscheinen." Gustav erbebte. Emilie suchte mit Ausflüchten der Einladung auszuweichen. „Ich habe mir fest vorgenommen," sprach sie, „dem Fasching keinen Tribut zu bringen, und wünsche, meinem Entschluß getreu bleiben zu können." Mit einem stechenden Blick auf Gustav, jedoch ruhig sprach Olinchi: „Es hat noch Zeit, ich spreche noch darüber." Er knüpfte schnell ein anderes unbedeutendes Gespräch an, und entfernte sich ernster als sonst. Emilie flog an Gustavs Brust. „Mein Schatz," schäckerte sie, und wühlte in seinen Locken, „was sollen

die Wolken auf dieser Stirne, hat sie der Marchese hervorgebracht — laß das, mein Gustav," setzte sie ernst hinzu, „und kränke dein Kätchen nicht." — Solche Worte mochten wohl auf Augenblicke den Liebenden beruhigen, aber der Friede seiner Seele war gestört, und erwog er die Verhältnisse der Vergangenheit, in welcher er bloß seinem Studium und der zärtlichsten Freundschaft zu seinem Bernhard lebte, so wurde sein Herz so wehmüthig gestimmt, daß er viel darum gegeben hätte, nur eine einzige solche sorgenlose, ruhige Stunde noch einmal durchzuleben. Das Verhältniß jedoch mit Emilie blieb sich gleich. Sie hieng an Gustav mit wahrhafter Liebe, und hatte manchen Wunsch seines Herzens in Bezug auf ihre Stellung zu dem großen Publikum erfüllt. Der bleiche Marchese allein schien der Ruhe Gustavs gefährlich zu seyn, denn er fand sich jetzt öfter als sonst bey Emilie ein, und diese konnte, ohne nicht gröblich den Anstand zu verletzen, diese Besuche nicht abstellen. Olinchi selbst bestürmte Emilie, dem Ball, den er vorgeblich ein paar Freunden zu Ehren gab, der aber, wie deutlich hervorleuchtete, nur wegen Emilien veranstaltet wurde, beyzuwohnen, ja er sprach mit so überredender Macht, er nahm die Sache von einer so zarten Seite, betheuerte ihr, daß er bereits seine Ballgesellschaft auch von ihrem Erscheinen unterrichtet, daß man dieses mit allgemeiner Freude vernommen, und er nun jetzt, wenn sie eigensinnig seine Einladung ausschlüge, beschämt vor seiner Gesellschaft dastehen würde, und in der That gezwungen wäre, um dieser Beschä-

mung zu entgehen, die Stadt zu verlassen, und so seinem angenehmsten Lebensverhältnisse zu entsagen, daß Emilie unschlüssig war, was sie thun sollte. Gustav kränken wollte sie nicht, denn sie wußte, daß sie, nähme sie die Einladung an, sein redliches Herz tief verletze, andrerseits aber sah sie ein, daß sie, ohne affektirt zu scheinen, dem Balle nicht entgehen könne, um so mehr nicht, da sie von mehreren Seiten dringend dazu geladen und überredet wurde. Sie war mit sich selbst uneinig, und es machte ihr Sorge, hier keinen erwünschten Ausweg zu finden. Gustav schwieg und sprach über den Marchese und dessen Einladung keine Sylbe mehr. Letzterer ließ nicht ab, Emilie zu bestürmen, und so geschah es, daß sie, gedrängt von allen Seiten — zusagte. Der Marchese küßte ihr dankbar die Hand und war entzückt. Zum ersten Male glühten die sonst bleichen Wangen des Italieners, und ein seltenes Feuer sprühte aus seinen Augen. Der arme Gustav wußte nichts von der Schwäche seines Kätchens, aber eine Ahndung mochte er haben, er unternahm einen Schritt, der ihm die Ruhe seines ganzen Lebens und sein ganzes Erdenglück raubte. —

Die Stadt war durch die Freuden des Faschings auf das angenehmste belebt, kein Tag verging, an welchem nicht irgend eine öffentliche Belustigung Statt hatte. Noch hatte Gustav nichts von seinem Kätchen zu befürchten, Emilie hatte an keinem dieser Vergnügungen Theil genommen, aber er bemerkte seit kurzem an dem sonst so offenen Mädchen eine Zerstreutheit,

eine gewisse Befangenheit, die ihn beunruhigte Olinchi fand sich fleißig ein, er war heiter, er lächelte sogar und scherzte; aus diesem Benehmen konnte der gequälte Liebende nicht klug werden. Der Italiener achtete des armen Studenten nicht viel, wenigstens schien es so, obwohl er sich eines gewissen scheuen Blickes nicht erwehren konnte, so oft er ihn bey Emilien traf. Letztere selbst war nie verlegener, befangener und ängstlicher, als wenn der Zufall beyde zusammenführte. Sie liebte Gustav und hatte vor Olinchi eine gewisse nicht zu bekämpfende Scheu — und als eines Tages Olinchi in Gegenwart Gustavs Emiliens Hand ergriff und halb leise und scherzhaft sprach: „Sie werden staunen, was ich ein guter Tänzer bin,“ da fuhr es wie Esse durch die Adern des armen Jünglings — und verwirrte seine Gedanken bis zum Wahnsinn. Ein Licht ging in seiner tiefsten Seele auf, an dem er gerne seine Todesfackel angezündet hätte. Er ahndete, Emilie habe die Einladung zu diesem Balle angenommen, er ahndete es, allein er wollte sich Gewißheit verschaffen, und schwieg, aber handeln wollte er, fest und unerschütterlich, und wenn darüber seine Liebe und mit ihr sein ganzes Erdenglück zu Grunde gehen müßte. Der Zufall war ihm günstig. Es war die letzte Woche vor dem Ende des Faschings. Er ging Abends, als er bey Emilien besonders große Gesellschaft traf, in ein nahe gelegenes Weinhaus, um die Stunde der Entfernung dieser lästigen Visiten abzuwarten, und dann mit ganzer Liebe noch ein Stündchen bey seinem Kätchen zuzubringen.

ach, er hatte der Geliebten immer so viel zu sagen, wenn er nicht bey ihr war, und kam er zu ihr, so wußte er von dem Allen rein nichts. Er fühlte an diesem Abend eine besondere nie empfundene Sehnsucht und zählte jeden Stundenschlag, der ihn in die Arme des geliebten Wesens führen würde. An seinem Tische saßen zwey schlicht gekleidete Männer, es waren Musiker, und unterhielten sich nach ihrer Weise, indem sie der Flasche wacker zusprachen. Gustav merkte nicht auf ihr Gespräch; aber wie aus einem schweren Traum erwachte er, als er aus dem Munde des Einen den Namen: „Marchese Olinchi" hörte. „Ich versichere dich," sprach der Eine zu dem Andern, „ich versichere dich, wir sind in großer Noth — ich bekomme dir in der ganzen Stadt keinen Baßgeiger, denn morgen ist Redoute und Akademie, überall Musik und Tanz — und wenn der Herr Marchese auch dreyfach zahlt — wir bekommen keinen." — „Aber," fiel der Andere in's Wort, „daß der verfluchte Italiener gerade morgen seinen Ball giebt — wenn wir ihm dieß begreiflich machen könnten, daß —„Sey doch nicht so vernagelt," unterbrach ihn der Erste, „der wird unserthalben sein Fest aufschieben, er bezahlt gut, Kopf für Kopf zwey Dukaten, da kann er schon etwas Rechtes fordern." Beyde sahen gedankenvoll in die halb geleerten Gläser und schüttelten bedenklich den Kopf, gleichsam als wüßten sie weder Rath, noch Hilfe. — Der Augenblick war günstig — eine sonderbare Angst überfiel Gustav, ein Gedanke flog durch seine Seele, der ihn aus all' seinen Zweifeln reißen

sollte. „Sie sind, meine Herren, wegen eines Violonspielers in Verlegenheit?“ redete er die beyden besorgten Musiker an. Diese fuhren zu gleicher Zeit mit den Köpfen in die Höhe, und bejahten die Frage. „Wenn Ihnen mit meiner Person gedient ist,“ fuhr Gustav fort, „ich spiele dieses Instrument, so stehe ich zu Diensten. Ich bin Musiker, doch nicht lange hier, und verdiene mir gerne etwas.“ „O da sind Sie uns tausendmal willkommen!“ riefen die beyden Musiker, wegen der Bezahlung dürfen Sie nicht sorgen, der Italiener zahlt gut.“ — „Das Instrument,“ fuhr Gustav fort, „müssen Sie mir wohl besorgen, denn ich bin auf der Reise und habe solches nicht.“ „Da seyen Sie, Herr Collega, außer Sorge,“ fiel einer von denen ein, ich habe selbst ein solches, und was für Eines.“ — Gustav erkundigte sich näher um den Ballgeber und erhielt sattsamen Aufschluß. Es sey der reiche Marchese Olinchi, wohne da und da, zahle gut und zu trinken gäb' es in Hülle und Fülle. — Die drey wohlbestellten gräflichen Musiker tranken noch eine Flasche Wein zusammen, man verabredete sich, wo man sich am folgenden Tage treffen würde, und so war die Sache abgethan. Die beyden Musiker schwankten freudig und wonnetrunken nach Hause, Gustav aber eilte zu seinem Kätchen. Er traf die Geliebte allein mit ihrer Tante. Sie aßen eben zu Nacht. Emilie empfing ihn freundlich und herzlich, und blickte er ihr in die lieben hellen Augen, so verschwand sein Verdacht, und er machte sich selbst die bittersten Vorwürfe darüber. Es war ihm so weh, sein

Herz so schwer, so war ihm nie in seinem ganzen Leben. Oft wollte er an Emilie hinsichtlich des Balles eine Frage stellen; aber das Wort erstarb auf seinen Lippen — und er schwieg. Als er von ihr ging, nahm er ihre Hand und sprach: „Wann werde ich morgen mein Kätchen sehen?“ Emilie schwieg einen Augenblick und eine sichtbare Verlegenheit war in den sonst so wahren Zügen zu lesen. — „Recht bey Zeiten, mein Gustav,“ sprach sie schnell gefaßt, „denn ich fürchte, Abends wieder lästige Besuche zu bekommen.“ „Wann, mein Kätchen, wird die Zeit kommen, wo ich dieses nicht mehr zu fürchten habe?“ fragte Gustav mit tiefer Wehmuth. „O Emilie!“ rief er, und drückte sie stürmischer als je an seine hochschlagende Brust. Es war ihm, als wäre es der letzte selige Augenblick, den er in ihrer Nähe verlebte, zwey helle Thränen standen in seinen Augen. Emiliens Entschluß, dem Ball beyzuwohnen, war in diesem Augenblick vernichtet, sie blickte dem Liebling ihres Herzens offen und wahr in's Auge, sie athmete leichter, denn jeder leise Vorwurf war aus ihrem Herzen verschwunden. Sie sagte ihm recht lieb und freundlich eine gute Nacht. „Nein, liebe Tante,“ rief sie, als Gustav fort war, „ich kann diesen ehrlichen Menschen nicht hintergehen, er hat mir zu Liebe so viel geopfert, er hat nichts als mich und sein Ziel vor Augen, wo ist ein Herz, das seinem gleicht, — ich kann ihn nicht hintergehen“ — „Thu' wie du willst, möge deine Liebe dich bewahren, ich sehe nichts Freundliches für die Zukunft,“ antwortete ernst die Tante. — Emilie

ging recht mit sich zufrieden und in der Seele vergnügt zu Bette, sie dachte an Gustav und an die Perlen, die in seinem redlichen Auge glänzten, und schlief mit ihm und mit dem Gedanken an seine treue unverfälschte Liebe sanft und ruhig ein. Gustav lächelte über seine Thorheit, einen Spion spielen zu wollen, und sich zum Baßgeiger gebrauchen zu lassen, er hätte seinen Entschluß gerne aufgegeben, allein er hatte sein Wort gegeben, auf welches die Musiker fest vertrauten, und so mußte er es auch halten. — Emiliens Vorsatz war am Morgen noch derselbe, sie schrieb an Olinchi und entschuldigte sich, da eine Unpäßlichkeit sie befallen habe. Kaum war eine halbe Stunde nach Abgang des Briefes verflossen, als er selbst erschien; mit ihm zwey der angesehensten adelichen Damen. Emilie war erstaunt über diesen ehrenvollen Besuch; man redete ihr zu, Olinchi betheuerte, er würde, und gereiche es ihm auch zur größten Unehre, den Ball absagen lassen, und morgen die Stadt verlassen, wenn sie ihrem Worte untreu werden würde. „Sie können, Emilie," sprach er „die Einladung dieser beyden Damen nicht ablehnen, welche Sie selbst bis Abends abholen werden." „Ja, ja, liebes Kind," sprach die Frau Legationsräthin v. S. — „ja, ja, Sie fahren mit uns — und damit Punktum." — Was sollte Emilie thun? — Sie willigte ein, aber bat dringend, daß man sie nach einer Stunde wieder nach Hause zurückkehren lasse, welches man ihr auch zusagte. — „So muß ich dich doch, mein Gustav betrügen," klagte sie, als sie allein war, „mein armer, armer, redlicher Freund, aber Gott wird

mir verzeihen, ich kann es dir nicht sagen — ich will hingehen, eine Stunde bleiben, und dann gleich wieder mir selbst und deiner Liebe angehören.“ — Gustav erschien, wie Kätchen wollte — recht bey Zeiten, er traf Damen bey ihr und entfernte sich wieder. Die Tante benachrichtigte ihn, Emilie sey unwohl, aber bald darauf saß sein Kätchen mit bangem Herzen in dem Wagen der Legationsräthin und fuhr zu Olinchi. — Gustav kleidete sich ganz einfach, ja, vielmehr ärmlich an, zerzauste sein lockiges Haar, um in dem Palais des Marchese nicht erkannt zu werden und als schlichter Baßgeiger zu gelten, und ging mit zitterndem Herzen nach dem Bestellungsorte der Musiker. — Im Hause des Italieners ging es bunt zu. Es war Alles auf das geschmackvollste hergerichtet, besonders schön war der Saal decorirt, in welchem, auf einem erhöhten Orchester, die respektable Musikgesellschaft Platz nahm. Der Ball begann, eine angesehene Gesellschaft, unter welcher Gustav einige Mitglieder der Bühne erblickte, war zugegen, noch hatte er Olinchi nicht zu Gesicht bekommen, und strich seine Geige ganz zur Zufriedenheit seiner Collegen. Endlich, es war während einer Polonaise — endlich erblickte er ihn, und o Himmel — Emilie mit ihrer Tante neben ihm. Er sah und sah wieder, es war keine Täuschung, es war Emilie, einfach aber reizend gekleidet; sie blickte theilnahmslos auf die tanzenden Paare, ihr Gesicht trug den Stempel der größten Gleichgiltigkeit. Gustav war tiefinnerlich erschüttert, er zitterte, ein Flor umzog seine Augen. Sie hier, ohne es ihm gesagt zu

haben, o es giebt keinen größern Schmerz für ein liebendes Herz, als auf solche Art aus seinen Träumen gerüttelt zu werden. „Ewiger Gott," rief Gustav — warf das Instrument aus der Hand, und stürmte fort — hinaus in die Nacht — die schwarz und düster, und passend war für das tiefe Leid des Armen!

Emilie, welche eine nie empfundene Beklemmung in sich fühlte, konnte nicht bewegt werden, länger als eine Stunde im Hause zu verweilen, sie fuhr auch wirklich eher als sie es selbst dachte, trotz der Bitten des Ballgebers und der übrigen Gesellschaft nach Hause. Sie schlief nicht ruhig, nicht sanft und süß wie sonst; leiser Vorwurf beängstigte das Mädchen, und erschwerte seine Träume. Der nächste Morgen fand die sonst so froh Erwachte, schlaflos. Mit banger Sehnsucht harrte Emilie der Stunde, an welcher Gustav gewöhnlich kam, sie fühlte es tief in ihrer Seele, daß sie schuldbewußt vor ihm stehen, und vielleicht mit Recht von ihm gekränkt werden würde. Aber die Stunde kam und Gustav nicht mit ihr, und es wurde Abend und Nacht, und Gustav kam noch nicht. Emilie war besorgt, sie hätte an diesem Abend eine bedeutende Rolle spielen sollen, allein sie war es nicht fähig, und so mußte die Vorstellung unterbleiben. Als nun auch der dritte Tag vorüber ging, ohne daß der Erwartete erschien, konnte Emilie ihrer Unruhe nicht Meister werden, sie schickte ihr Dienstmädchen in die Wohnung desselben, welches mit dem Bescheid zurückkehrte, er wäre in vorgestriger Nacht schnell und unverhofft abgereist, und man wisse nicht wohin. Diese

Nachricht ergriff Emilie gewaltig, eine leise Ahndung bemächtigte sich ihrer, sie wollte, sie mußte sich Gewißheit verschaffen, wenn sie nicht fürchten sollte, die Ruhe ihres Lebens auf das Spiel zu setzen. Die alte Tante selbst, welche zwar immer über das Verhältniß der beyden Liebenden den Kopf geschüttelt hatte, war dem bescheidenen hübschen Manne herzlich gut, und nahm wahrhaft Theil an der Unruhe ihrer Nichte. Emilie wollte selbst in Gustavs Wohnung gehen, sie wollte sich selbst von Allem überzeugen, und bat die Tante innig, sie zu begleiten. Beyde hüllten sich am Abend in Pelz und Mäntel und eilten dahin. Gustavs Miethsfrau, eine ehrwürdige Matrone, deren Gatte vor langer Zeit auf dem Felde der Ehre geblieben, empfing überrascht die fremden Gäste. Mit ungewohnter Hast frug Emilie nach Gustav. „Ach, du lieber Gott" — berichtete die Matrone, „der ist fort." „Fort?" rief Emilie, ungemein bewegt, und senkte den Blick zu Boden. — „Fort? warum und wohin?" setzte sie gefaßter hinzu. „Weiß ich es?" erwiederte die Wittwe — „es muß ein schweres Schicksal den Jüngling getroffen haben, das seine edle Seele bis auf das Tiefeste erschüttert haben mochte, doch" — setzte sie hinzu, „treten Sie, meine Damen, hier nur in sein Zimmer, was ich weiß, will ich Ihnen gerne erzählen." Sie traten in die stille friedliche Wohnung. Papiere lagen zerstreut in Gustavs Zimmer, noch war Alles ungeändert, und zeigte ein schnelles unvorhergesehenes Scheiden des Bewohners. Emilie blickte schweigend umher, ihr Herz fühlte die

tiefste Trauer. „Sie scheinen, meine Damen, Theil zu nehmen,“ hub die Wittwe an, „ach, ich habe viel an dem jungen Manne verloren. Sehen Sie, ich lasse es mir nicht nehmen, bloß unglückliche Liebe konnte sein Gemüth so zerstören. Vor drey Tagen kam er spät in der Nacht nach Hause, er war ungewöhnlich aufgeregt, und weckte mich, zahlte mir die Miethe und sprach, er müsse fort. Ich sah Thränen in seinen Augen, er sank mit dem Rufe: „o mein Kätchen!“ hier auf das Sopha und weinte bitterlich. Als er am frühen Morgen schied, fragte ich, wann und ob ich ihn wiedersähe, da gab er mir recht tief ergriffen zur Antwort: „Hier auf dieser Erde schwerlich mehr, liebe Frau, dort aber wohl, wo kein Trug und keine betrogene Liebe mehr ist.“ — Emilie stand verstummt, es war klar, sie trage die Schuld — bitterer Schmerz durchstach ihre Brust — sie konnte erst zu Hause ihren Thränen freyen Lauf lassen, und klagte sich laut ihres Leichtsinnes, ihres so unüberlegten Schrittes an. Gustav war geschieden — Emilie hörte trotz aller Nachforschungen nichts von ihm. „Ach, jammerte sie, hätte er gewußt, wie ich ihn liebe, hätte er in mein Herz gesehen, mit welchen Empfindungen ich den Bitten des unseligen Marchese nachgab, er hätte mich nicht so grausam verlassen, ohne ein Wort des Abschiedes — ohne meine Rechtfertigung zu hören.“ Die heitere frohe Laune des Mädchens war zerstört, oft traten Thränen der Erinnerung in Emiliens Augen, sie dachte mit Sehnsucht des geliebten Jünglings, dessen ganzes Erdenglück, sie wußte es, durch sie untergraben

war. Der Marchese, welcher erstaunt war über Emiliens stille Trauer, bot Alles auf, sie zu erheitern, und die Ursache ihres Kummers zu entdecken, aber sie schwieg. Er betheuerte, sein halbes Vermögen, ja all' sein Hab' und Gut opfern zu können, um ihre verlorne Heiterkeit ihr wieder zu verschaffen, aber Emilie schwieg, und es war ihr nie wohler und besser zu Muthe, als wenn sie allein war und stille Thränen weinen konnte. Niemand kannte den Schmerz des armen Mädchens in seiner ganzen Kraft als die alte Tante; sie war Emiliens wahrhaft mütterliche Freundin, und gab sich alle Mühe, die trauernde tief betrübte Nichte zu trösten, sie stellte ihr all' die Hindernisse vor, welche zwischen sie und Gustav sich himmelan thürmten; allein mit Thränen in den Augen erwiederte Emilie: „Liebe Tante, ich weiß, an was Sie mich mahnen, ich weiß, daß die Kunst, der ich mich widmete, keine Faseley duldet — aber bey dem Himmel, meine Freude ist mir genommen, ich habe Gustav geliebt, und fühle jetzt erst, wie ich ihn geliebt habe — und o Gott, wo wird er seyn, wer wird ihm nahe stehen, wenn er erkrankt, wer wird theilnehmend ihm einen Labetrunk reichen!" Häufige Thränen folgten jeder solchen Rede. — Aber die Zeit trocknet das Auge des Menschen und heilt alle Wunden wieder, die sie schlug. Emilie wurde ruhiger, denn die Vergangenheit — die Zeit ihrer ersten jugendlichen Liebe verdrängte eine mannigfaltige Gegenwart. Doch aber zog sie sich stets zurück von allen Gesellschaften, und lebte blos ihrem Berufe und der Erinnerung an ihre Liebe.

Olinchi allein kam oft zu ihr, er liebte sie, ohne daß sie es ahndete, doch schwieg er, denn sein Stolz ließ nicht zu, beschämt und nicht erhört vor der Schauspielerin zu stehen — So schwanden beynahe zwey Jahre hin. Emilie hatte von Gustav nichts gehört. Oft bejammerte sie ihn als todt, oft nannte sie ihn hartherzig, unversöhnlich, daß er, sey er unter welchem Himmelsstriche er wolle, auch nicht eine einzige Zeile an sie gerichtet.

Ein ehrenvoller Ruf zu Gastrollen auf einer der bedeutendsten norddeutschen Bühnen riß Emilie aus ihrem gewöhnlichen Geleise. Sie unternahm in Begleitung ihrer mütterlichen Freundin die Reise dahin. — Es war am heiligen Pfingsttag, als die Reisenden vor dem Posthause einer kleinen Gränzstadt am frühen Morgen anhielten, und daselbst einige Stunden verweilen mußten, da Mangel an Pferden die gehörige Vorspann verzögerte. Es war ein herrlicher Sommertag. Im Städtchen war es lebendig. Alle Einwohner, festlich gekleidet, wallten in den Straßen auf und nieder. Die Hauptkirche, dem Posthause gegenüber, war mit jungen Birken geziert, und Kränze aus Buchs und Blumen schmückten die Portale. Emilie und ihre Tante waren im Posthause bald heimisch. Das engelschöne Mädchen mit dem dunklen Reisekleid ward die Bewunderung Aller, die ihm nahe waren, besonders gewann es die Postmeisterin lieb, die mit übertriebener Freundlichkeit der schönen Reisenden die Zeit zu verkürzen trachtete. Auf Emiliens Frage, was es denn heute eigentlich für ein Fest im Städtchen gäbe, berichtete sie

mit vieler Geschäftigkeit: „Ja, wir haben heute ein großes Fest. Seit einem Jahre befindet sich in unserm Orte ein geistliches Seminar, und eben heute wird der erste Alumnus, ein junger herrlicher Mensch, sein erstes Meßopfer verrichten. Da müssen Sie auch in die Kirche — wir haben eine schöne Kirchenmusik, und unser Dechant hält die Predigt." — Emilie that, wie die Geschwätzige wollte. Als die Glocken zum feierlichen Akte riefen, und Alt und Jung nach dem Tempel des Herrn strömte, fand auch sie mit der Tante sich ein und nahm Platz im Herrenstuhle des Postmeisters, im Presbyterium der Kirche selbst. Schon erklangen die majestätischen Töne der Orgel, schon brannten die Kerzen auf dem reich geschmückten Hauptaltar. Die Kirche war von Andächtigen überfüllt. Eine feyerliche Stille herrschte, man erwartete das Erscheinen der Priester. Zunächst dem Altar knieten die Mädchen des Ortes, bräutlich geschmückt, Rosen und Myrthen in das Haar geflochten; geschäftig eilten die Küster der Kirche auf und ab, und noch einmal gab die Orgel das Zeichen zum Anfang. Da traten die Ministranten aus der Sakristey, die Glocke ertönte in drey gleichförmigen Schlägen, und der Ceremoniar und die Küster erschienen. Emilie blickte unverwandten Auges nach der Sakristey — und o Himmel — sie sah und sah wieder — Gustav — mit gesenktem Haupte — den Rosmarinstrauß um den Arm, trat, den heiligen Kelch tragend — Bernhard, dem Benediktiner als Levit an der Seite, aus der Sakristey. — Todeskälte durchrieselte das Gebein des be-

benden Mädchens. — Gustav war es. Mit dem Ruf: „Jesus Maria" sank Emilie leblos zu Boden. — Man trug sie mit Mühe durch die dicht gedrängte Masse aus der Kirche nach dem Posthause. Gustav hatte sie nicht bemerkt — und wohl ihm! denn mit welchem zerrissenen Herzen hätte er in diesem Falle dem Allmächtigen sein erstes Opfer gebracht? Als Emilie nach langer Zeit völlig zu sich kam, und die Augen aufschlug, stand der Benediktiner an ihrem Ruhebette. „Fassen Sie sich, meine Freundin," sprach er — „fassen Sie sich — aber um Gotteswillen! welch' Zufall führt Sie hieher, hieher und zu dieser Stunde?" „Bernhard," rief das Mädchen heftig, „Bernhard, warum muß ich das erleben!" — „Die Launen des Schicksals sind sonderbar," erwiederte ruhig der Mönch, man rief mich — um Ihnen Hilfe zu leisten, ich bin Arzt des Klosters — mein Gustav bedarf keines Arztes mehr!"

Blaß bis in die Lippen saß Emilie, stumm und nachdenkend vor dem Benediktiner, es herrschte eine ernste Stille, die endlich der Mönch unterbrach. „Ich hätte nie geglaubt," hub er an, „daß Sie, Emilie, mir auf meinem einsamen Lebenswege noch einmal begegnen, doch danke ich Gott, daß Gustav Sie nicht gesehen, der um Ihretwillen so viel gelitten. Die Zeit ist um, die Würfel sind gefallen, nicht der lebensfrohe Bernhard steht vor Ihnen, nicht Gustavs fröhlicher Jugendfreund, sondern Pater Anselm, der in seiner stillen Zelle die Welt und ihren Tand längst vergessen." Emilie hörte ihm zu, ein langer Seufzer entquoll der beklommenen

Brust. „Und soll ich fort, ohne ihn gesehen zu haben, soll ich gehen, ohne aus seinem Munde die Ursache seiner Flucht zu erfahren?“ — „Lassen Sie das, mein Fräulein,“ sagte der Mönch,“ über das, was Sie wissen wollen, kann ich Ihnen Aufschluß geben, und ich thue es mit kälterem Blute, als der, welcher jetzt um keinen Preis der Welt hier an meiner Stelle stehen dürfte.“ Er erzählte der tief ergriffenen Emilie in gedrängten Worten die Geschichte wegen des Balles, wegen Gustavs Verkleidung als Musikus, und wie er noch in selber Nacht, überzeugt, betrogen zu seyn, die Stadt und Alles verlassen, was ihm so unaussprechlich theuer war. — „Er kam zu mir,“ fuhr er fort, „um an meinem Bruderherzen Trost zu suchen, er kam und fand diesen Trost in meiner einsamen Zelle. Als seine Thränen über ein verlornes täuschendes Glück versiegt waren, als Freundeswort und Vernunftgründe ihn sich selbst wieder gegeben hatten, erwachte sein Vorsatz, sich den theologischen Studien zu widmen, aufs Neue. Er vergaß, was er gelitten, Gott mochte ihn gestärkt haben, und so trat er heute mit reinem frommen Herzen zum Altar, und zeigte sich der Theilnahme würdig, die er in diesem Städtchen, in dem herrlich eingerichteten Seminar gefunden. Mein Kloster ist in Böhmen, ich bin weit hergereist, dieses Fest zu sehen, und dem Freunde nahe zu stehen in dieser Stunde.“ „Also vergessen, verkannt, und so schnell vergessen?“ — stammelte tief verletzt das arme Mädchen. „Vergessen?“ wiederholte mit gehobener Stimme der Mönch, und ein seltenes

Feuer blitzte in seinen Augen, — „Emilie," setzte er gelassen hinzu — „nehmen Sie diese Beruhigung aus meinem Munde — Unwahrheit verträgt sich nicht mit diesem Gewande — vergessen nicht, Sie werden ihn noch in seiner letzten Stunde umschweben, denn seine Liebe war keine gewöhnliche." — „Ich muß ihn sehen, ich kann um Gott und seine Heiligen nicht so scheiden," rief das aufgeregte Mädchen und sprang vom Stuhle auf. Pater Anselm aber sprach so überzeugend, er bot Alles auf, er beschwor Emilie, nicht den Seelenfrieden seines Freundes so grausam auf das Spiel zu setzen, daß sie sich willig darein gab und den Wagen vorfahren ließ. Mit lautem Schluchzen stieg sie in denselben; der Mönch selbst war tief ergriffen, die alte Tante weinte still in ihr Tuch, und vom Kirchthurme herab schallten die Trompeten zum Mittagssegen, welcher den neugeweihten Priester zum hochzeitlichen Male rief. Der redliche treue Bernhard nahm mit trauerndem Herzen Abschied, und als der Wagen durch das dunkle Thor des Städchens fuhr, da löste sich der Schmerz des zerrissenen Herzens in lindernde Thränen auf, nochmals breitete Emilie die Arme nach der Gegend aus, dann sank sie erschöpft in den Schooß der Tante. Pater Anselm aber kehrte zurück zum Freund und umarmte denselben mit Inbrunst, denn er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er in diesem Augenblicke sich als treuer Freund bewiesen, und dem Herzen des Freundes einen bittern Kampf erspart hatte. — Emiliens Gesundheit war bedeutend durch diese Ereignisse angegriffen, sie

erkrankte schon auf der Reise, und es verging eine geraume Zeit, bis ihr Gemüth von der Art war, um ihrer Pflicht nachzukommen, und sich wieder ihrer Kunst zu widmen. Nicht der Triumph, den sie überall feyerte, nicht die außerordentliche Auszeichnung, mit welcher man überall die junge Künstlerin empfieng, vermochte es, einen bleibenden Eindruck auf sie zu machen, sie kehrte mit wehem Herzen von ihrer Kunstreise zurück, und hier in ihrer alten Wohnung erinnerte sie Alles an den geliebten Freund. — Nur einmal ihn noch sehen, nur einmal ihn zu überzeugen, daß sie schuldlos ohne Vorsatz ihn gekränkt, war der einzige Wunsch ihres Herzens, und sie bat den Himmel oft, diesen Wunsch zu erfüllen.

Olinchi, der Mann des Unglücks, nahte sich wieder mit vieler Ergebenheit Emilien; er bot Alles auf, sie zu erheitern, und zeigte sich in der That als edler theilnehmender Freund. Er gestand ihr, daß die Sehnsucht, sie bald wieder zu sehen, ihn beynahe getrieben hätte, ihr nachzueilen, daß er an sie gleichsam gefesselt sey, und bot ihr seine Hand und sein Vermögen an. Emilie erschrack über diesen Antrag, und bat sich einige Tage Bedenkzeit aus. Als sie Alles reiflich überlegt, Herz und Vernunft zu Rathe gezogen, da siegte die letztere, denn Olinchi war ein edler wohlhabender Mann; und es war für sie, die als Waise eines auf dem Schlachtfelde gebliebenen Offiziers, Niemand mehr auf der weiten Welt hatte, als die gute Tante, und für letztere jede Zukunft gesichert. Als daher nach Verlauf einiger

Tage Olinchi in sie drang, sich zu erklären, reichte sie dem entzückten Marchese hoch erröthend die Hand, und noch am selben Tage nannte sie die ganze Stadt die glückliche Braut des reichen Italieners. Vorbereitungen zur nahen Vermählung und zur Abreise, denn Olinchi kehrte auf seine Güter nach Italien zurück, zerstreuten Emilie und gaben sie sich selbst wieder. Ihre letzte Rolle, welche sie vor ihrem gänzlichen Abgang von der Bühne spielte, war — Fest der Erinnerung! — das Kätchen von Heilbron. Sie feyerte noch einen seltenen Triumph, das Publikum nahm mit stürmischem Applaus von ihr Abschied, und als sie gerufen wurde, und Worte des Scheidens sprechen wollte — erstickten Thränen ihre Stimme, und halb-ohnmächtig trug man sie in die Coulisse. Am Vorabend ihrer förmlichen Vermählung schloß sie sich in ihr Zimmer, nahm Gustavs Bild, das er ihr einst am Geburtstage gegeben, und nahm so in stiller Feyer Abschied für's ganze Leben von ihrer ersten jugendlichen Liebe. „So lebe wohl, du mein treuer armer Freund," sprach sie und küßte die geliebten Züge — lebe wohl auf ewig. In deinem redlichen Auge wähnte ich einst meinen Himmel, er ist dahin — sey ein würdiger Diener des Herrn und schließe mich in dein Gebet ein." Sie weinte die letzte Thräne über den verlornen Freund — und es ward das Herz erleichtert, und die Seele gestärkt. — Gönne ihr, freundliche Leserin, diese Thränen, denn hast Du diese nie im Leben vergossen, so kennst Du ihre Macht nicht, und preise Dich glücklich! Ist die Sonne Deiner ersten Liebe an Deinem Horizont

geblieben, und nicht untergegangen — trägst Du dieses Glück noch im liebenden Busen — so hast Du des Lebens reinste Freude genossen; Du aber, Gattin oder Mädchen! die Du Deine Liebe, gleich einem längst verstorbenen Freund betrauerst, erstarke Dich durch Erfüllung Deiner Pflicht und durch den Glauben an den, der die Liebe in unser Herz gelegt und das Haar auf unserm Haupte gezählet. — Italiens milder Himmel begrüßte bald die jugendliche Frau, und hochbeglückt führte sie Olinchi in das Schloß seiner Väter. —

So war eine lange Zeit hinüber gegangen, Emilie lebte glücklich an der Seite ihres Gatten, das blühende Weib war die Bewunderung Aller, die in seine Nähe kamen. Häuslicher Friede, Wohlhabenheit und Vergnügungen aller Art, machten Emilien die Erde schon zum Paradiese. Sie sah keinen Wunsch ihres Herzens unerfüllt, und bereute nicht, Deutschland verlassen zu haben. Oft aber empfand sie tief im Herzen eine sonderbar wehmüthige Regung, Bilder längst entschwundener Zeiten zogen in ihrer Seele vorüber, und sie dachte mit Liebe und Wehmuth an jene Zeit, in welcher sie noch der Kunst angehörte — und Gustav kennen lernte. Sie hatte Niemand, mit dem sie über die Vergangenheit sprechen konnte, denn die alte Tante war nach kurzem Aufenthalt in dem herrlichen Italien, sanft in den Herrn entschlafen, herzlich beweint und betrauert von der treu ergebenen Nichte. Beynahe zehn Jahre waren verflossen, und nichts trübte Emiliens glückliche Ehe, als eine anhaltende Kränklichkeit ihres Gatten. Die Aerzte den=

teten zwar auf keine augenblickliche Gefahr hin, allein sie suchten die besorgte Gattin dahin vorzubereiten, daß sie auf jeden möglichen Fall gefaßt seyn dürfte, indem, zwar nicht allsobald, aber dennoch eine Crisis eintreten dürfte, welche zu ernsthaften Besorgnissen Anlaß geben würde. Emilie pflegte ihren Gatten, dessen Kräfte allmählich abnahmen, mit der größten Sorgfalt, und hätte durch dieselbe das theuere Leben noch lange erhalten, wenn nicht ein besonderer Zufall alle diese Hoffnungen mit einem Male zernichtet hätte. Die Grundpfeiler des alten Europas waren mächtig erschüttert, und auch aus Italiens Boden schlug die züngelnde Flamme des Verderbens. Der Pöbel, irre geleitet von kurzsichtigen Schwachköpfen, sah mit einem Male in seinem Adel sein Verderben, und als die Unzufriedenheit allgemein und der Aufruhr zügellos wurde, hatte auch Olinchi das Schicksal mehrerer Adelicher, denen man das Unglück des Landes zuschrieb, gemißhandelt, trotz seiner Krankheit, in einem wilden Ausbruch des Pöbels aus seinem Schloße geschleppt und tödtlich verwundet zu werden. Er starb in Folge der erlittenen Mißhandlung, während sein Stammschloß in Flammen stand, und verzweiflungsvoll jammerte Emilie an der Leiche des Gatten. Ihre Gesundheit selbst hatte in jüngster Zeit sehr gelitten, und mächtig zog in das Herz der Wittwe die Sehnsucht nach den heimathlichen Fluren ein. Als eine kurze Zeit nach dem Tod ihres Gatten verschwunden war, und Emilie sich immer kränker fühlte, konnte sie diesem Drange nicht widerstehen, und obwohl man ihr

jede Reise mißrieth — so lag doch bald Italien hinter ihr — und mit sonderbarem Gefühle begrüßte sie die Gränzen Deutschlands.

Die junge Wittwe hatte von dem ererbten Vermögen ihres Gatten so viel gerettet, um einer sorgenlosen Zukunft entgegen sehen zu können, was um so mehr gewiß war, da sie kinderlos geblieben. Wohl stiegen sonderbare, lang geschwiegene Wünsche in ihrem Herzen empor, die von einer glücklichen Gegenwart eingewiegt, für eine weite Zukunft geschlummert hatten, wohl sah sie mit Wehmuth auf die Vergangenheit und mit noch größerem Schmerz auf die Zukunft, in welcher sie ganz allein, ohne Stütze und Trost einsam stehen müsse. Ihre Gesundheit aber forderte, sich all' dieser trüben Gedanken zu entschlagen, und vorerst darauf bedacht zu seyn, dieselbe herzustellen und zu befestigen, weßwegen sie den Entschluß faßte, eines der heilsamen Bäder des sagenreichen Böhmens zu besuchen und dann vielleicht selbst in ihrer Vaterstadt, von der sie so lange Jahre entfernt war, sich niederzulassen und dort zu leben und zu sterben. Dieß bewog sie, Italien so schnell zu verlassen, in welchem sie, seit dem Tod ihres braven Gatten, der ihr ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte, nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu erwarten hatte. Als nun die Südfrüchte Italiens lange schon gepflückt waren und nun auch der Sommer die Früchte des deutschen Bodens hervorbrachte, schien sie am Ziele ihrer Reise zu seyn, und freute sich, auf heimischer Erde wieder zu athmen.

Es war an einem heitern Sommerabend, die Gränze Böhmens hatte die Reisende überschritten, als sie, kränklicher als je, in einem einsamen Dorfe ankam, in dessen Nähe sich ein schönes, ansehnliches Benediktiner-Kloster befand. Angegriffen von der Reise, wollte sie in der zwar unansehnlichen aber reinlichen Dorfschenke einige Tage der Ruhe pflegen, und stieg mit ihrer Kammerfrau, zum großen Erstaunen der alten Wirthsleute, vor dem Hause derselben, aus dem Reisewagen. Die Gegend war schön, Berge und dunkle Wälder umgaben das Dorf, durch welches die Landstraße führte, und hinter den Fichten und Eschen des Waldes ragten die funkelnden Blechkuppeln des Klosters hervor. Die wackern Wirthsleute konnten sich von ihrer Verwunderung nicht erholen, daß eine so ansehnliche Dame ihr stilles Haus zum Aufenthalt wähle, und waren geschäftig, wo möglich Alles zu ordnen und zu schlichten, was zur Bequemlichkeit des Gastes beytragen konnte. Pferde und Wagen waren bereits versorgt und die Dienerschaft der hohen Reisenden hatte bald Alles in Ordnung gebracht, wie es sich zum Besten ihrer Gebieterin in der Eile hatte thun lassen. Emilien behagte es in dieser stillen Wohnung, sie sah mit tiefer Empfindung über die Wälder und Berge hin, es bemächtigte sich ihrer eine sonderbare Wehmuth, sie stand, noch in Reisekleidern, an dem kleinen Fenster der Stube. Der dämmernde Abend — die Stille, welche ringsum herrschte, machte einen mächtigen Eindruck auf ihre Seele — sie stand lange und schwieg, aber in ihren Augen spiegelten sich die letzten Strahlen

der untergehenden Sonne und ihre Wehmuth löste sich in stille Thränen auf. Sie wußte nicht, was diese seltne Regung hervorgebracht haben mochte, sie lächelte selbst durch Thränen — und erwachte, von ihrer Kammerfrau angeredet, wie aus einem schönen, schmerzlich süßen Traume. „Es gefällt mir hier unendlich," sprach sie nach kurzer Pause, „nicht wahr, gute Anna, hier wollen wir einige Tage bleiben." „Nothwendig wohl," entgegnete diese, eine geborne Deutsche, „nothwendig wohl, denn die Reise hat Ihren Gesundheitszustand verschlimmert, und hier werden Sie Erholung finden." Emilie schien auch wirklich hier Erholung und Kraft zu finden, sie besuchte die Umgebung, sie bestieg die Berge und kehrte jedesmal gestärkt und heiter in die friedliche Schenke zurück. So waren bereits mehrere Tage verflossen, Emilie hatte noch keinen Befehl zur Abreise gegeben, sie war nie so heiter, und ihre Wangen rötheten sich wieder, Heiterkeit, welche seit den letzten Ereignissen in Italien aus ihrem Herzen entschwunden, kehrte zur Freude ihrer ihr treu ergebenen Dienerschaft wieder, und Alles im Hause bemühte sich, die gütige Herrin in diesem Zustande zu erhalten. „Ich war schon recht besorgt in den ersten Tagen," sagte einmal, als die Bewohner des Hauses an einem heitern Abend unter der großen Linde die Mahlzeit einnahmen, die überglückliche Wirthin — ich war schon recht besorgt um Euer Gnaden, und wollte schon nach dem Kloster um Pater Anselm schicken, der schon so viele durch seine Kunst vom Tode gerettet." Wie ein Dolchstich durchdrang diese

Rede Emiliens Herz. „Pater Anselm?“ rief sie heftig — Pater Anselm, ein Benediktiner? im nahe gelegenen Kloster, ist er ein alter Mann?“ „Nein,“ entgegnete die Wirthin, „ein wackerer Herr, in den besten Jahren.“ — „Holt ihn mir, liebe Frau,“ rief Emilie bewegt, „holt mir ihn, sagt, eine Kranke will seines Rathes, seiner Hilfe!“ „Es ist wohl schon die Abendglocke drüben im Kloster geläutet worden, ich will's versuchen, obwohl Ihr, edle Frau, jetzt des Arztes nicht mehr bedürft,“ setzte die Wirthin hinzu und erhob sich von ihrem Stuhl. „Laßt das,“ entgegnete Emilie, „ich bitte Euch darum, ich will mir Raths erholen bey diesem Manne, nach welchem Badeort ich meine Reise richten soll, und welches zur Herstellung meiner Gesundheit wohl das heilsamste ist.“ Die Wirthin ging; mit marternder Ungeduld harrte Emilie. Bey den Worten: „Pater Anselm, der schon so viele vom Tode gerettet,“ tauchte Bernhards Bild in ihrer Seele auf. Er und kein anderer war es, sie konnte von Gustav fernerem Schicksal hören — sie konnte ihn vielleicht nach zehn verschwundenen Jahren wieder sehen, seine Verzeihung, seinen brüderlichen, priesterlichen Segen sich erholen. Endlich kam aus dem Saume des Waldes die Gestalt eines Mönches — ihr Herz klopfte, ihr Athem stockte. Die Schritte des Kommenden schallten auf der kleinen Treppe der Schenke, die Thür ging auf, und — Bernhard war es. „Finde ich hier die Kranke, die meiner Hilfe bedarf,“ sprach der Mönch und langte unter seinem schwarzen Talar ein Kästchen mit ver=

schiedenen Heilmitteln hervor. „Vergebt, ehrwürdiger Pater," entgegnete mit beklommener Stimme Emilie, „vergebt, daß ich Euch hieher bitten ließ, aber ich bedarf Eures Rathes. Pater Anselm!" setzte sie hinzu, „kennen Sie mich nicht mehr?" — Der Mönch blickte auf und erkannte sie. „Emilie!" rief er, „Sie hier in dieser einsamen Gegend, welches Schicksal führt mich nach zehn Jahren wieder Ihnen entgegen." Bernhards Stimme, seine Züge, er hatte sich wenig verändert — weckten in ihrem Herzen so süße und wehe Erinnerungen, all' das Erlebte in einer langen Reihe von Jahren ging in ihrer tiefesten Seele vorüber, — sie konnte sich einer Thräne nicht erwehren, die über die blasse Wange träufelte. Sie deutete dem Mönch, an ihrer Seite Platz zu nehmen. „Sie sehen in mir," hub sie an, „die Wittwe des Marchese Oliuchi, die in ihre Heimath zurückkehrt, zuvor aber ihre Gesundheit herstellen und ein Heilbad dieses Landes besuchen will, Ihr Rath, ehrwürdiger Mann, soll mir zu Gute kommen, und ich bitte, mich Ihnen als Arzt anvertrauen zu können." Als sie lange über ihre Gesundheitsumstände gesprochen, und der, der Heilkunde erfahrne Mönch ihr mehrere Heilmittel verordnet und das nahegelegene Bad angerathen hatte, fuhr sie mit bewegter Stimme fort: „Und nun, würdiger Freund aus alter Zeit, gönnen Sie mir noch eine Frage — es ist eine Beruhigung für mein ganzes Leben, was ist aus Gustav geworden?" Der Mönch war sichtbar ergriffen. „O fürchten Sie nichts," sprach Emilie schnell, „fürchten Sie nichts —

ich bin zehn Jahre älter geworden, und mit jener Zeit ist manches verschwunden, was ich nicht erlebt zu haben wünschte -- sagen Sie, was ist aus Gustav geworden?" — „Er ist geheilt," sprach der Mönch — „und der Friede seines Herzens ist hergestellt." „Hat er mir verziehen?" fragte leise Emilie. „Er hat es, wie Gott ihm verzeihen möge!" — „O so bin ich glücklich," rief die Wittwe — „und kein Vorwurf drückt meine Seele. Ist er glücklich und wo lebt er?" „Hier und glücklich, er fand in diesem Kloster Ruhe und Glück seiner Seele," entgegnete feierlich der Mönch. — Emilie bat ihn dringend, ihr zu gönnen, aus seinem Munde Verzeihung zu erhalten, ihn noch einmal in diesem Leben zu sehen und sich seinen Segen, den Segen eines Freundes zu erholen. Pater Anselm sah lange vor sich hin — seine Augen richteten sich nach den freundlichen Sternen, die am azurblauen Himmel nach und nach erglänzten, seine Seele war bewegt — er sprach lange kein Wort. Emilie sah den würdigen Mann mit stiller Ehrfurcht vor sich, ein leiser Schauer durchrieselte sie. Nach einer Minuten langen Pause sprach der Mönch: „Wohl, gnädige Frau — morgen, ehe die Abendglocke des Klosters geläutet wird, führe ich Sie zu Gustav." — Er ging und mit sonderbarem Gefühle sah Emilie den kommenden Abend entgegen. —

Die Sonne war untergegangen und ihre letzten Strahlen vergoldeten die Spitzen der Klosterthürme. Emilie ging mit ihrer Kammerfrau stumm an der Seite des Mönches, der sie zu Gustav geleiten wollte. Als

sie an den Kirchhof des Klosters kamen, trat der Mönch in selben ein, die Frauen folgten ihm. Er blieb an einem Grabe stehen und sprach mit gebrochener Stimme: „Hier schlummert er.“ — Emilie warf einen Blick auf den Leichenstein und las die Worte „Pater Alexius.“ — Sie stand erschüttert. „Und wer war ihm nahe in seiner letzten Stunde?“ fragte sie. „Ich!“, gab Anselm zur Antwort. „Er starb an einem Lungenleiden im verfloßnen Spätherbste.“ „Und hat er mir keinen Gruß zugesendet,“ fuhr Emilie in Thränen fort. „Seine Grüße gehörten dem Ewigen,“ antwortete der Mönch. — Emilie stand lange an dem stillen Todtenhügel und ihre Thränen feuchteten die wenigen Blumen desselben. Pater Anselm nahm mit tiefer Rührung an dieser heiligen Stelle Abschied, beyde wußten, daß es für immer in diesem Leben geschehe. Die Scheidende bat ihn, diese Blumen zu pflegen und an dieser Stelle ihrer im frommen Gebete zu denken. Er versprach es — segnete sie und schied. Die Pforte schloß sich — und auch Bernhard war für die trauernde Freundin begraben. Emilie reiste am andern Morgen ab, — sie dachte oft des stillen Grabes und behielt das Angedenken an den Geschiednen werth. Pater Anselm aber besuchte fleißig diese Stelle und dachte: „Er ist geheilt und der Friede seines Herzens ist hergestellt!“

III.

Der treue Uhlan.

Der treue Uhlan.

„Schon wieder nach dem Forsthause!“ zürnte die Gräfin Rauchenstein, indem sie unwillig das Buch aus der Hand legte und dem Verwalter, der mit tiefem Bückling vor ihr stand, die Rentenrechnung abnahm. „Schon wieder nach dem Forsthaus und immer nach dem Forsthaus!“ „Ja Euer Erlaucht,“ antwortete der Verwalter, „schon am frühen Morgen sind der junge Herr dorthin und wahrscheinlich mit dem alten Waidmann schon über Berg und Thal, denn so wie mir thäte geschienen haben, hatten der Herr Graf gar fröhliche Laune und hatten die Kugelbüchse über die Schulter gehangen.“ „Die Sache wird ernsthaft,“ sagte die gräfliche Mutter für sich hin und blätterte die Rechnungen durch — „mein lieber Hirtmann,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „was sagen Sie zu Försters Else?“ — „Das schmuckeste Mädchen in der weiten Umgebung,

Euer Erlaucht," entgegnete der Gefragte, „man sieht es wohl, unter welch' Pflege das Mädchen war und wem es seine Erziehung und Bildung verdanke, obendrein noch, ein gutes treues frommes Kind." — „Es ist wahr," antwortete wohlgefällig lächelnd die Gräfin, „das Mädchen hatte in seiner zartesten Jugend schon die herrlichsten Talente entwickelt und eben dieß veranlaßte mich, es, ich möchte sagen, wie mein eigenes Kind erziehen zu lassen — und fast möchte ich dieß noch zu bereuen haben — denn mein Sohn Edmund" — Er trat eben ein. „Guten Morgen, mein liebes gutes Mütterchen," sagte er schmeichelnd und küßte ihr die Hand. „Wo kommst du her, mein Sohn," fragte sie ernst, „was sollen solch' frühe Visiten?" — „O was Visiten!" antwortete der lebensfrohe Jüngling, „wir sind ja nicht in der Residenz, und, mein Mütterchen, hier im Dorfe ist ja doch nur gleichsam Eine Familie — ich war bey Försters, und habe dir mit dem alten Wolfart einen Braten in die Küche geholt." — „Ich kann dein Benehmen, mein Edmund, mir nicht erklären," sagte sie mit ernster Miene, „es scheint dir das Landleben besser zu gefallen und dich mehr anzusprechen, als alle Vergnügungen der Stadt, und kurz, mir sind diese Besuche im Forsthause nicht genehm; ein jedes Kind im Dorfe spricht von dem jungen Herrn und des Försters Else. — Du weißt, ich habe in diesem Punkte strenge Ansichten und wirst dich darnach zu richten wissen, bey der Abendtafel mehr davon," setzte sie hinzu und ging, indem sie dem Verwalter durch einen Wink ihr folgen hieß, in

das anstoßende Cabinet. — Edmund stand mit gesenktem Blicke eine Weile, dann seufzte er tief auf und schlich die steinerne Treppe in die obere Etage des Schlosses hinauf in seine Studirstube. —

Ganz der Erziehung ihres Sohnes lebend, hatte sich Gräfin Rauchenstein gleich nach dem Tode ihres Gatten, des mächtigen Ministers, von der Residenz auf das Stammschloß Rauchenstein zurückgezogen. Sie hatte allen Freuden und Leiden der großen Welt entsagt, und Anordnungen, welche sie gleich in den ersten Tagen ihrer Ankunft in der Hofmark traf, ließen auf ein längeres Verbleiben schließen, welche Muthmaßung sich auch bestättigte, da sie seit sechs vollen Jahren nicht von ihrem Dorfe zog, und sich hier zu gefallen und nimmer wegzuziehen schien. Einförmig und still schwanden der Sommer und der Herbst, der Winter und der Frühling; die Vergnügungen, welche das Landleben mit den Jahreszeiten brachte, wurden genossen, und so schwand das Leben ruhig und glücklich dahin. Edmund, ein munterer Knabe, wurde seinem Stande gemäß erzogen, achtungswerthe Lehrer sorgten für seine wissenschaftliche Ausbildung und das gute Herz hatte er von seiner vortrefflichen Mutter geerbt. —

Die Gräfin mochte ohngefähr ein halbes Jahr auf dem Gute gewesen seyn, als die Frau des Förster Wolfahrt mit Tod abging. Ihre hinterlassene Tochter, damals neun Sommer alt, sprach die Gräfin so sehr an,

daß sie dem alten Förster den Antrag machte, die Erziehung seiner Elsbeth übernehmen zu wollen. Der alte Waidmann, der seinem Forste mit ganzer Seele zugethan war und wohl einsah, daß das Vorhaben der Gräfin nur das Glück seiner Tochter begründen würde, willigte gerne ein, und so war doch ein Theil des Kummers von seinem Herzen genommen, den der Tod seines Weibes, seiner guten Anna, auf dasselbe gewälzt. Er segnete sein Kind mit der zärtlichsten Vaterliebe und bald, als Vater und Tochter die Trauerkleider um die geliebte Mutter abgelegt hatten, war Elsbeth freundlich im Schloße auf- und angenommen, und Wolfarts Schwester, die Pfarrwittwe von Glanzdorf, hatte die verlassene Wirthschaft des Jägers übernommen. Die kleine Else entsprach ganz den Wünschen der Gräfin, welche sich auch in der That daran gelegen seyn ließ, das Mädchen auf eine Art zu erziehen, daß es ihm gewiß nicht fehlen würde, in der Welt sein Glück zu finden. Vor allen war ihm der dreyzehnjährige Edmund am meisten zugethan, und waren die Lehrstunden von beyden geendet, so suchte eines das andere auf, und sie spielten gemeinschaftlich mit Alfred, des Amtmanns Sohn, auf der Wiese des Dorfes oder im geräumigen Schloßgarten. So wuchsen sie auf und ein inniges Band hatte sich um die drey jugendlichen Herzen geschlungen. Kein Tag verstrich, wo sie nicht einander suchten und fanden, und kaum war die letzte Stunde des Unterrichtes vorüber, so kam der stille Alfred schon den Berg hinan zum herrschaftlichen Schloße und schnell war das

Spiel fortgesetzt, das die Abendglocke und die Dämmerung des vorigen Tages unterbrochen hatte. Die Gräfin freute sich über die Kinder und sie sah oft und gerne ihren Spielen zu und träumte sich zurück in ihre eigene glückliche Jugend. Und doch war ein auffallender Contrast zwischen den Gemüthern der beyden Knaben. Edmund war voll Feuer, rasch und unüberlegt im Spiel, sein feuriges Blut ließ ihn selten ruhen und immer mußte er zu schaffen haben. Was er that, griff er mit Feuer an und was er sich in den Kopf setzte, das mußte vollbracht werden und wenn der ungestüme Knabe oft bittere Thränen darüber vergießen mußte. Alfred hingegen war ein stilles Gemüth, er fügte sich gerne in Edmund's Willen, wenn auch nicht selten ohne seine innere Zustimmung.

Oft bey mancherley Spielen zeigte auffallend sich die Verschiedenheit der Charaktere beyder Knaben, die zarte Else trat dann allzeit als Vermittlerin in's Spiel; der gutmüthige blonde Alfred mußte gewöhnlich, hatte er auch Recht, das Kürzere ziehen, aber doch hing sein junges Herz mit unendlicher Liebe an seinem Edmund; nur dann fühlte er einen Stachel in seinem Herzen, wenn er sah, wie Else mehr dem jungen Grafen als ihm, dem schlichten Amtmannssohn zugethan war; es war nicht Neid, es war stille Wehmuth, wegen der er manche heimliche Thräne in seinem ehrlichen Auge unterdrücken mußte. So verschwand die Zeit der Kindheit, Else war zur wunderschönen Jungfrau, Edmund zum männlich schönen kräftigen Jüngling aufgewachsen;

der stille Alfred lernte inzwischen das edle Waidwerk bey dem alten Wolfart, und wohnte auch bey ihm in dem Jägerhaus. Edmund liebte die Jungfrau mit der ersten Gluth der jugendlichen Liebe, er konnte keinen Tag ohne sie seyn; er fühlte, daß eine Trennung von ihr all' die Freuden seiner herrlichen Jugend mit einem Male zerknicken würde; noch aber hatten sich beyde diese Liebe nicht erklärt. Alfred hatte sich still leidend zurückgezogen, er lebte ganz seiner Pflicht, und aus dem zarten Knaben war ein tüchtiger Jäger geworden. Er bewohnte im Jägerhaus das Zimmerchen, in welchem Elsbeth, bevor sie im Schloße angenommen war, gelebt und gearbeitet, und all' die Gegenstände desselben waren eine süße Erinnerung an das geliebte Mädchen, an die eignen Freuden und Leiden seiner Kinderjahre. Wenn ihm dann oft das Herz voll Sehnsucht schwillte, dann suchte er Trost und Ruhe in des Waldes dunklem Schatten, er schwieg und liebte, aber er war auch stark genug, seinen Schmerz zu bezähmen; oft aber, wenn in der Schenke die Bauernbursche sich lustig machten über die hochgräfliche Försterstochter und den schmachtenden Junker, erwachte die alte Liebe und Freundschaft für beyde, und er faßte jederzeit den Griff seines Hirschfängers, diese Lotterbuben zu züchtigen. So geschah es am Kirchweihtag, daß der Sohn des Pächters, der längst ein Auge auf die schmucke Elsbeth geworfen, übrigens ein Schleicher und zänkischer Bursche war, ungebührlich von Elsbeth sprach. — Alfred erglühte und hielt seine Wuth in sich, er schwieg und blieb ruhig auf seinem

Platze in der Nebenstube des Wirthshauses sitzen. Als aber der verläumderische Redner nicht aufhörte und sogar der Ehre des Mädchens zu nahe trat, nahm ihn Alfred bei der Brust und warf ihn mit voller Kraft zur Thüre auf den Tanzplatz hinaus. Es hätte zu ernsthaften Auftritten kommen können, hätte die Gegenwart des Amtmanns und des Schloßverwalters die rauflustigen Bursche nicht zurück gehalten. Der schleichende Görge aber blinzelte mit den Augen, und, indem er seinen ihm entfallenen Hut aufhob, murmelte er zwischen den Zähnen: „Ich denke dir's Grünrock!"

Und er hatte es ihm auch gedacht, denn einige Wochen später fanden zwey Köhlerknechte spät am Abend Alfred blutend im Walde. Er hatte einen Schuß, zum Glück nur in den hohlen Leib, erhalten. Man brachte ihn bewußtlos zurück in's Forsthaus. Schnell war es im Dorfe bekannt, und die vielzüngige Fama hieß den Jägerburschen todt. Die ersten, die am Bette des Verwundeten standen, waren Edmund und Else, selbst die Gräfin, die mit dem schmucken Jäger ein eignes Plänchen, das Elsbeth betraf, im Kopfe hatte, fuhr nach dem Forsthause. Sein erster Blick, als er die Augen aufschlug, fiel auf Else, er lächelte und richtete den Blick nach oben, dann aber schlossen sich seine Augen wieder, ein heftiges Wundfieber hatte sich eingefunden. Alles war verwundert über diese That, um so mehr, da die Gegend von Wildschützen sicher war; man hatte wohl Verdacht auf Görgen, allein Alfred, obwohl er den Schützen kannte, verneinte es, da er die Strenge seines

Vaters, des Amtmanns, kannte, er schwieg und liebte, er litt und schwieg, er hatte ja für das geliebte Mädchen geblutet, und gerne verzieh er dem Meuchler. — Alfreds Genesung ging langsam; er erholte sich erst nach mehreren Wochen.

Elsbeth und Edmund lebten in stiller Liebe die seligsten Tage einer glücklichen sorgenfreyen Jugend, ihren heitern Himmel trübte nur der Gedanke einer baldigen Trennung, da Edmund bereits jene Studien im Privatunterrichte vollendet hatte, nach welchen er die hohe Schule besuchen konnte. Die Gräfin selbst sah diesem Zeitpunkte nicht ungern entgegen, sie selbst sah ein, wie gefährlich ein längeres Zusammenleben der jungen Leute für ihre hochauffliegenden Pläne in Bezug auf ihren einzigen Sohn werden würde, sie selbst kannte nur zu gut ihres Sohnes Gemüth und befürchtete, nicht mit Unrecht, eine schlimme Zukunft. Alfred war in dieser Zeit vollkommen hergestellt, er wurde, so oft er Gelegenheit hatte, das Mädchen seiner heißen Liebe zu sehen, so sonderbar ergriffen, es wurde ihm so wohl und doch so schwer und jederzeit eilte er hinaus in die Wälder, um den Frieden nur auf Augenblicke zu finden.

Der Sommer hatte bereits seinen Anfang genommen, mit dem Herbste sollte Edmund seine neue Laufbahn betreten. Da starb des Försters alte kränkliche Schwester, und der Waidmann mit seinem treuen Alfred war ohne Hauswirthin. Dieser Zufall war nicht anders als erwünscht für die Gräfin, so konnte sie doch, wenn auch nur eine kleine Trennung der jungen Leute

bewerkstelligen, übrigens war auch Elsbeths Erziehung vollendet und Alfred selbst fähig, jede Stunde einen eigenen Forstdienst anzutreten. Diesen Plan hatte die Gräfin im Auge, und nach diesem handelte sie auch. Elsbeth selbst, so gerne sie noch länger im Schloße geblieben wäre, sah die Nothwendigkeit ein, die Stütze ihres alten Vaters zu werden, und bezog mit ahndungsvollem Herzen das väterliche Haus. Alfred zitterte im Innern — die Gegenwart des Mädchens war seiner Ruhe nur zu gefährlich, in seinem Kopfe kreuzten sich tausende von Gedanken und fort in die Welt war das einzige glühende Verlangen seines Herzens. Täglich kam Edmund in das Forsthaus, er konnte keinen Tag verleben, ohne seine Elsbeth gesehen zu haben, er brachte alle seine freyen Stunden im Forsthause zu. Noch aber hatten sie sich ihre Liebe nicht gestanden, aber fester und fester knüpfte sich das Band für eine Ewigkeit.

Elsbeth hatte die kleine Wirthschaft des Vaters nunmehr übernommen gehabt; seltner als gewöhnlich blieb jetzt Alfred zu Hause. Tagelang blieb er aus, und kehrte er heim, so war es wohl schon späte Nacht, und Elsbeth schlief schon sanft und gut in ihrer Kammer. So geschah es, daß sie sich selten sahen, denn die frühe Morgensonne begrüßte der Jägerbursche schon auf den Bergen. Dem Mädchen selbst war dieß zurückgezogene Benehmen des Jugendgefährten nichts weniger als auffallend, sie schwelgte nur in der reinen Liebe zu Edmund, und dieser nährte diese Liebe, da er, so oft es

ihm möglich war, vom herrschaftlichen Schloße herab in das Forsthaus kam.

Endlich war die Zeit herangerückt, wo Edmund seine Reise nach der hohen Schule antreten sollte. Schon wurden Wäsche und Kleider des jungen Grafen sorgfältig gemustert und gepackt, und auch der treue Wolf, ein altes Erbstück der gräflichen Familie, wurde in moderne Kleider gesteckt; die ehrliche Haut hatte eine solche Freude über die Ehre, den jungen Herrn begleiten zu dürfen, daß er in seinem neuen Ueberzug im Dorfe von Haus zu Haus ging, und den Bauern erzählte, was er ihnen aus der Residenz mittheilen werde, wenn er wieder zurück käme, so zwar, daß letztere in Erwartung Alles dessen, Mund und Nase auffsperrten.

Je näher der Tag der Abreise heranrückte, je düsterer wurde Edmund; die gräfliche Mutter kannte wohl die Ursache dieses Tiefsinns, doch schwieg sie wohlweislich, da sie eine längere Trennung der beyden jungen Herzen für das beste Heilmittel hielt. Sie hatte nichts entgegen, wenn Edmund nach dem Forsthause ging, aber den alten Wolf nahm sie zu sich, und gab ihm Verhaltungsbefehle für die Reise sowohl, als auch für eine längere Dauer ihrer Abwesenheit. Elsbeth weinte oft still in ihrer Kammer, und Alfred ging in seine Wälder, auf seine Berge, wo ihm jedesmal hier in Gottes freyer Luft wohl wurde. In seinem Herzen erwachte ein sonderbares Gefühl, es war nicht Freude über Edmunds Abreise, denn er liebte seinen Jugendgespielen

mit unverfälschter Treue, es war nicht Neid, denn er war längst mit sich und seinem Herzen einig — aber doch konnte er eine frohe Aufregung seines Gemüthes nicht verläugnen, und sonderbare, dunkle Hoffnungsbilder, die er sich zu deuten nicht im Stande war, durchzogen sein Inneres. Es war ihm, saß er oft an einem schönen Herbstmorgen auf dem Gipfel eines Berges oder unter dem grünen Dache einer Eiche, so wohl, so seelig, daß er mit ganzer Seelenruhe ein Jägerliedchen sang, und dabey durch Thränen lächelte. So war der letzte Abend gekommen, der Reisewagen des jungen Grafen stand bepackt im geräumigen Schloßhof, und geschäftig hatten noch Kutscher und Wagenmeister daran zu richten und zu verbessern. Der alte Wolf ging in seiner neuen Livree nicht vom Wagen, er hatte schon Tags zuvor seine ganze Reiseuniform angezogen, und stand den halben Tag über mit Hut und Handschuh, Pelz und Schlafhaube am Wagen. Die Buben des Dorfes lachten ihn darüber aus, er aber blieb ganz ruhig dabey und rauchte sein Pfeifchen.

Edmund hatte sich an diesem Abend bald aus dem Schloße fortgemacht und wanderte mit beklommenem Herzen nach dem Forsthause. Elsbeth saß am — von Weinranken umlaubten — Fenster, und sah über den Zaun des kleinen Gartens hinüber nach dem Lindengang, der vom Schloß aus nach der allgemeinen Heerstraße führte. Thränen schossen in ihre Augen, als sie von ferne den geliebten Jüngling — ach vielleicht zum letztenmal, auf

das Haus zukommen sah, sie warf ihre Handarbeit weg, und flog ihm entgegen.

Der alte Förster war mit seinem Alfred hinaus in die Wälder gezogen, die Liebenden waren allein.

„Ich komme nochmal zu dir, meine Elsbeth,“ sagte der Jüngling, „um dir ein Lebewohl zu sagen. Morgen um diese Zeit bin ich schon weit von dir entfernt.“ Seine Stimme brach.

„Morgen also,“ fragte das Mädchen gedehnt und sah ihn mit einem wehmüthigen Blicke an, der tief in das Innerste seines Herzens drang. „Morgen also — und auf so lange, lange Zeit?“

„Wirst du meiner gedenken, Elsbeth,“ fragte Edmund und nahm sie freundlich bey der Hand — „wirst du meiner gedenken in aller Zukunft? — ich meine nicht,“ fuhr er nach einer Pause fort,“ daß es möglich ist, daß ich morgen scheide, ich bin so sehr an Alles hier gewöhnt — und glaube mir Elsbeth! — ich misse dich am meisten.“

Sie schlug die hellen freundlichen Augen zu Boden.

„Elsbeth,“ fuhr Edmund fort — „ich glaube nicht, daß ich ohne dich den langen öden Weg durch's Leben gehen kann — bist auch du mir gut? — sieh! ich gehe und möchte so gerne dieß Bewußtseyn mit mir nehmen, es würde meinen Fleiß anspornen, ich würde deiner in meines Herzens stiller Freude gedenken.“ —

„Edmund“ — seufzte die hocherröthende Jungfrau — und das Wort starb auf ihren Lippen — „bedenken

Sie ja die Worte, die Sie sprechen — bedenken Sie die Zukunft — wir sind nicht für einander geschaffen. Lassen Sie mich schlichtes Mädchen meinen mir vom Schicksal bestimmten Weg wandeln — es ist ein schmaler Pfad mit wenig Blumen, Ihr Weg dagegen eine breite Straße des Glücks.“ —

„Und dieser schmale Pfad mit wenig Blumen führt zu meinem Herzen — Elsbeth — ich liebe dich — mehr als alles Glück meines Lebens — in meinem Herzen trage ich Hoffnungen, die mich für jede Zukunft stärken — Elsbeth!“ — rief er, und sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Alfred trat ein, bestaubt, matt und müde von der Jagd. —

Er stand stille unter der Thüre, ein leiser Schmerz durchzuckte sein Inneres, doch faßte er sich, und wollte eben aus der Thüre zurücktreten, als ihn Edmund erblickte, und mit dem Ausruf: „mein Jugendfreund!“ auf ihn hinstürzte. „Du störst mich nicht in meinem Himmel,“ fuhr er fort, „du mein Alfred störst mich nicht, denn du gehörst ja seit langer Zeit zu unserm Bunde; sieh hier meine Elsbeth! — sie liebt mich, sie liebt mich heiß und treu, und wahrlich, du verdienst es am ersten, daß ich dir mein Herz und meine Liebe anvertraue!“ „Edmund!“ — rief Alfred etwas betroffen und um seinen Mund zuckte ein bittres Lächeln. „Ja Freund, ja mein guter treuer Alfred, sie liebt mich — o!“ fuhr Edmund im Eifer seiner Rede fort, „wir wollen noch zusammen ein frohes herrliches Leben genießen, bin ich nicht reich, nicht der

einzige Erbe vieler Besitzungen, und meine Mutter, meine liebe, gute Mutter kenne ich ja, sie wird mein Glück nicht stören!" Alfred lehnte sich in die Fensterbrüstung, sah hinaus in die freye Natur, die letzten Strahlen der Sonne tauchten über die Berge herüber. Von ferne bellten die Rüden, der Förster war auf dem Heimweg — es kam zum letzten Augenblick. Alfred sah, wie Edmund und Elsbeth sich heiß umschlangen, wie sie weinten und einander trösteten, wie Edmund von einer goldnen Zukunft schwärmte, wie das liebende Mädchen jedes Wort von seinen Lippen sog — wie beyde sich hinüber schwärmten in der Liebe süßestes Glück. Ach! das jugendliche Herz träumt so viel, die Gegenwart ist so schön, ihre Freuden oft so mannigfaltig, und das schwache Menschenherz glaubt, diese Freuden, diese Wonne, nehme es mit in jede Zukunft, weiß, daß ein Frost die schönsten Blumen des Frühlings vernichtet, aber daß diese Freuden, daß dieses Glück, diese Hoffnung je zerstört werde, das träumt es nicht, weiß es nicht, will es nicht wissen. Wer von uns denkt sich nicht gerne zurück in seine Jugend, wer von uns denkt nicht gerne der Zeit jener Freuden, jenes Glückes, jener Hoffnung? — wer von uns schreckt nicht zurück, zählt er die Jahre nach, die seitdem vergangen, die unbemerkt mit dem ewig treibenden Rade der Zeit dahin gerollt sind? Er schreckt zurück, als stünde er plötzlich vor einem Spiegel, und sehe, wie seine Gestalt sich seither geändert — wie er näher und näher dem Ziele kommt, wo die Freude mit dem Leben, wo das Leben mit der Freude fertig wird; dann, ja dann zieht leise Wehmuth ein in unser Herz, und wir

wissen nicht, sollen wir den Augenblick verdammen oder segnen, der uns mit uns selbst näher verständigt, der uns eine Ueberzeugung giebt, die, wenn auch nicht schmerzlich ist — doch jedenfalls mit eigner Trauer unser Herz erfüllen muß.

Elsbeth hing fest an dem Hals des geliebten Jünglings; Alfred füllte Pulver auf sein Horn und stand von ferne. Keines von den dreyen sprach. — Alfred ermannte sich — er athmete tief auf, nahm die Büchse über die Schulter und drückte eine Thräne zurück, die er selbst nicht wußte, warum sie in sein Auge trat. „Lebe wohl, Edmund!" rief er, und drückte dem Jugendfreund die Hand, „lebe wohl und sey glücklich!" Da brach Edmund in ein lautes Schluchzen aus, was sein tief beklommenes Herz erleichterte. — „Alfred!" rief er, „schütze meine Else in jeder Zeit, sey ihr Bruder!" „Das werde ich," entgegnete ernst und mit Feuer der Jäger, und hob die Rechte zum Himmel empor. Er küßte den Jugendfreund, sie schieden für lange Zeit von einander. Unter der Thüre des Jägerhauses trat der alte Förster Alfred entgegen, es entgieng ihm nicht, daß Thränen in den Augen des Jünglings standen, er fragte daher, warum er so bewegt wäre. „Graf Edmund ist hier und nimmt Abschied von uns, ich kann das Abschiednehmen nicht leiden, darum will ich noch eine Weile ins Freie, ich habe ohnehin Holz zu bestellen fürs gräfliche Schloß — noch eins" — fuhr er fort, indem er wieder umkehrte, „noch eins Herr Förster — ich habe vor, die Revier des Nachts zu durchstreifen und in Grafenrode den Förster zu besuchen, und bleibe ich einige Tage

aus, so sorgt euch nicht um mich, denn ich kehre vielleicht mit guter Beute zurück." „Grüße mir den Förster, Konrad," rief ihm der Alte nach, und kuppelte die Hunde ab. Alfred ging, er konnte Elsbeth nicht weinen sehen, und wollte daher die ersten Tage ihres gerechten Schmerzes ferne von ihr bleiben; oft sah er zurück nach dem Forsthause, bis Dach und Giebel verschwand hinter den Erlenbüschen, dann faßte er sich und trat ein in das Dunkel des Nadelholzes.

Im Forsthause flossen Thränen, beyde Liebende erschracken, als der alte Förster in die Stube trat. „Ei, ei, Herr Graf!" redete der Waidmann den willkommenen Gast an, „morgen also schon in die Welt hinaus — nun, nun viel Glück auf die weite Reise, viel Erfahrung zur Heimkehr!"

„Ja, Wolfart," erwiederte Edmund, „viel Erfahrung zur Heimkehr! Ich bin gekommen, Euch und Elsbeth Lebewohl zu sagen, denn Ihr wißt, ich habe Euch immer geschätzt."

„Bin überzeugt," gab der Alte zur Antwort, und schielte nach Elsbeth, die sich heimlich die Thränen abtrocknete. „Reisen Sie glücklich — es ist recht, Sie müssen die Welt sehen, müssen die Welt kennen lernen, o in der Residenz ist ein anderes Leben als in unserm Rauchenstein, da giebts Vergnügungen und Lustbarkeiten, doch ich hoffe, Sie werden uns nicht vergessen." Edmund faßte schnell die Hand des Alten und drückte sie ungestüm an

sein Herz — er wollte reden, doch schwieg er verlegen, nur ein lauter Seufzer drang aus seiner Brust. —

Der alte Wolfart sah nicht so ganz ohne innerem Unmuth ein Verhältniß zwischen beyden obwalten, das er nicht gedacht, nie gewünscht hatte. Es drückte ihn sonderbar auf der Brust, wie wenn er eine Ahndung hätte für künftige Tage. Nach kurzem Wechselgespräch schied Edmund. Elsbeth geleitete ihn bis an die Thür. Es war Abend geworden, feuchter Thau benetzte das Gras, die Heerde des Dorfes kehrte von der Waide zurück. Hell und freundlich funkelte der Abendstern am Himmel, Grillchen zirpten ihr Abendlied — es war ein heiterer Herbstabend. Bis an die Linde geleitete Elsbeth ihren Edmund, er umschlang mit glühender Liebe das innig geliebte Mädchen. „Elsbeth, du mein Alles," lispelte er, „denke meiner hier auf diesen Fluren, hier, wo die Tage unserer Kindheit verflossen, hier, wo uns die Freuden der Jugend so wunderlieblich lächelten. Sieh! wenn die Scheibe des Mondes dort über das Eichenwäldchen heraufsteigt, so denke meiner in stiller Liebe, wie ich deiner, du meines Lebens einziges Glück! wenn du an deinem Fenster deine Rosen, die dir so lieb und werth, wenn du diese Blümchen hier wartest und pflegst, wenn du sie begießest am Abend und an ihrem Wohlgeruch dich labest, o! dann denke an mich" — Thränen quollen aus seinen Augen, er drückte das schlanke Mädchen ungestüm an seine Brust — „ich liebe dich ja mehr als mein Leben!" — „Edmund!" fragte schüchtern das Mädchen, „ist deine Liebe so wahr, als schön deine Worte?" „Bey meinem Gott, bey mei-

ner Ehre, bey meinem liebenden Herzen!" entgegnete feyerlich der Jüngling. Die Abendglocke ertönte — von ferne schallte das Horn des heimkehrenden Hirten. „Hier, mein Edmund," sprach erröthend das Mädchen, nimm dieß silberne Kreuzchen, das ich seit Jahren auf meinem Herzen trage, nimm es zum Andenken, und trage es an deiner redlichen Brust!" Sie weinte. Ein Kuß besiegelte den Bund — er schied — die nächste Zukunft gehörte ihnen nicht mehr, im Buche des Schicksals war es anders beschlossen!

Edmund fand auf der Hochschule Freunde und Vergnügungen, doch blieb er treu seiner Liebe und seinem Vorsatz; auf seinem Herzen trug er das silberne Kreuzchen, das ihm Elsbeth beym Abschiede gegeben, er dachte ihrer oft und gerne. Sie selbst erhielt manches Briefchen von ihm, die er in die Briefe des alten Wolfs, welche derselbe an den Verwalter schrieb, einschloß. Wenn dann der Verwalter jedesmal auf das Forsthaus zukam, und Elsbeth ihn von ferne erblickte, o wie freudig klopfte ihr dann das Herz, wie hüpfte sie ihm entgegen. Der gute Alte, mit seiner immer fröhlichen Laune, neckte das ungeduldige Mädchen jedesmal ein Weilchen, zeigte ihm von ferne das Briefchen, und gab ihm's nicht eher, bis es mit aufgehobenen Händen ihn kindlich bat und sein freundliches Gesicht streichelte.

So verschwand in Liebe und Hoffnung eine geraume Zeit, Jahr und Tag waren dahin, Edmund und Elsbeth ahndeten es nicht, beyden trieb die Hoffnung die Tage vor-

über, beyden schien die lange Zeit ein Traum, in welchem buntfarbige Bilder einer frohen seligen Zukunft lieb und freundlich vorüber gaukeln. Wer von uns hat nicht so geträumt, wer von uns, und ist sein Haupt mit Schnee bedeckt, wer von uns steht in der Welt, der nicht einmal in seinem Leben der Liebe Schmerz und Seligkeit empfunden? Dieses Hoffen, dieses Träumen, diese Liebe ist die Blüthezeit des Lebens, und bald, ach nur zu bald streicht der Frühling vorüber, ihm folgt mit Riesenschritten der Sommer und Herbst — und sieh! es ist der Winter des Lebens herangerückt — wir ahnen es kaum, und sehen in den Schneeflocken noch immer die Blüthen des Frühlings, bis daß dieser Traum mit einem Male entschwindet und die Todtenblume uns anlächelt, wo wir die Blume der Freude zu pflücken gedenken.

Die Flamme des Krieges war auf's Neue losgebrochen, Frankreichs großer Held, Napoleon, erschütterte mit riesiger Macht Europa. Deutschlands Jugend griff zu den Waffen, Vaters Segen stärkte sie zu dem großen entscheidenden Kampfe. Es wäre entehrend für den deutschen Jüngling gewesen, wäre er nicht eingetreten in die Reihen der Krieger, die hinauszogen, zu kämpfen für Recht, Vaterland und Freiheit. So verbreitete sich dieses Gefühl schnell von Land zu Land, und viele tausend und tausend Jünglinge sammelten sich zum gro-

ßen allgemeinen Kampfe. Auch Edmund konnte, durfte nicht zurückbleiben. Er schrieb an seine Mutter und eröffnete ihr seinen Entschluß, in die Reihen der deutschen Krieger zu treten, er bat, er beschwor sie, seinen Entschluß zu billigen, er schrieb ihr, wie er gerne sein Leben in die Schanze schlagen wolle für Freiheit und Vaterland, wenn sie ihm in mütterlicher Liebe seines Herzens einzigen Wunsch erfüllen, ihm seine Elsbeth bewahren und nach Kampf und Trennung sie ihm als Braut, als willkommene Tochter, entgegen führen würde. —

Ueberraschend allerdings war es für die gräfliche Mutter, wahrzunehmen, daß Edmunds Gesinnungen sich so treu und unerschütterlich verblieben, sie traute dem Herzen ihres Sohnes, dieses feurigen lebensfrohen Jünglings, diese Festigkeit nicht zu und hatte immer gehofft, Zeit und Verhältnisse, vorgerücktes Alter und die Ueberlegung des Mannes würden einen Eindruck verwischen, der in der Zeit der frühen Jugend nie so feste Wurzeln schlagen könnte. Aber sie hatte sich getäuscht, und sah es wohl ein, Edmund war sich gleich geblieben und trotz seines wildbrausenden Gemüthes trug er ein Gefühl in sich, das ihn mit sich selbst vereinigte, ihn beglückte, ihn himmlisch träumen ließ. Sie willigte zwar in ihres Sohnes Entschluß, daß auch er sich unter die Reihe der Vaterlandsvertheidiger stellen solle, setzte jedoch in dem Briefe, den sie an ihren Sohn schrieb, bey, daß sie sich in Bezug auf seine weitere Bitte, bevor er zum Heere abreise, noch selbst mit ihm benehmen

möchte. Edmunds Stand, die Verhältnisse und Verbindungen der Familie Rauchenstein machten es leicht, daß Edmund sogleich als Offizier in ein Uhlanen-Regiment eingereiht wurde.

Es war an einem heitern Sommerabende, als Edmund in seiner schönen und glänzenden Uniform auf dem wildbäumenden Schweißfuchsen in das große Dorf Rauchenstein einritt. Alt und Jung lief zusammen, den jungen Herrn zu sehen, und Alles konnte sich nicht genug wundern ob der Pracht und Herrlichkeit. Von der Straße ab bog ein kleiner Nebenweg nach dem Forsthause, Edmund lenkte den Fuchsen dahin, und im kurzen Galopp ritt er bey dem Forsthause an. Der alte Wolfart und Elsbeth saßen im Gärtchen in der Laube und nahmen ihr Abendbrod ein. Wie überrascht waren sie, als der prachtvolle Reiter in die Laube trat. Elsbeth war kaum im Stande sich zu halten, und trotz der Gegenwart des alten Försters riß Edmund sie mit wildem Ungestüm an die Brust. Das Mädchen blickte schüchtern zu dem Jüngling auf. „Ach wie schön!" stammelte sie und betrachtete den Geliebten; der alte Wolf aber schüttelte den Kopf und hieb mit der Gerte Mohnköpfe im Garten nieder. So verging im traulichen Gespräch der Abend, Edmund wollte auch seine Mutter überraschen und wartete bis die Sonne untergegangen war. Welch Pläne wurden hier im heimlichen Dunkel der Laube verabredet! welchen Hoffnungen Raum gegeben, auch der alte Wolf stimmte mit ein, denn er sah diese heilige Liebe, er wußte, daß sie keine gewöhnliche

sey. Edmund malte die Zukunft so schön, er trug das silberne Kreuzchen unter der Uniform, er schwur, treu und liebend, wenn Gott ihn gnädig schützen wolle in Kampf und Schlacht, zurückzukehren.

In der Brust des alten Försters allein schien die Ruhe nicht ganz eingezogen, er konnte sich nicht denken, daß die gnädige Gräfin, seine hohe Gebieterin, es je zugeben würde, daß seine Tochter, dieß schlichte Kind der Natur, einst von ihrer Hand den Myrthenkranz in das Haar geflochten bekäme. Er sah daher, während Edmund von seiner Reise, von seinen Studien, von seinem jetzigen Stand und von seinen Hoffnungen schwärmte, düster vor sich hin, und blies die Rauchwolken seiner Pfeife von sich. Da kam der stille Alfred heim von der Jagd, und als er Niemand in Stube und Haus fand, trat er, wie gewöhnlich, in das Gärtchen. Der alte Wolf stand bey den Pferden und schnallte die Sattelgurt fester; als er den Jägerburschen erblickte, schüttelte er ihm treuherzig die Hand. „Wir sind heimgekehrt, um Euch Alle noch einmal zu sehen, bevor wir hinausziehen zum großen Völkertanz, der junge Graf wird sich weidlich freuen, sieht er dich und hört wie dir's geht." „Wird er das?" antwortete Alfred mit etwas bitterem Lächeln und wandte sich ab — „o wär' ich die Nacht in meinen Wäldern geblieben," murmelte er vor sich hin, dann aber faßte er sich und trat mit festem männlichen Schritt in das Gärtchen. Edmund begrüßte den Jugendfreund herzlich, in seiner Brust lebte kein falscher Gedanke, viel weniger konnte er

ahnden, was in der Brust des Jugendgespielen vorging. So waren die freundlichen Sterne allmählig am Himmel hervorgetreten, Edmund eilte nach dem Schlosse. Der Alte ging kopfschüttelnd zu Bette, Alfred füllte Horn und Tasche mit frischem Pulver und Bley, er wollte, sobald der Morgen graut, wieder fort, er schlief wenig — Elsbeth aber faltete im warmen Bette die Hände, und betete, „Herr erhalte mir seine Liebe!" Liebe war ihr letztes Wort — sie schlummerte ein und träumte von ihm und dieser Liebe.

Die Gräfin empfing ihren Sohn mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit, sie blickte stolz auf ihn, er war das Ebenbild seines seligen Vaters. Kraft, Muth, Treue und Redlichkeit blickten aus seinen Augen. Seine Gestalt war schlank, und noch mehr traten die Formen seines schönen Körperbaus durch die glänzende Uniform hervor. Im Schloße herrschte innige Freude, der alte Wolf log die übrige Dienerschaft dermaßen an mit Neuigkeiten aus der Residenz, daß er es wohl selbst oft für einen Augenblick glaubte. Edmund hatte bey der ersten Gelegenheit, die sich ergab, durch welche er seine Mutter allein sprechen konnte, ihr sein ganzes Herz mit Männlichkeit und festem Sinn geöffnet. „Sieh, meine gute, liebe Mutter," sprach er zu ihr, „ich habe gehandelt, wie ich als Cavalier, wie ich als deutscher Mann handeln mußte, ich weiß es, es bringt deinem mütterlichen Herzen viel Kummer und vielleicht viele sorgenvolle Stunden, mich ferne von dir, unter tausend Gefahren zu wissen, mich, deinen einzigen Sohn, den du

so innig liebst, allein es würde dir gewiß noch mehr Kummer bereiten, wenn ich durch Feigheit den Namen unserer Ahnen verunglimpfen würde, darum gieb mir noch deinen Segen und der Himmel wird mich schützen in Noth und Gefahr.“ „Ich war immer stolz auf dich, mein Sohn,“ antwortete sie, „ich billige, ich ehre deinen Entschluß, du stehst vor mir gerüstet und bewaffnet, ich scheue diesen Anblick nicht, ich liebe ihn vielmehr, darüber, mein Edmund, sind wir einig, was ich aber jetzt mit dir spreche, wirst du mit eben dieser Männlichkeit beurtheilen und dir erklären können, mit welcher Männlichkeit du das Schwert, als ehrebringend deinem Namen, ergriffen, — ich meyne,“ fuhr sie nach einer Pause fort und schob den silbernen Kronleuchter etwas bey Seite, der zwischen ihr und Edmund auf dem Tisch stand — „ich meyne das Jägermädchen.“ — Edmund schlug die Augen zu Boden, doch blickte er schnell wieder auf nnd sah seiner sprechenden Mutter ohne Scheu in das Antlitz. „Ich weiß es,“ fuhr die Gräfin fort, „ich selbst trage große Schuld an einer Leidenschaft, die ich nie im Leben geahnet hätte, es ist daher auch meine Pflicht, hier die Sache gut zu machen, und das Glück und die Zukunft meines lieben Sohnes zu sichern. Du bist, mein guter Edmund, noch zu jung, um hier zu überlegen, nur dein empfängliches Herz konnte so früh ein Gefühl sich zu eigen machen, das du erst nach mehreren Jahren hättest kennen sollen. Du liebst das Förstermädchen, bedenke deinen Stand, bedenke deine Zukunft, bedenke meine Hoffnungen und meine Pläne. Du

kennst die Welt mit ihren Forderungen und Verhältnissen noch zu wenig, du würdest es zu spät und vielleicht bitter bereuen müssen." „Mutter," antwortete Edmund mit ruhiger Fassung, „ich habe dich ausreden lassen, habe deine Worte wohl erwogen, die du sprachst — aber ich habe auch die Worte meines Herzens erwogen, ich bin für jede Zukunft einig mit mir, und nur von dir hängt alles Glück und alle Freude ab, die ich in meinem Leben noch erwarten möchte. Du sprachst es aus — ja, ich liebe Elsbeth, ich liebe sie mehr als mich, sie ist nach Gott und dir, meine gute Mutter, mein Heiligstes. Ihre Unschuld, ihre reinen Sitten, ihre Tugend adelt sie hoch, und darum dank' ich auch dir, geliebte Mutter, daß du sie so erzogen, sieh! der Himmel selbst fügte es so und gab dir das Glück deines Sohnes so früh in die Hände. Ich erwarte von der großen Welt nichts, glaube mir, ich habe sie ohnerachtet meiner Jugend kennen gelernt, ich danke dieß den weisen Lehren meines Hofmeisters und den Erfahrungen desselben. Ich will nur glücklich seyn, und dieß bin ich hier bey meinen Unterthanen, bey dir und bey Elsbeth. Ja Mutter," fuhr er fort, und legte betheuernd die Hand auf das Herz, „ja Mutter, ich kann ohne das Mädchen nicht glücklich seyn!" Die Gräfin wandte alle Ueberredungskraft an, sie behauptete sogar ihre mütterlichen Rechte, als aber Edmund mit nassen Augen ihr zu Füßen sank und ausrief: „Mutter, nimm meinen Adel und mein Vermögen, aber lasse und bewahre sie mir!" da wurde sie weicher gestimmt, sie ergriff Edmunds Hand

und sprach: „Steh auf, mein Sohn, lasse Gott walten, kehrst du zurück und sind deine Gesinnungen noch so, wie in diesem Augenblick — so will ich die Sache überlegen und thun, was ich thun kann und was meinen mütterlichen Pflichten nicht zuwider läuft.“ Edmund sprang auf, er umarmte, küßte und drückte die Gräfin, und fand nicht Worte, ihr zu danken. Bilder einer seligen Zukunft, die er in seiner zartesten Jugend geträumt, traten neu erfüllt und wahrhaftig vor seine Seele. — Der nächste Abend rief ihn zur Pflicht — in die Reihen der Uhlanen.

Wenig Stunden vor seinem Abzug vom Schloße kam er noch in das Jägerhaus, er war reisefertig, schon wurden den Pferden in der Dorfschmiede neue Eisen aufgelegt. Elsbeth saß mit verweinten Augen am Spinnrocken, der alte Förster hielt sein Nachmittagschläfchen in der Nebenstube, Alfred war noch nicht nach Hause gekehrt. Das Klirren des Säbels schreckte das Mädchen aus ihrem Traume auf, Edmund stand vor ihr. „Freue dich, Else, freue dich, ich darf dich lieben vor der Welt, meine Mutter kennt meine Liebe, kennt meinen Entschluß, wir haben nichts mehr zu fürchten.“ „Um Gott,“ stammelte das Mädchen — „was hast du gethan? o wie wird sie mich eine Undankbare schelten, daß ich ihre Liebe so schlecht vergalt — aber ich bin bei meinem Gott unschuldig, ich trage die Schuld nicht, daß ich dich, mein Edmund, so unaussprechlich liebe!“ Edmund umfaßte das Mädchen, er zog es an sein Herz.

„Meine Braut!“ rief er, und eine freudige Ahnung durchbebte den liebenden Jüngling. Sie verplauderten eine frohe Stunde. Edmund schwur, ihr treu zu seyn und zu bleiben. Mit kindlicher Angst bat das liebende Mädchen, er möge sich schonen und ja, wenn es zu einer Schlacht käme, sich nicht zu sehr wagen. Edmund lächelte und ein heißer Kuß machte die Antwort aus. Er zeigte ihr noch das silberne Kreuzchen, welches er auf dem Herzen trug, dann faßte er sich und nahm kurzen Abschied, Elsbeth hing laut schluchzend an dem Hals des Kriegers, er riß sich los — eilte zu seiner Mutter, erhielt ihren Segen — erinnerte sie an ihr Versprechen und in einer Stunde ritt er eingehüllt in dem weißen Reitermantel noch einmal beym Forsthaus vorbey. Sein alter Wolf begleitete ihn. Else war in das obere Stockwerk gestiegen und trat ans Fenster. „Edmund, auf ewig dein,“ rief sie, „auf ewig dein“ — rief der Krieger ihr zurück — „Lebe wohl, grüße den Vater und Alfred — bald seh' ich dich wieder!“ Laut weinte das Mädchen und sah den Reiter nach, so lange es konnte, bis Roß und Mann verschwanden hinter dem nahen Wäldchen. Es war Abend geworden, sie ging zu dem Kirchhof an das Grab ihrer Mutter. Dort kniete sie nieder und betete inbrünstig, der Geist der Geschiedenen umschwebte sie. „Mutter,“ rief das Mädchen, „sey du ihm nahe, wo er weilt!“ Sie stand auf, der Cypressenkranz, der an dem Kreuz des Grabes gehangen, fiel herab und vor die Füße der erschrockenen Jungfrau. Sie hob ihn auf und befestigte ihn wieder an das Tod-

tenkreuz, „Mutter," sprach sie, „schicke mir den Kranz, wenn Edmund für mich verloren ist."

Im Schloße zu Rauchenstein war es stiller geworden, seit Edmund mit dem Heere in fremde Lande gezogen war, fleißiger als je circulirten unter Verwalter, Amtmann, Pfarrer und Schullehrer die wenigen Zeitungen, welche die Gräfin sich hielt. Es war eine sturmbewegte Zeit, der französische Adler flog nach Norden und vom Froste erkaltet, sanken bald ohnmächtig seine Flügel nieder. Graf Edmund von Rauchenstein, Rittmeister von einem Garde-Uhlanen-Regiment, hatte sich wacker gehalten, der Feldherr selbst hatte ihn auf dem Schlachtfelde umarmt, und an seine Brust das Kreuz der Ehrenlegion geheftet. Auch in diesem feyerlichen Augenblicke war sein erster, einziger Gedanke, das stille Forsthaus in Rauchenstein; es bemächtigte sich seiner eine unnennbare Wehmuth, Thränen der Freude und der Erinnerung traten in seine Augen. Der Krieg hatte beynahe schon über zwey Jahre gedauert, Edmund war fern von seinem Vaterlande, doch bewahrte er seine Liebe, seine Treue im Herzen, und sah mit beglückender Hoffnung einem baldigen Friedensschluß entgegen. Oft hatte er an seine Mutter, öfter aber noch an Elsbeth geschrieben, oft noch in der Nacht, matt und ermüdet von einem langen Marsch, oft im Quartier, oder im Feldlager. Es war sein erstes, bevor ein Trunk ihn ergötzte, bevor ein Schlaf über seine Augen gekommen war, daß er seinem liebenden Herzen Luft machte, und seiner Else schrieb, ihr schrieb, wie

es ihm gehe, was er gethan, welchen Gefahren er glücklich entkommen — und wie seine Liebe noch immer dieselbe, treu und unabänderlich sey! Er wußte nicht, daß seine Elsbeth diese Briefe nie mehr zu Gesicht bekam, daß sie in Jahr und Tag nichts mehr von ihm gehört und zu zweifeln angefangen hatte, ob er ihrer noch gedenke in stiller Liebe. —

Im gräflichen Schloße wurden Pläne ausgeführt, die lange schon vorbereitet waren. Alle Briefe, welche der alte Wolf angeblich an den Verwalter schrieb, und in welchen die Einlagen an die Försterstochter waren, wurden nach dem Schloße spedirt, da der alte ehrliche Verwalter, vom Schlage gerührt, im Spätherbste gestorben war; alle Briefe an selben, die von dem alten Wolf kamen, lagen uneröffnet in der Kanzley des gräflichen Hauses.

— Es war eines Abends, als ein Diener vom Schloße in das Forsthaus trat, um den Förster, der krank darnieder lag, zu besuchen. Alfred war eben erst nach Hause gekommen, und stand am Bette des alten Waidmanns, ihm den Waldfrevel berichtend, den muthwillige Hände in der neuen Baumpflanzung verübt hatten. Nach längerm Gespräche kam es auch auf Edmund und seine Freundschaft zu Alfred. „Nun,“ sagte der gräfliche Bediente, „jetzt kann es dir gelingen, Alfred! eine Försterey ist dir so viel als gewiß, der Gräfin Bruder, der alte Baron, der seit ein paar Wochen hier ist, hat kürzlich bey der Abendtafel mit unsrer

Gnädigen darüber gesprochen, er braucht einen Förster auf seinem fernen Revier Steinbach, und die Gräfin hat dich ihm vorgeschlagen. Auch gibt's bald eine Hochzeit, Graf Edmund heyrathet eine junge, schöne, reiche polnische Gräfin.

Wie eine Flamme des Blitzes durchzuckten diese Worte das Mädchen und die beyden Jäger. Elsbeth stand sprachlos am Fenster, der alte Wolfart richtete sich im Bette auf und sah, seine Nachtmünze lüftend, nach dem Mädchen. — Alfred war verstummt, doch faßte er sich am ersten und fing den Faden des Gespräches wieder auf. „Ihr scherzt wohl, Jacob," fragte er den Diener, „diese Nachricht kömmt uns allen sehr unerwartet." —

„Unerwartet?" entgegnete der Hiobsbothe, „das ist schon eine ausgemachte Sache seit vorigem Spätjahr, und würde dem verdammten Krieg ein Ende, so hätt' es wohl längst schon Jubel und Hochzeitsfreuden gegeben, die Braut soll eine eben so schöne als reiche Dame seyn; der freyherrliche Bruder der Gräfin hat ihr Bild, in Brillanten gefaßt, mitgebracht." Elsbeth stand blaß wie der Tod — ihr helles treues Auge überzog ein Schleyer, es waren aber keine Thränen, denn hätte sie weinen können, ihr wäre wohler gewesen. — Der alte kranke Vater sah sie an, „Else," rief er ihr zu, „sieh nach meiner Abendsuppe." Sie ging schweigend hinaus. „Macht mir mein Kind nicht noch einmal erblassend, mit Eurer Hiobspost, lieber Jakob," redete der Alte

den Bedienten freundlich an. „Hm! so!“ entgegnete der Livreeträger und steckte den Finger zwischen die Zähne. Als das Mädchen mit der Suppe zurückkam, sprachen die Männer von gleichgiltigen Dingen. Der Gast hatte sich entfernt, längst schon hatte man die Abendglocke geläutet, im ganzen Dorfe war es stille geworden. „Geht zu Bette, Kinder,“ sprach Wolfart, als er nach kurzem Schlummer erwachte und beyde, Alfred und Elsbeth noch in der Stube traf; erstere saß stumm vor sich hinblickend am Fenster, Alfred las schweigend in einem Buche, keines erwähnte ein Wort von dem frühern Gespräche. Auf die Anrede des Alten standen beyde auf, Alfred nahm das Licht, drückte dem Alten die Hand, sagte sanft und freundlich zu Elsbeth: „Schlaf gut Else! recht gut,“ und ging in seine Schlafstube. Auch Elsbeth wollte in ihre Kammer gehen, Wolfart rief sie zurück. „Gute Nacht, lieber Vater!“ sagte sie bewegt, und küßte ihm die Hand. „Liebes gutes Kind!“ entgegnete der freundliche Alte — „ich möchte jetzt nicht in dein Herz blicken, aber bey meinem Gott! ich sah voraus, daß es so kommen werde; was fragt ein vornehmer Herr nach unser einem, nach Schwur und Versprechen — ich wollte“ — setzte er hinzu, und ballte die Faust. „Vater, keine heftige Bewegung, keine Verwünschung!“ — fiel Elsbeth ein, „laß dem Schicksale seinen Lauf, Gott wird mich stärken, ich werde das meine ertragen.“ Sie hielt die Hand vor die Augen. „Geh' zu Bette, mein armes Kind, fuhr nach einer kleinen Pause der Alte fort, geh

zu Bette, der Engel des Herrn bringe Schlaf in deine Augen, Friede in deine Seele." Er legte sich zurück in das Kissen. „O wäre ich bey dir, gute selige Mutter!" schluchzte laut die Arme und ging in die Nebenkammer. Auch sie legte sich zu Bette, aber der Schlaf war aus dem friedlichen Hause gewichen, keines schlief. Der Alte hatte eine schlechte Nacht, sein Fieber hatte sich wieder eingefunden; Elsbeth floh der Schlummer, sie zählte jeden Glockenschlag der Dorfuhr, und in Alfreds Kopfe kreuzten sich tausend Gedanken, seine Augen blieben keine Minute zum Schlafe geschlossen.

Endlich stieg die freundliche Sonne herauf — die Glocken der Dorfkirche schallten gar hell und feyerlich zur Predigt — es war Sonntag. Im Dorfe war reges Leben, junge Bursche standen um die Kirche herum und plauderten von Tanz und Kegel, neckten mitunter einander und erwarteten so die Ankunft des Pfarrers ab. Alle grüßten freundlich die Försterstochter, als dieselbe über den Friedhof zur Kirche ging. Sie dankte eben so freundlich, aber die Bursche schüttelten die Köpfe und blickten ihr nach; sie meynten, sie sähe so blaß aus, sie habe verweinte Augen, und schrieben diesen Kummer der Krankheit ihres Vaters zu. „An dem ist nicht so viel," rief einer der Bursche und schnalzte mit den Fingern, „der junge Herr steckt der Dirne im Kopf, und was ich gestern auf der Amtsstube so weitläufig sprechen hörte, heyrathet der Herr Edmund eine reiche vornehme Dame." „Was du da sagst!" entgegneten

die andern — „und da grämt sich die Else? soll den Alfred nehmen, der paßt für sie, er hat sie auch lieb — und ist kein übler Fant!“ — Das Gespräch wäre jetzt erst so recht in Gang gekommen, aber der Herr Pfarrer trat aus dem Pfarrhause, die Bursche rissen die Hüte von den Köpfen und trappten dem Hochehrwürdigen nach in die Kirche. —

Elsbeth ging oft in die Dorfkirche, öfter aber noch nach dem stillen Kirchhof, wo unter Immergrün, Tag- und Nachtveilchen und Vergißmeinnicht die gute, oft beweinte Mutter schlummerte; oft besuchte die fromme Tochter diesen Hügel, sie wollte sich vorbereiten für eine bange Zukunft, wollte sich stärken zu dem großen Kampf mit dem Schicksale und was noch mehr ist, zu dem Kampfe mit dem eigenen Herzen, so voll Liebe und Sehnsucht, so voll Trauer und Schmerz. — Wer je die Freuden seines Lebens so allmählig abdorren, wer sich selbst mit ihnen welken sieht, o der versteht jene stumme Wehmuth, die uns entweder mit uns selbst vertrauter macht, oder uns mit uns selbst für eine lange Zeit verfeindet.

So ging es dem armen liebenden Jägermädchen, jedes Wort, das im Dorfe von Edmund und dessen bevorstehender Vermählung oder baldiger Rückkehr gesprochen wurde, drang wie ein vielschneidiges Messer in die junge liebende Brust. Alfred ließ das Mädchen seinem Schmerze über, er hatte sich längst zurückgezogen und kam, da er den ganzen Dienst, wegen der immer-

mehr zunehmenden Krankheit des alten Försters allein versehen mußte, selten nach Hause. Der alte Wolfart litt an einem Lungenübel, jede Hoffnung von Genesung war verschwunden, die kräftigsten Speisen und Weine, welche die Gräfin dem alten Diener schickte, fristeten nur noch das schwache Leben. An einem Sonnabend im Spätherbste fühlte sich der Alte unendlich wohl, er richtete sich im Bette auf und war ungewöhnlich heiter. Elsbeth hatte Feuer in den Ofen gemacht, denn es war kalt und feucht; dicker Nebel lag auf der Gegend und gelb und welk fielen die Blätter von den Eichbäumen, die zunächst dem Hause standen. Das Mädchen saß am Bette des kranken Vaters und strickte. — „Sieh nur Else!“ sagte der Alte, „wie der Herbstwind die Blätter an die Fenster wirft, als schicke sie schon zu Vorboten der Tod, daß sie anklopfen möchten an meiner stillen Hütte; nun, nun,“ setzte er lächelnd nach einer Pause hinzu und blickte nach dem Fenster, „ihr kommt mir nicht ganz ungelegen, ich habe meine Reise bald geendet.“ Er sah still vor sich hin, gleichsam als schaue er zurück auf den langen Weg des Lebens, den er zurückgelegt. Elsbeth küßte ihm weinend die dargebotene Rechte. „Mir ist wohl,“ sprach der Alte, und legte sich zurück in das Kissen, „mir ist wohl — und noch wohler wäre mir, wüßte ich dich versorgt, mein Kind!“ „Gott wird mich nicht verlassen, er wird auch dich, lieber Vater! mir noch lange erhalten“ erwiederte Else. Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf und schwieg. Alfred trat in die Stube. Er trocknete

den Hut und legte Büchse und Tasche bey Seite. „Gott grüß Euch, Vater, wie ist Euch heute?“ fragte er den Kranken und nahm das Tuch vom Flintenschloß weg. Der Alte schwieg und sah Elsbeth und ihn mit einem langen Blick an. —

Elsbeth mochte es bemerkt haben und fragte ihn, ob er irgend etwas von ihr oder Alfred bedürfe. Er schüttelte wieder das Haupt und antwortete: „Ich wollte, Alfred! ich könnte dich in dieser Hütte als Herr begrüßen und mein Kind als dein Weib in Schutz und Trutz an dein Herz legen.“ Sein Auge nahm einen besondern Glanz an, er hustete ein paarmal und das deutsche Herz hatte das Uebel der Krankheit abgedrückt. Mit einem lauten Schrey fiel Elsbeth an dem Bette nieder, Alfred rief die Nachbarsleute — der Förster wor todt, im Dorfe läutete man die Sterbglocke. Nach einer halben Stunde fuhr ein herrschaftlicher Wagen vor, die Kammerfrau der Gräfin holte die Waise nach dem Schloße. Elsbeth wollte sich nicht von der Leiche des Vaters trennen, sie war der Verzweiflung nahe, nur mit Mühe hob man sie in den Wagen. Im Schloße fand sie freundliche Aufnahme. Am dritten Tage wurde der Förster neben seiner Anna in die Grube gesenkt. Alles trauerte um ihn, Alles beweinte ihn. Alfred zollte seinem geschiedenen Herrn eine männliche Thräne und sprach nachdenkend vor sich hin: „mein Kind als dein Weib in Schutz und Trutz an dein Herz legen!“ —

Die ersten Tage der Trauer waren vorüber, Elsbeth hatte sich ausgeweint. Sie wohnte im Schloße und wurde von der Gräfin mit sehr viel Aufmerksamkeit und Güte behandelt. Oft, wenn sie einen Augenblick ihren Schmerz um den Verlust des geliebten Vaters vergessen wollte, stieg Edmunds Bild aus der tiefesten Tiefe ihres Herzens auf; alle Plätze der Spiele ihrer Kindheit, auf der Terrasse und im Garten des Schlosses, nährten mit wehmüthigem Reiz diese Erinnerung. Die Gräfin hatte einen festen Plan, das Glück ihres Sohnes zu gründen und sie handelte auch darnach. Alfred bewohnte das Häuschen am stillen Strande des Flußes allein. Die Anwesenheit der Jägertochter auf dem Schloße wirkte nachtheilig auf seine Gemüthsstimmung, er wollte fort in die Welt — einen Dienst suchen bey irgend einem Förster des nahen Gebirges. Er wußte wohl, es könne ihm nicht fehlen: die Gräfin würde ihm gerne den erledigten Försterdienst verleihen, aber er konnte in dem Jägerhause nicht ohne Else leben, er konnte sie nicht aus dem stillen Häuschen vertreiben, und daß sie ihn nicht lieben könne, das wußte er, da er ihre Liebe zu Edmund kannte. Sein Entschluß war gefaßt, er wollte, er mußte fort, den nächsten Sonntag wollte er abwarten, dann sich nach dem Schloße begeben, Abschied nehmen und hinaus in die weite Welt ziehen. Er hätte es nicht über sein Herz bringeu können, das Mädchen seiner Liebe aus der friedlichen Hütte ziehen zu sehen. Doch war alles anders im Buche des Schicksals beschlossen. — Ein gräflicher Diener

beschied den Jäger auf den nächsten Morgen nach dem Schlosse.

Alfred dachte sich nichts anders, als die Gräfin würde ihm den Dienst des verstorbenen Jägers antragen. Er saß an diesem Abend, als der gräfliche Livreeträger in das Jägerhaus kam, und ihm diesen Auftrag, auf dem Schloße zu erscheinen, brachte, auf der Bank vor dem Hause. Ach! er wäre gerne in dieser stillen Wohnung geblieben, in dieser Gegend, wo die Bäume mit ihm aufgewachsen, wo er oft so unendlich glücklich war im unschuldigen Traume einer sorgenfreyen Jugend. Und dieses Haus mit seinen grünen Läden, mit seinem Laubwerk bis zum Gesimse des Daches — o wie mächtig sprach ihn hier alles an. Er wurde wehmüthig gestimmt, stand auf vom Bänkchen, — er hatte geweint, — und trat in die Wohnstube, die öde und unheimlich seit dem Tod des Herrn dieses Hauses geworden war. In der Stube hingen noch die Büchsen und Ehrenflinten des alten Wolfart, die Hunde lagen unter dem Tische und blickten den Eintretenden mit ihren treuen Augen an, die große Hänguhr mit ihrem gleichförmigen Perpendikelschlag unterbrach allein die öde Stille. Alfred setzte sich an den Rundtisch der Stube, es war dunkel geworden, er stützte das Haupt in die Hand und tausend Gedanken beschäftigten ihn. Man klopfte an der Thür, Alfred schreckte auf und sah durch die Scheiben des kleinen Fensters. Eine schwarze Gestalt stand an der Thür des Hauses. Alfred schauerte in sich, er nahm das Licht und ging, um zu öffnen.

Er schob den Riegel an der kleinen Hausthür zurück — aber wie erschrack der Jüngling, als Elsbeth über die Schwelle trat. „Um Gott!" rief er, „Elsbeth, was willst du hier in dieser verödeten Wohnung?" Die Eintretende gab ihm keine Antwort, sie riß die Thüre der Wohnstube auf, eilte in das Zimmer und sank ermüdet und erschöpft in den Lehnstuhl des verstorbenen Försters, der noch an demselben Platze stand, wie eh' und vor. Alfred folgte ihr kopfschüttelnd, Elsbeth aber senkte das Haupt in beyde Hände und weinte bitterlich. Endlich erhob sie sich und sprach unter Thränen: „Vergieb Alfred, wenn ich dich in deiner Ruhe störte, allein ich mußte hieher, ich mußte diese Stube wieder sehen und weinen, jetzt hab' ich ausgeweint, jetzt ist meinem Herzen wohl!" Sie lächelte wehmüthig und reichte dem bewegten Jugendfreund die Hand. — „Könnte ich dir, Else, deine Ruhe so ganz wiedergeben, o wie gerne gäb' ich mein Leben hin!" erwiederte Alfred, und sah ihr mit seinen treuen redlichen Augen in die ihrigen. „Ich weiß es, Alfred," antwortete die Jungfrau, „ich erkenne deine Freundschaft zu mir, ich werde sie zu schätzen wissen." — „Aber sprich, Elsbeth!" fuhr Alfred fort, „was treibt dich so spät noch vom Schloße?" „Die Sehnsucht nach dieser Hütte," entgegnete sie, „ich will im Schloße nicht länger bleiben, meine Vernunft hat über das Herz gesiegt, ich selbst kann lächeln jetzt über die eitlen Träume meiner Jugend; die Wohnung hier muß ich für den neuen Förster räumen, ich hoffe, du Alfred

wirst hier als Förster einziehen, ich suche mir Dienst in der Stadt, denn auf dem Schloße kann ich ein für allemal nicht länger bleiben.“ Alfred staunte über die Rede des Mädchens, welches mit vieler Festigkeit sprach, o wie gerne hätte er die Stimme seines Herzens laut werden lassen, o wie gerne hätte er gesagt „bleibe Geliebte, bleibe und finde Schutz an dem heiß liebenden Herzen des Jugendgefährten.“ Aber er wollte Elsbeth nicht kränken, er kannte ihr vortreffliches Herz und wußte, daß es keiner Verstellung fähig sey. Er blickte ihr in die hellen lieben Augen, ein tiefer Seufzer entquoll der beklommenen Brust. Elsbeth bemerkte die Stimmung des Jünglings, sie fühlte in ihrem Herzen eine mitleidige Empfindung, es war ihr so, als hörte sie die leise Melodie eines lang verklungenen Liedes ihrer Kindheit, es drangen diese Töne bis in die Tiefe ihres Herzens und starben hier allmählich in immer leiserm Nachklang. O! wer dieß Gefühl im Leben schon empfunden, der blicke in diesem Augenblick zurück in die vergangene Zeit und lasse so manches Bild einer seligen Jugend vorüberziehen, da wird wohl ein oft gehörtes Lied, wie die Klänge einer Aeolsharfe leise und leise ertönen und mit der Erinnerung gepaart, Thränen in seine Augen locken, die er gerne vergießt, da sie einer schönern, glücklichern Zeit angehören. — Alfred und Else, durch die zärtlichste Freundschaft an einander geknüpft, dachten dieser Rede und dieses Augenblicks. Der stumme Seufzer des redlichen Jünglings machte sie näher vertraut. Der Freund

ihrer Jugend stand näher ihrem Herzen, als er es selbst, als Elsbeth es geahnet hatte. Sie wollte in dem Försterhause bleiben, das war ihr fester Entschluß, sie war klüger geworden und lächelte über eine Liebe, die nur das Herz eines jungen, mit allen Zeiterfordernissen und Verhältnissen unerfahrnen Mädchens sie empfinden konnte. Die Zubereitungen zum festlichen Empfang des jungen Grafen, die Gespräche darüber, paßten nicht mehr für Elsbeths nun fest angenommenen Grundsätze. Die Gräfin selbst hatte ihr alles begreiflich gemacht, hatte den Schleyer von den Augen des Mädchens genommen. Elsbeth wollte und suchte den einst so geliebten gräflichen Jüngling zu vergessen, sie war es ihrer Wohlthäterin schuldig, sie opferte ihre Liebe der Dankbarkeit, und schien auch diese Liebe vergessen zu haben. Aber wer blickt in das Herz eines liebenden Mädchens, wer durchschaut so ganz ein solches liebendes Wesen? Unerforschlich liegen Gefühle in der Brust des Weibes, sorgsam gepflegt und genährt, heimlich begraben, die das Alter selbst mit seinen Furchen, seinem Jammer und seinen Todtenblumen nicht auszurotten mehr vermag.

Elsbeth hatte Ursache, über die Träume ihrer Jugend zu lächeln. Es war die Leiche ihres Vaters kaum unter der Erde, als die Gräfin, deren Grundsätze über die Stimme des Muttergefühles siegten, ihren festgesetzten Plan mit Beyhilfe ihres Bruders, eines kalten abgemessenen Hofmannes ausführen wollte. Sie ließ daher Alfred nach dem Schloße bescheiden, welcher

auch gar säuberlich in dem neuen Jagdrock gekleidet, auf demselben erschien. Sie sah es nicht ungerne, daß Elsbeth im Schloße nicht mehr verweilen wollte, es lag in ihrem Plane, daß sie und Alfred sich immer mehr einander nähern sollten, und sie vernahm mit Freude, daß Elsbeth, welche gleich des andern Tages eine alte Muhme in's Haus genommen, ruhiger wäre in ihrem Gemüthe. Als nun Alfred auf dem Schloße erschien, war ihr Plan bereits zur Reife gebracht, denn es war auch um so dringender, hier einen Gewaltstreich zu thun, da die Gräfin längere Zeit keine Briefe von ihrem Sohne erhalten hatte, und er wahrscheinlich, da der Krieg zu Ende zu gehen schien, zurückkehren würde. „Ich bin mit deinem bisherigen Dienste sehr zufrieden," sprach sie zu Alfred, der ehrerbietig vor der hohen Gebieterin sich verneigte, „in der That sehr zufrieden, und habe mir daher ernstlich vorgenommen, für dich besser zu sorgen," — „Euer Erlaucht sind zu gnädig," antwortete der Jäger, „ich habe nur meine Schuldigkeit gethan." „Mein Bruder," fuhr die Gnädige fort, „braucht auf seinem fernen Gute Steinbach einen tüchtigen Jäger, es ist eine annehmbare Stelle der Försterdienst zu Steinbach, und ist es dir genehm, so sollst du den Dienst haben. Ich entlasse dich ungern aus meinen Diensten, allein ich selbst ziehe bald nach der Stadt, und habe im Sinne, meine Jagdbarkeit meinem Gränznachbar abzutreten, da mein Sohn wahrscheinlich in Polen selbst, nach seiner Vermählung auf den Gütern seiner künftigen Gemahlin längere Zeit

verbleiben wird." Alfred drückte den Hut zusammen, er wußte nichts zu antworten und verneigte sich tief vor dem gräflichen Bruder, der im Erker des Fensters stand und, indem er den Zeigefinger unter die Nase hielt, nicht gleichgültig dem Gespräche zuhörte. „Wie stehst du mit Elsbeth?" fuhr die Gräfin fort, „die Dirne ist brav, ich liebe sie herzlich und möchte auch sie gerne unter Dach und Fach sehen, darum habe ich dich eigentlich rufen lassen, da ich weiß, daß das Mädchen dir nicht gleichgültig ist." Alfred wurde verlegener, als je in seinem Leben. „Laß mit dir vernünftig reden, Alfred! hub die Gräfin wieder an, „du kannst nicht allein zu deinem neuen Heerd hintreten, du brauchst ein Weib, das dir die Suppe kocht, und deine kleine Wirthschaft ordnet, suche, mit dem Mädchen eins zu werden, die Einwilligung deines neuen Edelherrn hast du und für eine kleine Aussteuer werde ich sorgen." Alfred stand stumm, ohne zu antworten. „Ja ja," fiel der neue Dienstherr in die Rede, „wir beyde wollen uns schon bekannter machen. Hole dir nur die Braut, für das andere sorge ich. Laß die ersten Tage der Trauer vorüber seyn, dann will ich selbst deinen Brautwerber machen, und nach Kurzem feyern wir Hochzeit." — Der betäubte Jüngling wurde gnädig entlassen, er wußte nicht, träume er oder nicht, er stolperte fort und kam eben so Geistes abwesend bey dem Jägerhaus an. Elsbeth stand mit der alten Muhme unter der Thüre, er erschrack heftig, als er sie sah, es fiel die Last eines Zentners auf sein Herz. — „Du warst auf dem

Schloße?" fragte sie ihn „Du bist so verstört, was ist dir dort geschehen?" — Er ergriff hastig ihre Hand. „Dürfte ich jetzt mit dir reden, Elsbeth, würdest du mich jetzt verstehen, o wie würde ich aufjauchzen aus der ganzen Tiefe meines Herzens. Ich muß fort, ich habe den guten Jagddienst in Steinbach, einem Gränzdorf des Reiches, erhalten — Elsbeth — ich könnte glücklich seyn?" — Er hielt inne. „Wie herzlich wünsche ich dir Glück," sagte das Mädchen, „aber daß wir uns für so verschiedene Wege trennen müssen, schmerzt mich, ich verliere an dir den einzigen Freund noch, und stehe dann schutzlos auf der Erde." „Erinnerst du dich," fragte sie schüchtern der Jäger, „erinnerst du dich noch der Worte deines sterbenden Vaters? „„Ich wollte, ich könnte sie in Schutz und Trutz als dein Weib an deine Brust legen."" — Elsbeth schlug die Augen nieder. Alfred fuhr fort, „trügest du nicht dieß schwarze Wollkleid am Leibe, trügest du nicht ein andres Bild in deinem Herzen, bey meinem Gott! der Sinn jener Worte würde erfüllt." — „Laß das Kleid, Alfred!" antwortete die Jungfrau, „laß das Kleid wie das Bild, das letztere ist in Nebel zerflossen, ich bin älter geworden und glaube mir, ich lachte selbst über eine Thorheit meines Herzens, welche so unübersteigliche Berge für so nichtige Hindernisse hielt." — Sie ging zurück in die Stube, Alfred folgte ihr, die alte Muhme schüttelte das Haupt und folgte beyden. Der Tag entschied das Schicksal Alfreds. Der Gräfin Plan war erreicht, und Edmund schlug sich, unbekannt

mit Allem, mit einem Herzen voll von Hoffnung und Liebe in fernen Landen mit dem Feinde.

Die Gräfin hatte ihren Sohn nicht verstanden, sie hatte geglaubt, seine jugendliche Schwärmerei wäre längst verrauscht und vorüber, ihr Bruder selbst, den Edmund auf Urlaub in der fremden Hauptstadt besuchte, wo er ihn in alle seine vornehmen Zirkel einführte, und sah, wie ungezwungen sich der junge Krieger bewegte und besonders der Nichte des Ministers sich mehr als anderen näherte, bestärkte diesen Glauben, und meynte schon gewonnenes Spiel zu haben. Aber der junge Krieger hatte ein treues volles Herz, und nichts ging ihm über seine Ehre und seine Liebe.

Die Sache wurde ernster, als Alfred es gedacht. In seinem Herzen kämpften so viele, so verschiedenartige Gefühle, daß er aus allen seinen Träumen nicht erwachen konnte. Er liebte Elsbeth mehr, als das Licht seiner Augen, mehr, als sein Leben, doch ihre Liebe zu Edmund, gehörte dieselbe auch einer längst vergangenen Zeit an, nagte, ein zerrender Wurm, an seinem redlichen Herzen. Er war ein guter redlicher Mensch, eine treue biedere Seele, sein Glück suchte er in dem Glücke des Mädchens, das so ganz verlassen einer sorgenvollen Zukunft entgegen sah. Elsbeth lebte jetzt eine eigene sonderbare Zeit, es war die Zeit der Prüfung: — Alfreds unveränderliche Liebe, herübergeblüht aus der Wonnezeit ihrer glücklichen Jugend, be-

währte sich von Tag zu Tag mehr, sie konnte auf seine unerschütterliche Treue bauen für eine Ewigkeit; ein ruhiges sorgenloses Leben bot sich ihr dar an der Seite des braven jungen Mannes — sie war mit ihrem Herzen einiger als je, sie war ruhiger und fühlte sich mehr als sonst zu dem biedern Freund ihrer Jugend, zu dem Jäger hingezogen. Alfred selbst war bald mit dem freyherrlichen Bruder seiner derzeitigen Gebieterin im Reinen, war beeidet und verpflichtet, und sollte bis in wenig Wochen den neuen Dienst antreten. Am folgenden Tag, als Alfred im Schlosse so freundlich aufgenommen worden war, kam die Gräfin selbst in Begleitung des Freyherrn in das Jägerhaus. Sie trafen Elsbeth, die Muhme und Alfred zu Hause. Elsbeth war Zeuge, welche vortheilhafte Anerbietungen der Freyherr dem Jäger machte, sie fühlte tief im Herzen eine freudige Regung, sie gönnte dem Jugendfreund gerne dieß Glück. „Nun zur Sprache," sagte die Gräfin ernst, nachdem der Freyherr und sein Förster einig waren, „nun zur Sprache: ich glaube, Elsbeth, du wirst meine Zuneigung zu dir erkennen, ich wünsche dich versorgt, ich wünsche dich glücklich zu sehen. Bald zieh' ich in die Residenz, mein Sohn kommt mit seiner jungen Frau dahin. — Du mußt in eine Lage versetzt werden, welche dich für jede Zukunft sichert. Alfred liebt dich, er hat einen guten Dienst, er wirbt durch mich um deine Hand — du wirst glücklich seyn!" Alfred zitterte, es fröstelte ihn durch die Glieder, er stand verblüfft vor der hochadelichen Brautwerberin,

Elsbeth aber schlug die hellen, lieben Augen mit einem überraschenden Ernste, mit edler Würde empor, Edmunds Bild stand in diesem Augenblicke vor ihrer Seele, seine Worte des Abschiedes: „ich möchte nicht ohne dich den Pfad des Lebens wandeln,“ klangen ernst und mahnend in der Tiefe ihres Herzens wieder, aber die Rede der gräflichen Mutter verdrängten schnell die Reminiscenzen einer schönen Zeit und gefaßt antwortete das Mädchen: „von Alfreds redlicher Gesinnung überzeugt, mit meinem Herzen einig, bitte ich, gnädige Gräfin, Bedenkzeit bis morgen; ich bin dir gut, Alfred,“ sagte sie, indem sie seine Hand ergriff, „ich liebe dich, den Freund meiner Jugend herzlich, laß mich erst am Grabe meiner Eltern Muth und Rath holen, und sey versichert, was ich dir zur Antwort bringe, möge dir meine Liebe, meine ewige Treue für alle Zeiten sichern.“

In Alfreds Augen standen Thränen, so nahe, so unverhofft am Ziele, konnte er sich sein Glück nicht träumen. Der Freyherr versicherte, wie glücklich sie in Steinbach leben würden, die Gräfin aber küßte das Mädchen, denn sie sah, sie habe nichts mehr von Edmunds Liebe für Elsbeth zu fürchten. Als die Herrschaften das Jägerhaus verlassen hatten, geleitete Alfred die gute Tochter zum Grabe ihrer Eltern nach dem stillen friedlichen Kirchhof. Es war Abend geworden und der Mond blickte blaß und ernst herab auf die Erde. Elsbeth betete still an dem theuren Hügel, Alfred blickte hinauf nach den unzähligen Sternen. Sie

gingen nach einer Weile stumm nach dem Forsthaus zurück. Elsbeth reichte ihm die Hand, der Geist ihrer seligen Mutter mag ihr nahe gewesen seyn. „Alfred!“ sprach sie, als sie an die Linde kamen, „Alfred! hier unter dieser Linde spielten wir die Spiele der Kindheit, hier gelobe ich dir, dein zu seyn, treu und gut, auf ewig.“ — Mit unnennbarer Seligkeit drückte der kräftige Jüngling das Mädchen an das bewegte Herz. Der Bund war geschlossen, wenige Tage später verkündete der alte Pfarrer das Brautpaar auf der Kanzel.

Die Gräfin hatte das Mädchen mit vieler Sorgfalt ausgesteuert. Sie war ruhig, denn ihr hochadelicher Sinn mochte wohl nicht geahnet haben, daß Edmund mit treuer Liebe an Elsbeth hing. Ihre Verbindung mit einem polnischen reichen und angesehenen Grafen, dem Freund ihres Bruders, hatte ihren Plänen eine andere Richtung gegeben, sie sah ihren geliebten Sohn im Glanze eines unermeßlichen Erdenglückes, und der Freyherr versicherte ihr, wie die junge Gräfin gewiß das Glück seines Neffen begründen würde. Elsbeth hatte kaum acht Tage die Trauerkleider abgelegt, so flochten die Töchter des Amtmanns den Myrthenkranz in ihre Locken, Alfred führte sie zum Altar in der theuern, so wohl bekannten Dorfkirche, und bald darauf zog er mit dem geliebten Weibe nach seinem fernen Bestimmungsort, nach dem Gränzdorfe Steinbach. —

So war seit dieser Zeit ein halbes Jahr vergangen, der freyherrliche Bruder war längst schon nach der

Residenz des benachbarten Landes gereist und hoffte, seinen Neffen recht bald dort zu sehen, er selbst war ohne Liebe durch den Frühling und Sommer seines Lebens gewandelt, und wußte nicht und konnte nicht wissen, welche Wurzeln reine, treue Liebe schlägt. — Im Geiste sah er den Glanz seiner Verwandten durch die Verbindung seines Neffen mit jenem reichen polnischen Adelskinde verherrlicht, und freute sich im Voraus seines Triumphes. Auch er hatte Edmund's treues Herz nicht verstanden, er baute auf die Schwachheit unüberlegter Jugend, und eben diese unüberlegte Jugend beschämte den hochadelichen Planmacher, und gab ihm, leider mit Thränen tiefer Trauer vermischt, den Beweis, wie ein redlich Herz verbluten kann, ob dem Verlust seiner Liebe.

Im Lager vor dem Zelte saß der Rittmeister Graf Edmund von Rauchenstein, den Kopf auf die Hand gestützt, tief in Gedanken. Tausend Empfindungen bemächtigten sich seiner, tausend Ahnungen tauchten in seinem Herzen auf. Er hatte seit langer Zeit keine Zeile mehr von Elsbeth erhalten, obgleich er ihr oft und dringend geschrieben; auch seine Mutter erwähnte in ihren Briefen mit keiner Sylbe Elsbeths, eine lange Ungewißheit lag drückend auf seinem Herzen. „Ist sie krank, hat sie meiner vergessen — ist sie todt?" so frug er sich zu hundert Malen, dann, wenn oft sein Herz voll Sehnsucht schlug, zog er unter der Uniform das silberne Kreuzchen, das ihm Elsbeth zum Abschied

gegeben, hervor, und seine Blicke und seine Thränen fielen darauf. In dieser Stimmung saß der treue Uhlan vor seinem Zelte, als der alte Wolf mit den Worten „die Feldpost!“ zu ihm trat, und ihm, eben angekommene Briefe, überreichte. Es waren Briefe seiner Mutter und seines Oheims. Der Oheim lud ihn dringend ein, jetzt, da der Waffenstillstand so viel als gewiß sey, nach der benachbarten Residenz zu kommen, um ihm, wie er schon früher meldete, seine weitern Pläne ausführlicher mitzutheilen. Er schrieb ihm, wie es ihm nicht fehlen könnte, schnell eine glänzende Stufe des Glücks zu ersteigen, und wie sein Fürst es selbst wünsche, ihn an dem Hof zu wissen, ja ihn sehr vortheilhaft bediensten würde. Er beschrieb ihm weiters die unendlichen Reize der jungen Gräfin und ihren eben so unendlichen Reichthum. Edmund las diesen abermaligen Brief mit stillem Lächeln, er faltete ihn zusammen, und sah lange sinnend vor sich hin. Ein anderes Herz an seiner Stelle hätte aufgejauchzt in lauter Freude, denn es bot sich ihm die glänzendste beglückendste Zukunft dar. An Edmunds treuer Liebe aber scheiterten alle diese Pläne, denn Elsbeth ging ihm über Alles und lächelnd sprach er: „Sieh! alter Wolf, sie wollen mich mit Gewalt verkuppeln.“ — Der alte Wolf meynte freylich, es wäre dieß so übel nicht, und man könnte sich doch darüber ein wenig besinnen, aber Edmund war zu fest in seiner Treue und nichts vermochte, nur auf einen Augenblick den Gedanken an Elsbeth zu verdrängen. Diese aber hatte im

fernen Vaterlande längst jene Liebe aufgegeben, und lebte glücklich und zufrieden im stillen Forsthaus zu Steinbach an der Seite ihres redlichen Gatten. —

Das Glück des Krieges hatte sich gewendet, die bisher siegreich verbündeten Truppen wurden von dem unendlich mit einem Mal angewachsenen Feinde geschlagen, und befanden sich in Eilmärschen, von dem Feinde verfolgt, auf dem Rückzug. Das Uhlanen-Regiment, bey welchem Edmund stand, bildete den Vortrapp, Edmund selbst mit fünfzig seiner Treuen wurde dem Regimente voraus gesendet, um die Wege zu sondiren, da man auch von der entgegengesetzten Seite den Feind zu befürchten hatte. —

An einem heitern Abend des Septembers ritt er, auf dem Rückmarsch in das Vaterland, mit seinen Uhlanen in das Gränzdorf Steinbach ein, woselbst der Landsturm unter Waffen stand, um die Gränze zu beschützen. Hier wollten sie rasten, und von dem Obmann angewiesen, ritt er auf das Jägerhaus zu, um hier in Quartier zu treten. Der alte Wolf ritt mit ihm, die übrigen Uhlanen fanden Obdach in den andern Häuser der Dorfbewohner. Edmund stieg von dem Rappen, streichelte denselben und trat in die Thür des Forsthauses. —

Der Forstgehilf, welcher Edmund und den alten Wolf empfing, meldete, daß sein Herr, der Förster, nicht zu Hause, sondern an der Spitze der Landwehr

dieser Gegend, bey der Gränze außerhalb des Dorfes wäre. Die beyden Gäste, nachdem ihre Rosse versorgt und untergebracht waren, nahmen verlieb mit dem, was ihnen der Jägerbursche aufsetzte. Wer aber beschreibt Edmunds Erstaunen, als die Thür sich öffnete, und Alfred in der Landwehruniform, in die Stube trat. Er flog an die Brust des Jugendfreundes und konnte seine Verwunderung, ihn hier an der entferntesten Gränze des Vaterlandes zu sehen, nicht genug ausdrücken. Alfred, obgleich eine sonderbare Empfindung ihn durchzuckte, empfing den Grafen mit aufrichtiger Freude. „Die Zeit," sprach er, „lieber Graf, die Zeit hat viel verändert, Sie sehen in mir den Förster von Steinbach. Ich lebe glücklich und zufrieden, mein Weib" — „Wie," fiel Edmund ein, „wie, auch schon verheyrathet? o wie herzlich wünsche ich dir Glück." — „Ich bin Ihrem Beyspiel gefolgt, lieber Edmund," entgegnete Alfred, „auch ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Verbindung." Edmund sah ihn an. „Mir?" fragte er, „so weit ist es noch nicht, Alfred! ich bin im Begriffe, beym Schlusse des Friedens auch meinen Frieden zu begründen, o wie sehne ich mich nach jenem Augenblick, wo ich meine Else an dieß sturmbewegte Herz nach langer Trennung drücken kann." Alfred erblaßte, er zog seine Hand, welche Edmund gefaßt hatte, zurück. „Graf," sagte er mit einem tiefen Ernst, die Zeit ist um, sind Sie nicht vermählt mit der Gräfin Polinsky?" — „Ich vermählt," antwortete lächelnd der Uhlan, „ich vermählt mit einem andern Weibe, als meiner Elsbeth?

bey meinem Gott, ich liebte und liebe sie treu — ich schied mit dieser Liebe und kehre heim mit dieser Liebe, ich habe Alles um sie ausgeschlagen, glänzende Hoffnungen, Ehrenstellen und Reichthum; an meiner Treue sind sie zerstoben, denn diese ist ewig, wie meine Seele." — Alfred stand starr vor dem treuen Uhlan. Er ermannte sich „Wohlan Herr Graf, Mann gegen Mann lassen Sie uns reden — Elsbeth ist für Sie verloren" „Verloren?" rief der Reiter und seine Augen funkelten. Der alte Wolf faltete die Hände und stand mit kummervollem Blick im Hintergrund der Stube. — Alfred fuhr fort. „Gefaßt, Herr Graf, — es ist eine Stunde gekommen, für die, wäre sie nicht erschienen, ich die Hälfte meines Lebens hinopfern würde. Sie wissen, daß der alte Wolfart im Frieden entschlummert ist." „Wie," unterbrach ihn Edmund, „Elsbeths Vater todt?" „Ueber Jahr und Tag," fuhr Alfred fort. „Elsbeth war ohne Freund, ohne Stütze, ich nahm mich des Mädchens an. Ihre Mutter, Edmund, die Frau Gräfin, erzählte uns oft, daß Sie selbst in die Residenz mit Ihrer künftigen Gattin, einem reichen Fräulein aus Polen, ziehen würden, daß sie die Jagdbarkeit der Hofmark verpachten und für mich auf andere Art sorgen würde. Es geschah, ich erhielt diesen Dienst, da Ihr Oheim erst vor Kurzem das nahe gelegene Schloß Steinbach käuflich an sich brachte. Ich habe, wie gesagt, Försters Else nicht verlassen." „Wie lohne ichs dir?" fiel Edmund gerührt in die Rede, und die hellen Thränen standen in seinen Augen. „Ich

bin belohnt,“ entgegnete feyerlich der Jäger, „denn Elsbeth ist“ — „Nun?“ — fragte mit drückender Spannung der Uhlan. — „Mein Weib“ — antwortete Alfred. „Gerechter Gott!“ rief niedergedonnert der Graf und sank in den Stuhl. — Es herrschte eine lange Pause. — Da trat Elsbeth, unbekannt mit Allem, in die Stube. Alfred faßte ihre Hand — und deutete auf den Uhlan — „Hier“ sprach er, „sitzt mein ärgster Gegner, — jetzt fasse dich Weib und bewähre, was dein Herz am Altar des Herrn mir zugeschworen.“ Elsbeth blickte erstaunt nach dem fremden Reiter, der sich jetzt gegen sie wendete. Welche Feder beschreibt diesen Augenblick — o! wer im Leben geliebt — und entsagt, wer das Mädchen seiner Liebe, für das er sein Leben geopfert hätte, in dem Besitz eines Andern wissen muß, wer es nach langem Kummer, nach dem harten Kampfe der Entsagung — als Gattin, als Mutter wiedersieht, o nur der weiß es, nur der verstehet, was in diesem Augenblick in Edmunds treuer Brust zermalmend wüthete. „Elsbeth!“ rief er, und das Wort erstickte. Elsbeth stand blaß wie der Tod, mit gesenktem Blicke zwischen Beyden. Da trat Alfred in die Mitte, er hatte sich zuerst gefaßt. „Ich hätte,“ sprach er, „diese Stunde der Prüfung nie im Leben erwartet, wohlan, das Schicksal hat entschieden, ich lasse Euch Abschied nehmen von einander, dann aber ist das Spiel für immer aus, du mein Weib, kennst deine Pflicht und meine Ehre, und Ihnen, Edmund, traue ich zu, daß Sie den Frieden meines Hauses, die Ruhe meines

Lebens nicht einer vergeblichen Leidenschaft hinopfern werden." Er verließ das Zimmer. Edmund und Elsbeth standen stumm einander gegenüber. Der alte Wolf war dem Förster gefolgt. Elsbeth unterbrach zuerst die minutenlange Pause. „Herr Graf," sprach sie mit ungewisser Stimme, „ich sollte Sie hier als Frau vom Hause würdiger empfangen, als es geschah, vergeben Sie mir, es hat, vielleicht zum letztenmal in diesem Leben, das Herz über die Vernunft gesiegt." „Das Herz über die Vernunft gesiegt?" wiederholte bitter lächelnd Edmund, „und dennoch konntest du mich vergessen, so ganz vergessen?" „Vergessen?" fragte Elsbeth mit einem langen Blick nach dem Himmel, sich aber schnell fassend, fuhr sie in ruhigem Tone fort, „nicht so, Herr Graf, diese Sprache ziemt Ihnen, als Gatte eines liebenden Weibes nicht mehr, Sie haben mich längst aufgegeben, gönnen Sie mir jetzt mein Glück und stören Sie den stillen Frieden meines Herzens nicht." „Du glaubst, ich sey vermählt?" erwiederte Edmund, „nie hat ein Weib an meiner Brust geruht, was sie dir immer vorgespiegelt haben, nichts hat sich bewährt, als meine Liebe, meine Treue zu dir" er öffnete die Uniform, „siehst du das silberne Kreuzchen, das du mir zum Abschied gegeben, es ruhet noch an meiner Brust und geht mit mir dereinst zu Grabe; ich habe meiner Liebe zu dir Alles, Alles geopfert, du hast mir schlecht gelohnt, dein Besitz war mir das Höchste dieses Lebens, du hast meine Liebe verrathen, hast dich in die Arme eines Andern gewor=

fen — o ewiger Gott, ich habe es nicht verdient." — Elsbeth konnte sich nicht mehr halten, sie sank erschöpft in die Knie. Der Uhlan hielt sie, „du liebst mich noch?" rief er in wüthendem Schmerz — „ha, so soll keine Macht der Erde dich mir entreißen!" — Else reichte ihm die Hand. „Wir stehen uns," sprach sie, „zum letztenmal gegenüber — ich kenne meine Pflicht und möchte um keinen Preis der Erde meine Seelenruhe verkaufen; lassen Sie mich in meiner stillen Einsamkeit, ich lebe glücklich an Alfreds Seite, doch werde ich jener Tage in Rauchenstein, werde ich Ihrer nie vergessen." Edmunds Augen waren naß, „so lebe wohl," du mein verlornes Glück!" sprach er, „du Mutter hast den Sohn auf ewig jetzt verloren." Er ergriff Elsbeths Hand. „Sey glücklich," sprach er mit bewegter Stimme, dort wo die Sterne blinken, finde ich dich wieder, dort bist du ewig mein!" — Alfred trat blaß und verstört in das Zimmer. „Es gilt," rief er hastig, „feindliche Husaren rücken an die Gränze, sie wollen mich in ihre Klauen, sie drohen das Dorf an allen Ecken anzuzünden, wenn der Förster ihnen nicht ausgeliefert wird, denn du weißt, Elsbeth, daß ich einen jener Buben an der Stelle niederschoß, wo er die Frau des Pächters schänden wollte. „Glück auf!" rief Edmund in wilder Freude und warf den Tschakko auf den Kopf; „alter Wolf, laß blasen, ich schütze Euch, ich habe so auf dieser Welt nichts zu verlieren." Und der alte Wolf ließ blasen; wie vom Sturme hergetrieben, hatten sich die Uhlanen schlagfertig am Forsthaus

gesammelt. Schon schmetterten die Trompeten des feindlichen Detachements. Edmund reichte Elsbeth die Hand: „Heil sey dieser Stunde!“ rief er, „ich fechte für mein Alles: für Liebe, Vaterland und Freundschaft.“ Er stürmte fort, Alfred ritt an seiner Seite, es entspann sich ein hartnäckiges Gefecht zwischen beyden Theilen, die Husaren hatten es besonders auf den Jäger abgesehen, allein durch die unglaubliche Tapferkeit der Uhlanen warden sie verjagt. Schon war der Sieg entschieden, da schoß der Führer der Husaren noch einmal zurück und traf gar wohl, denn Edmund sank mit dem Rufe „Jesus Maria!“ vom Pferde. Elsbeth harrte in Todesangst der Entscheidung dieser Stunde entgegen. Sie war entschieden diese Stunde — auf einer Bahre brachten die Uhlanen ihren todtbleichen Führer in das Jägerhaus. Alfred war untröstlich, er wollte nach einem Arzt schicken, Edmund verweigerte es. „Nicht wahr,“ sprach er, „es hat sich so nach Recht getroffen, die Kugel hat die Brust und auch mein Kreuzchen mir zerschlagen.“ Sein Auge brach, „reiche mir deine Hand, o Else,“ lispelte er leise, sie führe mich hinüber in die Welten der Vollendung — wir stehen ja zum letztenmal uns gegenüber.“ — In Thränen standen Alle, Edmund blickte mit verklärtem Antlitz nach Elsbeth — „wo die Sterne blinken,“ sprach er leise und hob die Hand gen Himmel — „wo die Sterne blinken!“ — Sein Herz hatte ausgeschlagen. Laut heulend fiel der alte Wolf auf die Leiche seines Herrn. — Drey Tage später fuhr der mit vier Rappen bespannte

und mit dem gräflichen Wappen gezierte Leichenwagen aus der Blanke des Dorfes. Vier Uhlanen und der alte Wolf begleiteten ihren entschlafenen Führer nach dem Stammschloße Rauchenstein. —

Im Jägerhaus zu Steinbach war es lange Zeit stille und öde. Elsbeth und Alfred vereinigten ihre Thränen um den geliebten Jugendfreund, erst nach Jahren kehrte die Freude wieder bey ihnen ein. Das silberne Kreuzchen, welches der treue Uhlan auf seinem Herzen getragen, wurde heilig von Elsbeth aufbewahrt, sie erfüllte und erkannte ihre Pflicht, sie war Alfreds treues, liebendes Weib, doch in mancher einsamen Stunde zog sie das silberne Kreuzchen hervor und die Thränen der Erinnerung fielen darauf. —

IV.

Der Teufel und der Schneider.

Der Teufel und der Schneider.

1.

Es reiten drey Reiter zum Thore hinein,
Bey einer Frau Wirthin kehren sie ein,
Frau Wirthin! hat sie ein schön' Töchterlein,
So bring sie's den lustigen Reitern herein.
Schnapp auf und Schnapp nieder,
Schnapp auf. —

Der verhängnißvolle dreyßigjährige Krieg, welcher Deutschland bis auf das innerste Mark erschütterte, hatte sein Ende durch den westphälischen Friedensschluß erreicht. Auf allen Heerstraßen zog das Kriegsvolk jeder Nation und jeder Gattung aus den deutschen Gauen, zurück in seine Heimath. Ueberall wimmelte es von Reitern, Fußvolk, schwerem Geschütze und dem Train der verschiedenen Truppen. Feldbau und Waidwerk, Viehzucht und Handwerk lag darnieder, der Bürger hatte nichts mehr, als seine mit ihm verarmten

Kinder, der Landmann nichts mehr, als sein leeres Haus, wohl oft gar nur dessen Brandstätte und seine nackten Felder, die er aus Mangel an Saamengetreide, welches fremde Rosse aufgefressen hatten, nicht mehr bebauen konnte. Ueberall hatte die Armuth und das Elend Lager geschlagen, Deutschland blutete aus tausend Wunden, kein Laut der Freude ertönte und nur das Hosianah der rechtgläubigen Kirche unterbrach die dumpfe Stille und dessen Weihrauch allein stieg empor über bluttriefende Schlachtfelder, auf welchen der Bruder den Bruder, der Christ den Christen erschlagen. Gustav Adolph war bey Lützen gefallen, der greise Tilly lag längst schon in dem Klosterkreuzgang zu Altenötting, der Friedländer war gemordet meuchlings zu Eger, der Pappenheim lag lange schon still und todt, ferne von seiner treuen Reiterschaar auf der Burg seiner Ahnen, und hundert andere Helden fochten, bluteten und starben für ihre Meynung und ihren Glauben, und dennoch war nichts zum Wohle der Menschheit geschehen, die Meynungen waren noch eben so getheilt als vor dreyßig Jahren, ja selbst die Priester, die Verfechter des ewigen Glaubens, lagen in wirrem Streite, und es war kein Ausgang zu hoffen und zu finden, denn überall herrschte Verwirrung und Elend, und Jedermann suchte zuvörderst sein eignes Schicksal zu bessern, bevor er zum Frommen des Gesammtwohles auch nur einen Schritt gethan hätte. — Drey Jahre waren über diese öde, traurige Zeit hinweggegangen, die Fürsten des deutschen Vaterlandes wollten nun ernstlich und mit redlichem

Willen den alten Wohlstand der ihnen von Gott anvertrauten Länder wieder herstellen, und vor allen bemühte sich dessen der ritterliche Churfürst, Maximilian I. von Bayern. —

Allmählig blühte der Handel und Wandel wieder auf, der Verkehr von Bayern und den schwäbischen Gauen, nach dem Elsaß und den übrigen Ländern jenseits des Rheins, war halb und halb wieder in gutem Gang, und auch der Handwerksmann erfreute sich wieder eines guten Stücks Geldes, denn es war für Kirche und Reich gar viel zu repariren und zu schaffen, und schienen die tiefgeschlagenen Wunden, wenn auch langsam, doch aber einer sichern Heilung entgegen zu reifen. — Indessen aber konnte eine andere Plage als die des Krieges bey allen Mühen der deutschen Fürsten nicht vertrieben und ausgerottet werden: dieß war das herren- und gewerbslose Gesindel, welches nach dem Ende des Krieges sich in Deutschland herumtrieb und raubte und stahl, wo etwas zu finden und zu stehlen war. Ja, nicht selten geschah es, daß auf offener Straße selbst so mancher reich beladene Frachtwagen, welcher Waaren aller Gattung in das Land brachte, geplündert und dessen Begleiter ermordet wurden. — Wollte man daher solche Güter richtig an Ort und Stelle bringen, so war stets eine Schaar von Landdragonern nöthig, welche die Sicherheitswache fremden Eigenthums ausmachte. Churfürst Max hatte während des dreißigjährigen Krieges die Residenz in München gebaut; eine seiner ersten Sorgen nach Beendigung desselben, welche der edle Fürst

leider nur drei Jahre überlebte, war, sein fürstliches Schloß nun vollkommen einzurichten, und so wurden aus fremden Landen viel Stoffe, Zeug und Geräthe gen München geführt, da in Bayern selbst die Industrie sich noch nicht recht erholen konnte. —

Vor der Herberge zum „schwäbischen Ritter,“ welche auf der Heerstraße zwischen Ulm und Stuttgart gelegen, stand die Wirthin, die rührige Frau Gertrud und schalt mit ihrem einzigen Töchterlein, der wunderlieben Sabine, daß sie nicht zeitig genug aus dem Bette gestiegen und nicht schon längst in Küche und Stallung gewesen wäre. „Ist doch bey meiner armen Seele, die Sonne schon längst herüber von dem Teufelsnest da droben,“ rief sie, und deutete nach dem verfallenen Schlosse, welches der Herberge gegenüber, auf der Kante einer mäßigen Anhöhe, traurig herabschaute in die Ebene, „spude dich, Sabine, denn man darf schon rührig seyn bey jetziger Zeit, um einen guten schwäbischen Groschen zu verdienen, und du bist so träge und gleichgiltig, als lebten wir in einer Zeit, wo man die Thaler wie Steine auf der Straße findet. Ja, wäre das Teufelsnest da droben nicht,“ fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, „wären wir vielleicht reiche Leute; aber so kann ich's meinem seligen Christoph nicht vergessen, daß er die vielen blanken Thaler, die wir erspart, dafür hinzählte und uns nichts erkaufte, als den Steinhaufen, denn wo „der Gott sey bey uns“ selbst sein Wesen treibt, kann kein ehrlich Menschenkind hausen.“ —

Als sie noch so haderte und zankte und die schelmische Sabine nun wirklich that, als wäre es ihr Ernst, das Haus zu scheuern und zu reinigen, bogen drey bayerische Reiter um die Ecke des Anbaues und hielten ihre Rosse vor der Herberge an. — „Guten Morgen, schmucke Dirne,“ rief der eine, „haltet Haus und Stall bereit, denn es folgt uns auf der Ferse die ganze Schwadron und zehn Güterwagen, alle bestimmt für unsern durchlauchtigsten Churfürsten; habe sie sicher herausgebracht durch's Elsaß, darum wollen wir uns auch gütlich thun, wo wir schmucke Dirnen und guten Wein finden.“ „Hilf Himmel!“ schrie die Wirthin auf — „Sabine, hörst du? da haben wir's — so viele Gäste auf Rechnung der bayerischen Durchlaucht — nun schaffe und walte, treibe die Mägde und Knechte an, laß ein Kalb stechen, und zapfe ein frisches Faß vom Besten an, o du mein lieber Heiland, — sieh nur, da nahen sie schon, die vielen Wägen mit den bayerischen Fähnlein, du heiliger Ulrich von Augsburg! und es ist noch gar nichts geschehen.“ — Während die emsige Wirthin so wehklagte, schmetterten gar freundlich die Trompeten der Sicherheits-Schwadron, und langsam, tiefe Furchen in dem sandigen Boden zurücklassend, fuhren die Wägen vor, die Peitschen der Fuhrleute knallten, die Rosse wieherten und laut sangen die lustigen Reiter ein fröhliches Reiterlied.

2.

Ich bin der Schneider Wetz Wetz Wetz,
Bin g'reist die halbe Welt,
Vom Kopf bis an das Stiefelb'setz,
Ein Biegeleisenheld. —

Es ward nun gar rege in der Herberge „zum schwäbischen Ritter"; Knechte und Mägde hatten vollauf zu thun, denn der Rottmeister der bayerischen Reiter war ein stattlicher strenger Mann, und wußte überall zu schaffen und zu schlichten, daß die Rosse gut versorgt und die Leute gut verpflegt würden, und übte besonders, was die erstern betraf, die treueste Reiterpflicht, nach welcher das Roß immer mehr gilt, als der Mann, der darauf sitzt. — Mutter Gertrude aber war in ihrer bösesten Stunde seit langem, denn ihr Aerger wuchs jedesmal bis zum höchsten, wenn viele Gäste in der Herberge einsprachen und diese sich immer zu klein und beengt zeigte, um alle wirthlich und gehörig bedienen zu können. Nur wenn sie dann recht wacker über ihren verstorbenen Eheherrn und über das Teufelsnest da droben losgezogen hatte, fühlte sie sich wieder leichter ums Herz, und ging wieder ruhiger der Hausarbeit in Küche und Keller nach —

Mit dem Teufelsnest verhielt es sich auch ganz sonderbar und es war der noch rüstigen Wirthin „zum schwäbischen Ritter" nicht zu verdenken, wenn sie oft sehr ungehalten und störrisch war. — Das alte Schloß, welches der Herberge gegenüber stand, gehörte einst einem ehrenwerthen Geschlechte aus den schwäbischen Marken, und ging späterhin, als dessen letzter Sprosse das Zeitliche gesegnet hatte, an einen Lieferanten während der Zeit des langen Krieges über. Dieser letzte Bewohner desselben stand nicht in dem besten Rufe; er hatte sich in Kurzem ein ungeheures Vermögen gesammelt und man wollte behaupten, dieß nicht auf rechtlichem Wege. Sein geheimnißvolles Treiben, seine Abgeschiedenheit von allen Leuten, sein scheuer Blick, ließen das Schlimmste glauben, und so war es nach und nach in der ganzen Gegend bekannt, der Schloßherr stehe mit dem Teufel im Bunde und dieser habe ihm zu solch' Vermögen verholfen. Dieser Glaube unter den schwäbischen Landbewohnern griff aber späterhin noch festere Wurzel, da während eines heftigen Gewitters der Blitz gerade in den Theil des Schloßes fuhr, in welchem die Burgkapelle war, letztere ganz niederbrannte und man von dieser Stunde an nichts mehr von dem Besißer des Schloßes und dessen einzigem alten Diener hörte und sah. Es war nun also richtig: der Böse hatte seine Beute geholt und verpönt wurde und blieb das Schloß. Mehrere Jahre waren darüber weggegangen, das alte Schloß schien seinem gänzlichen Verfalle nahe zu seyn; da wurde dasselbe von dem schwäbi-

schen Kammergerichte zum Verkaufe ausgeschrieben, und als einziger Käufer meldete sich der Wirth „zum schwäbischen Ritter“, Christoph Lembrecht, als nächster Nachbar des verschrienen Teufelsnestes. Er wollte das ruinöse Gebäude niederreißen und an seine Stelle eine stattliche Herberge bauen, da von der kleinen Anhöhe eine wunderschöne Aussicht in das Land sich darbot, und er dann alle jene Reisende, welche die frequente Straße zögen, bequem und ordentlich beherbergen könnte, und hatte somit nicht übel speculirt, da die Herberge „zum schwäbischen Ritter“ die einzige auf mehrere Stunden Weges war, und man gerne bey dem drolligen Wirthe einsprach. — Kaum aber, daß Herr Christoph Lembrecht den Herren zu Ulm seine blanken schwäbischen Thaler hingezählt hatte, und als Besitzer des Schloßes galt, so ging der Teufelsspuck mit ganzer Kraft los. In vielen Nächten sah man Flammen aus demselben aufsteigen, hörte Geheul und Kettengerassel, ja, einige Landbewohner wollten den Bösen in leibhafter Gestalt gesehen haben. — Die alte Sage bestättigte sich nun auf's neue; man glaubte allgemein, der Beherrscher der Finsterniß wolle sein Eigenthum nicht verlassen, und so gab auch der Wirth „zum schwäbischen Ritter“ seinen Plan auf, eine Herberge an jene Stelle zu bauen. Die Sache aber nahm er sich so zu Herzen, daß er keine frohe Stunde mehr hatte, und nach Verlauf von zweyen Jahren starb. — Der Spuck dauerte fort und besonders arg war er zu vernehmen in heiligen Nächten, als der Thomas-, Christ-, und Walpurgisnacht, in der Zeit der

Tag- und Nachtgleiche und beynahe jedesmal, wenn außergewöhnlich viele Fremde in der Herberge „zum schwäbischen Ritter" übernachteten, im letztern Falle war das Gepolter und Gerassel stärker und schrecklicher, und man glaubte, es arbeite eine Mühle in zwanzig Gängen. — Blickte man von der Herberge in solchen Nächten hinauf nach dem Schloße, so sah man wundersame Gestalten, wie Wildschweine, Drachen nnd Molchen auf dem Gemäuer sich bewegen, und der Schlaf der Fremden war immer unruhig und ängstlich in dieser Herberge, so daß dieselbe bald verschrien war in der ganzen Gegend und nur selten Fremde dort übernachteten, sondern lieber noch einige Stunden weiter zogen, um in der, an der Landstraße gelegenen, Eisenschmiede einzusprechen, deren Eigenthümer Haus und Stallung für Reisende eingerichtet hatte. — Der Wohlstand der Frau Gertrude kam nun so ziemlich herab, während in der Eisenschmiede sich viel blankes Geld umkehrte. Niemand in der ganzen Umgebung getraute sich nächtlicher Weile mehr in die Nähe des Schloßgebäudes und in dasselbe hinein schon um keinen Preis, da einmal zwey tüchtige Bursche aus der Gegend dieß Wagestück unternommen und dafür schwer gebüßt hatten. —

Die Ankunft der bayerischen Reiter war für Frau Gertrude ein wahres Fest, zumal da Alles auf Rechnung Seiner churfürstlichen Durchlaucht ging, wo man schon die Kreide mehr als doppelt nehmen konnte und solche Passagiere nicht alle Tage einsprachen. Es wurde nun

gesotten und gebraten, Haber und Heu für die Rosse besorgt, und da die Reiter Rasttag machten, so hörte der fröhliche Lärm den ganzen Tag über nicht auf, ja selbst noch am späten Abend und bis in die Nacht hinein zechten und sangen die Reiter in der wirthlichen Stube, denn es war ein Gewitter heraufgezogen und sie konnten sich unter den schattigen Bäumen vor der Herberge nicht mehr halten, da es schon zu donnern anfing, und aus der schwülen Luft einzelne große Regentropfen fielen. —

Mittlerweile war das Gewitter vollends ausgebrochen, der Donner rollte furchtbar und der Regen goß in Strömen; die muthigen Reiter blickten oft durch das kleine Fenster der Stube, hinauf nach dem Schloße, welches nur augenblicklich von einzelnen Blitzen erleuchtet, sichtbar wurde; aber selbst dem Teufel mußte das Wetter zu schlecht gewesen seyn, denn weder er noch sein respektabler Anhang ließ sich hören oder sehen. Vom Weine erhitzt belachten und bespöttelten die muthigen Reiter Frau Gertruden, und diese schwur ein über das andere Mal, daß sich die Sache wirklich so verhalte, wie sie zu often Malen schon erzählt. —

Sie wiederholte die ganze Geschichte, gerne gesprächig, noch einmal und war eben damit begriffen, zu berichten, wie jene zwey Bursche einmal über Nacht im Schloße geblieben, und alle diese Ungeheuer in der Nähe gesehen, von einem Schwindel befallen, ohnmächtig

niedergesunken und dann von den bösen Geistern mit glühenden Ketten geschlagen und schrecklich zugerichtet worden waren. „Ja," endete sie ihre Erzählung, „ja mein ehrenfester Herr Rottmeister, so ist es, wie ich gesagt, die beyden Bursche leben noch, sind aber seit jener Schreckensnacht von einer solchen stillen Scheu befallen, daß man sie weder auf dem Tanzplatz, noch bey sonstiger Erlustigung mehr sieht. — Soll mich doch selbst der Böse haben, wenn's nicht so ist." — In diesem Augenblicke pochte es stark an der geschlossenen Hausthüre. Die Wirthin fuhr hoch vom Stuhl empor, und selbst die wenigen Reiter, welche noch am Tische saßen, schienen überrascht. Weder Frau Gertrude noch Sabine noch das Hausgesinde getraute sich, da es schier Mitternacht war, das Thor zu öffnen; die Weiber zitterten und beteten leise mit bleichen Lippen, der ehrenfeste Herr Rottmeister aber nahm das Licht und ging hinaus. „Wer begehrt Einlaß," rief er mit starker Stimme, „bey so später Weile?" — „Ich bin ein armer Schneider," klagte es draußen, „bin gereist durch Elsaß und die Niederlande, und kann bey solch' Unwetter nicht mehr fort." — Der Rottmeister öffnete und durchnäßt bis auf die Haut sprang ein Schneiderlein, leicht geschürzt und ohne Sorgen in die Stube. Man lachte über den späten Gast, dieser aber, nachdem er um Nachtherberge freundlich und artig gebeten, ging in die Küche und drehte sich, gleich als stecke er an einem Bratspieße vor dem schwachen Feuer in gleichen

Wendungen, um sich an allen Stellen zu trocknen. In der Stube dauerte das Gespräch über das Teufelsnest noch fort, der reisende Schneider horchte durch das geöffnete Küchenfenster aufmerksam zu, und als nach einer Weile sich alles zur Ruhe legte, warf auch er sich auf das Stroh und träumte von der lieben Heimath und von dem Teufel. —

3.

Ich war beym Thore kaum herein,
So ging der Lärm schon an —
Rochus Pumpernikel.

Mit dem Frühesten zogen die bayerischen Reiter mit ihrem anvertrauten Gut wieder fort. Es war nach heftigem Wetter ein heitrer schöner Morgen angebrochen, die drückende Schwüle belästigte die Reisenden nicht mehr, und wonnig wehte die frische Morgenluft. Der Rottmeister hatte bey seinem Abschied versprochen, in Bälde mit seinem Reitertrupp in der Herberge „zum schwäbischen Ritter" einzusprechen und sodann den Teufelsspuck näher zu untersuchen, ja er schwur bey seinem Sattelknopf, den bösen Geist zu vertreiben und das Schloß zu säubern von dem Unwesen, auf daß es wieder bewohnbar werde und einträglich für die wackere Wirthin mit den freundlichen blauen Augen und für ihr liebes Töchterlein, die schlanke Sabine. —

Auf seinem Strohlager schlummerte noch süß der arme Schneider, er hörte nicht das Gewieher der Rosse, nicht das frohe Lied der bayerischen Reiter, er lag und schlief so süße, als läge er zu Haus in seiner Mutter

treuen Armen. Die Mägde scheuerten die Stube, räumten auf und stellten Geschirr und sonstiges Meubel in Ordnung; Sabine war überall bey Handen, und so rührig und thätig sie auch war, so konnte sie doch ihr Auge nicht abwenden von dem schmucken armen Jungen, der so sorgenlos auf dem frischen Stroh hier schlief. — Zu oftem Malen betrachtete sie den Schläfer, es lag etwas Zutrauliches in seinen Zügen, und die blonden, vernachlässigten Locken standen dem Jungen gar zu gut. Die Reiter waren fort, die Stube war gereinigt; da erwachte Christian Lüftig, der reisende Schneider, er sah mit großen Augen herum in der Stube, als er aber die schmucke Sabine vor sich erblickte, erröthete er, sprang schnell auf und grüßte die Dirne mit freundlichem Wort und Blick. — „Habt mir's nicht für ungut," sprach er, „daß ich so lange gelegen, aber der gestrige Marsch hat mir zugesetzt, das kann ich euch schwören, schöne Jungfrau, bey meiner armen Seele!" „Nun so ruht auch heute noch aus," entgegnete Sabine, „bleibet hier, ihr findet doch wohl nirgend ächteren Wein als bey uns." Der arme Schneider sah verlegen zu Boden, er wäre wohl gerne geblieben, allein sein Geld war alle, bis auf drey Silbergroschen, die er wohl für Nachtherberge und Imbiß zahlen mußte. „Ja, ehrbareste und schönste aller schwäbischen Jungfrauen," erwiederte er nach einer Weile, „ich möchte wohl gerne bleiben, aber es ist mein Zahlmeister nicht bey mir und da fürchte ich" — „Nun bleibet nur!" rief Sabine und eilte hinaus zu Frau

Gertrude, welche eben im Hofraume mit den Mägden wacker herumschalt. — „Liebste Mutter!" sprach sie, und that dabey so nothwendig, als wäre es ihr wirklich Ernst, „liebste Mutter! an was ich schon lange dachte, könnte jetzt geschehen. Seit des Hammerknechtes Lise gestorben, ist im Hauswesen für Wäsche und Kleider wenig geschehen, da wäre nun ein armer Schneider, der keine Arbeit hat, und wie mir däucht, nirgends zu Hause ist, laß ihn, liebste Mutter, einige Zeit bey uns, denn es giebt gar viel zu repariren, wir gewinnen dabey." Frau Gertrude hatte die Sache schnell aufgefaßt und eben so schnell auch ihren Vortheil eingesehen. Sie begab sich allsogleich in die Stube, wo eben das Schneiderlein Toilette machte und mit frischem Wasser seine Locken in beliebige Form ordnete. Er grüßte Frau Gertruden recht ehrerbietig und bat auch sie um freundliche Entschuldigung, daß er so spät noch in der Nacht sie gestört und durch sein unzeitig Kommen erschreckt habe. „Hat nichts zur Sache," hub Frau Gertrude an, „das Wetter war ja gar zu stürmisch. Aber sagt mir, mein Werther, wer seyd ihr denn eigentlich, wo zu Hause? wo wollt ihr hin?" „Ich heiße Christian Lüftig," entgegnete bescheiden der Gefragte, bin mit Respekt vor euch zu melden, ein Schneider, ziehe nach Augsburg und München, um Arbeit zu suchen, bin ein ehrlich Bayerkind aus der Gegend des Waldes, bin aber nunmehro nirgends zu Hause, weil meine Eltern gestorben sind und ich auch keine sonstigen Verwandte habe." „Wenn ihr Lust

habt," unterbrach ihn Frau Gertrude, „einige Zeit bey uns zu bleiben, und an Kleidern und Wäsche zu bessern, was zu bessern ist, so kann ich euch wohl auf einige Wochen Arbeit geben." Freudig, mit einem Seitenblick auf Sabine, entgegnete der Schneider: „Allerbeste Frau Wirthin von ganz Schwabenland! ich nehme mit gar großer Freude diesen Antrag an, ich arbeite in allen Fächern der ehrbaren Schneiderkunst, für Männer und Weiber gleichviel, mir geht das Wams eines schwäbischen Dragoners so flink von der Nadel, wie das Brautkleid für Eure freundliche Tochter, gebt mir nur Arbeit, ihr sollt traun mit mir zufrieden seyn."

Sie waren nun bald einig, Christian blieb und nadelte emsig in der Herberge, und die schmucke Sabine wußte sich allerley zu schaffen in der Nähe des lustigen Schneiders, der gar viel erzählte von seinen Reisen und Fatiguen, von seinen geschiedenen Eltern, seinen Hoffnungen und Träumen. — Sabine fand bald an dem ehrlichen Burschen Wohlgefallen und dachte mit beklommenem Herzen der Zeit, wo er die Herberge wieder verlassen würde, weshalb sie auch sehr emsig alle Schränke musterte und Arbeit herbeyschaffte in Hülle und Fülle.

Wenn nun so der freundliche Abend heranrückte, die Arbeit gethan war und Christian unter dem übrigen Hausgesinde unter den schattigen Bäumen vor der Herberge saß und erzählte, was er in Straßburg und Brüssel und in sonstigen Städten gesehen und erfahren,

da schmeckte Allen das Abendbrod besser, und Sabine war in der Seele heiter und vergnügt und immer mehr zugethan wurde sie dem Schneider; dieser aber trug seit dem ersten Augenblick das Bild der freundlichen Dirne stillschweigend in seinem armen Schneiderherzen, denn daß Sabine ihn liebe — davon hatte er so wenig eine Ahnung, als daß er noch einstmals das deutsche Reich sein nennen könnte. — Frau Gertrude war mit dem Fleiße und der Geschicklichkeit des Schneiders zufrieden, denn er half überall bey, zeigte den Mägden so manchen Vortheil bey Wäsche und Bleichen, wußte immer guten Rath zu ertheilen, war kein Trunkenbold und aß nur eben so viel, als was einen genügsamen Schneider sättigen kann. —

Bey solchen Abendgesprächen wurde nun gar oft auch des alten Schloßes und seiner koboldischen Bewohner erwähnt, und es konnten sich die wenigen Gäste, die zu Zeiten in der Herberge einsprachen und sich mit einem Abendtrunk labten, vom Hausgesinde, von Wirthin und Tochter nicht genug erzählen lassen. Ja zu often Malen äußerte sich Frau Gertrude, sie würde ihr weniges Vermögen, das ihr noch übrig geblieben, daran opfern, wenn der böse Geist vertrieben würde, und sie das alte Schloßgebäude zu einer stattlichen Herberge umschaffen und es bewohnen könnte. — Da stieg in dem Kopfe des Schneiders ein kühner Gedanke auf, den man wohl bey einem seines Gleichen nicht vermuthet hätte, aber Christian Lüftig war ein christlich frommes Gemüth, glaubte nichts

fürchten zu müssen vor dem „Gott sey bey uns" und seinem Anhang, und konnte sich des Gedankens nicht erwehren, sein Glück zu versuchen. Aber nicht das Vermögen der Frau Gertrude war daran Schuld, sondern Sabinens freundlich schöne Augen leuchteten ihm wie Sterne der süßesten Hoffnung an dem dunklen Horizont seines jungen freudenarmen Lebens. Als daher an einem trüben regnerischen Abend Alles beysammen saß, und wieder, wie gewöhnlich, von dem Teufelsnest plauderte, äußerte sich der Schneider, er wolle es denn doch einmal versuchen, eine Nacht in dem Schloße zu bleiben, um den Geist in der Nähe zu sehen. Die Eisenschmiedsgesellen, welche zugegen waren, belachten und bespöttelten gar sehr den seltnen Schneiderhelden, er aber zeigte ihnen ein geweihtes Amulet seiner seligen Mutter, das er auf dem Herzen trug, und schwur hoch und theuer, noch in dieser Woche mit Gott und reinem Gewissen den Strauß zu wagen. Sabine war erstaunt über den Muth des Schneiders; dachte sie sich den Jungen mit gekreuzten Beinen am Tische sitzen und auszufahren in gleichem Takte mit der Nadel, wie der Perpendikel der alten Kastenuhr, in gleichförmiger Bewegung, so schien es ihr unmöglich, daß er, ein Schneider, den Muth haben sollte, den noch die verwegensten Männer der Gegend nicht gehabt. Aber den jungen Nadelhelden belebte die Liebe — die Liebe zu der schmuckesten Dirne des Schwabenlandes und dieser Talismann ist stärker denn jeder, denn er stärkt Seele und Leib mit gleicher Kraft. — Sonderbar war es, in der darauffolgenden

Nacht sah man wieder seit längerer Zeit Flammen aus dem alten Schloßgemäuer emporflackern, und unterirdisches Rauschen und Gehämmer wurde deutlich von den Bewohnern der Herberge gehört. Dieses Alles aber schreckte das Muster aller Schneider, den ehrlichen Christian nicht zurück; hatte er doch nichts zu hoffen und zu verlieren in dieser Welt und Sabine bewunderte ja seinen Muth und ihre Blicke zeigten ihm deutlich, daß sie den innigen Wunsch im Herzen trage, er möge sich ihrer Mutter verbindlich machen. Welches junge treu und wahr liebende Herz fürchtet wohl selbst den Teufel, gilt es seinem stillsten Wunsch, seiner treuen ersten Liebe? —

Zwey Nächte hindurch vernahm man den Spuck in dem Schloße. Die dritte Nacht bestimmte Christian, ihn näher zu beschauen. — Er bat sich eine Kanne Wein, zwey alte Pistolen des seligen Wirthes, welche noch aus der ersten Zeit des dreißigjährigen Krieges herstammten, zwey Windlichter und ein, der Herberge eigenthümliches, Reiterschwert aus. Mit diesen Palisaden wollte er muthig den Kampf mit den bösen Geistern bestehen. Alles wunderte sich über den Muth des Schneiders. Die Eisenschmiedgesellen, welche nun täglich am Abend die Herberge „zum schwäbischen Ritter" besucht hatten, trieben ihr meistes Gespötte mit demselben. — Frau Gertrude und Sabine redeten wohl ihm zu, sich nicht zu wagen in solche böse Gesellschaft; aber wenn Christian in die lieben Augen der schwäbischen Dirne

geschaut hatte, wenn ihr freundlicher Blick ihm manche süße Hoffnung deutete, da stieg der Muth des Schneiders, und wäre der Teufel vor der Thüre gestanden, sein Herz hätte nicht gezittert, denn in demselben wohnte ein guter Engel — das Bild der lieblichen Sabine. —

Als der verhängnißvolle Abend, an welchem er sein Vorhaben auszuführen gedachte, herannahte, hatten wohl noch alle Bewohner der Herberge ihm angerathen, seinen Plan fahren zu lassen und sich nicht mit bösen Geistern einzulassen. Christian Lüftig war aber, ohngeachtet er ein Schneider war, ein kühner Bursche, und als die Thurmuhr im nächsten Dorfe die zehnte Stunde geschlagen, machte er sich auf den Weg. Es war eine finstere kühle Nacht; sein Amulet auf der Brust, seinen Glauben und seine Liebe im Herzen, betrat er den Weg. Kaum hatte er das Thor des alten Gebäudes erreicht, so ging der Lärm unten und oben schon an, Windstöße drückten klirrend die Fenster zu, die Thorflügel knarrten schauerlich, die Windlichter schienen zu erlöschen.

4.

Sie spaßen nicht lange,
Kaum sieht man sich um,
So drehen sie einem
Den Kragen herum.
Da bleib' ich fein lieber zu Haus
Und lab' mich beym Wein und beym Schmaus.
Kaspar Larifari.

Das Herz des Schneiders fing doch zu pochen an, als die Flügel des Thores knarrend hinter ihm zufielen. Der Zugwind rüttelte an Thüren und Fenster, und in dem Schloßhof, in welchem das Gras bis schier an die Fenstergesimse wucherte, flogen von dem Scheine der Lichter geschreckt, Fledermäuse und andere Nachtvögel auf. Christian Lüftig wäre beynahe wieder umgekehrt, denn es war doch gar zu schaurig in diesem öden unheimlichen Gemäuer; zweifelhaft stand er an der großen Wendeltreppe, auf welche der Schein der Windlichter ein falbes Licht warf, und die halb zerfallenen Figuren der Brüstung schauerlich beleuchtete. — Aber da trat Sabinens Bild vor seine Seele und er überdachte, wie er sich schämen müsse, nun wieder zurückzukehren, und wie die Bewohner der ganzen Gegend ihn ob seiner Prahlerey recht wacker auslachen würden.

Er sprach ein andächtiges Stoßgebetlein leise für sich, empfahl seine Seele dem Höchsten und stieg langsam, nicht umblickend, die Wendeltreppe hinauf, sich ein, wo möglich bewohnbares, Zimmer auszusuchen. Als er von der Treppe auf den langen Hauptgang kam, schauerte es ihm eiskalt von dem Scheitel über den Rücken bis hinab zur Ferse, denn da sah es doch noch unheimlicher aus. Unter seinen Füßen weg schwirrten Ratten und andres Gezüchte und durch die theils geöffneten, theils gänzlich ausgehobenen Kaminthüren pfiff der Wind heulend in tonartiger Stufenleiter. Er hatte mehrere Thüren der Zimmer geöffnet, aber überall waren die Fenster zerschlagen, und der Wind schlug heftig die schweren eichenen Thüren wieder zu. Am Ende des Ganges fand er endlich eine kleine Stube, wo doch wenigstens die Fenster ganz und die Läden gut erhalten waren. Ein alter runder Tisch und ein hoher Lehnstuhl, der schon ziemlich von Mäusen und Motten zernagt war, bildeten das Meublement. Hier also wollte der muthige Schneider seinen Sitz aufschlagen und die Nacht über bleiben, denn daß der ganze Spuck blos auf einem Aberglauben beruhe, dessen war er ganz gewiß überzeugt; hatte man ihm doch schon von Jugend auf als guten Christen eingeprägt, daß der Teufel nicht mehr auf der Erde wandre, und vor allen bösen Geistern überhaupt schütze ihn ja sein Amulet, auf das er sein ganzes Vertrauen setzte. Er machte sich's nun, so viel als thunlich, bequem, vor allem schloß er die Läden, wie es nur seyn konnte, und untersuchte die

Thüre, wie und ob sie zu schließen sey. Aber die alte Hänkelschnalle war so vom Roste zerfressen, daß sie trotz aller Anstrengung des Schneiders nicht in die Klinke einfallen wollte. Er band daher die Thüre mit dem Stricke zu, mit welchem er seine Waffen und sonstiges Gepäcke auf das Schloß getragen hatte. Als nun alles geschehen und Christian sich sicher verpalisadirt glaubte, setzte er sich in den Lehnstuhl, stellte Wein und Brod auf den Tisch, legte Pistolen und das Reiterschwert daneben, zündete zwey Wachslichter an, zog ein Büchlein aus der Tasche und las gar emsig in der Legende des heiligen Florianus, den er absonderlich verehrte und stets angerufen hatte in allen seinen Nöthen. Der gute Wein mundete dem Schneider, seine Furcht fing an allmählich zu verschwinden, ja er sumste, aber ganz leise für sich hin, ein munteres ehrbares Liedchen, trank und füllte oft seinen Becher, und es war ihm schon heimlicher in der Stube, denn er sah nichts, als die getäfelten Wände und dachte nicht im mindesten daran, was außerhalb der Thüre für Schauer ihn befallen. Der Wind hatte sich gelegt und durch zerrissene Wolken sah der Mond herab auf die Erde.

In der Herberge war alles noch wach geblieben, denn jedes war neugierig auf die Dinge, die da kommen würden. Es waren keine Gäste und auch kein Reisender da, selbst die Eisenschmiedgesellen waren an diesem Abend ausgeblieben. Doch war keine rechte Ruhe in dem Hause, denn Alles war besorgt um den

Schneider, an dessen Schicksal großer Antheil genommen wurde und dessen Muth allgemein von dem Hausgesinde bewundert ward. Aber am meisten besorgt war Sabine, sie wußte nur zu gewiß, daß eben sie die Ursache sey an allem, was da geschehen werde, daß Christian nur ihr zu Liebe diesen Schritt, diesen schrecklichen Schritt gewagt, daß er nur ihr zu Liebe sein Leben nun in die Schanze schlage und die, jedem Menschenkind angeborne Furcht vor allem Ueberirdischen mit Gewalt bezähme und gerne alle Folgen tragen wolle, die sein Unternehmen für Seele und Leib nach sich bringen würde. Das Alles war denn doch der Beachtung werth, und wer konnte der frommen Sabine ihre christliche Sorge verdenken, war doch der Christian ein gar so hübscher Junge. Sie hatte daher auch keine Ruhe, trippelte auf und ab in der Herberge, sprach mit der Mutter und den Mägden, bat und beschwor die beyden Pferdknechte, wenn nicht hinein, doch in die Nähe des Schloßes sich zu begeben und zu luegen, ob sie nichts hören oder sehen würden von dem armen Schneider. Diese aber blieben ruhig auf der Ofenbank sitzen, streckten die müden Glieder und wollten sich nicht einlassen zu solcher Patrouille. —

Frau Gertrude war selbst besorgt um den armen Jungen, sie konnte dieß nicht verbergen und als daher Mitternacht nicht mehr ferne war, befahl sie, daß alle für den Schneider, der doch nur ihrer und ihres Vortheils willen, diese Schreckensnacht da droben zubringe,

ein andächtig Vaterunser beten sollten. — Wer aber von allen that dieß wohl mit mehr Innigkeit als Sabine? Als sie in ihrem stillen heimischen Kämmerlein sich in das warme Bettchen gelegt hatte, faltete sie andächtig die Hände und betete zu dem lieben Herrgott, daß er ihn, er wußte wohl, wen sie meyne, bewahren und beschützen sollte vor aller bösen Anfechtung. Und der liebe Herrgott schien das Gebet der Jungfrau erhört zu haben, denn als sie eingeschlummert war, träumte ihr gar süß, denn es war ihr, als sähe sie Christian von zwey Engeln mit goldenen Flügeln und silbernen Gewändern begleitet, den Schloßberg herabwandeln, und es wäre lichter heller Morgen und scheine die Sonne schöner denn je an dem azurblauen Himmel. —

Christian aber war in diesem Augenblick nicht in Gesellschaft von zweyen Engeln mit goldnen Flügeln und silbernen Gewändern, sondern saß in seinem Lehnstuhl und war eingeschlummert. Es mochte wohl Mitternacht seyn, da weckte ihn ein gewaltiger unterirdischer Stoß aus seinem leichten Schlummer. — Er fuhr erschreckt vom Stuhle auf, das Gepolter dauerte noch eine Weile in der Ferne fort, dann aber schien es näher zu kommen, gerade wie über die Treppe herauf, und in kurzen Zwischenräumen immer näher und näher den langen Hauptgang her nach der Stube. Nun drang kalter Schweiß aus der Stirne des Schneiders, sein Herzblut schien zu stocken, er zitterte an allen Gliedern. Der Tumult kam näher und immer näher, deutlich ver-

nahm er das Gerassel von Ketten und ein Stöhnen und Aechzen, das unendlich schauerlich zu vernehmen war. Christian griff nach der Pistole, in Gottes und seiner Heiligen Namen auf Alles gefaßt. — Da geschah auf einmal ein gewaltiger Stoß, die Thüre sprang aus ihren Angeln und eine schreckliche Gestalt, grinsend und mit großen stieren Augen trat in die Stube. — „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ rief mit zitternder Stimme der Schneider, aber das Ungeheuer schwang eine glühende Kette und kam näher. — Da schoß Christian die Pistole ab; ein lautes Hohngelächter erschallte, der Kobold warf die Kugel zurück, daß sie dröhnend auf die Tischplatte niederfiel, von da herab und dumpf die Länge der Stube hinrollte. Christian griff nach der zweyten Pistole, in dem Augenblick löschten die beyden Lichter aus, nur die großen feurigen Augen des Kobolds leuchteten, ein schweflichter Geruch erfüllte die Stube, ein Schlag auf den Scheitel des Schneiders erfolgte und ohnmächtig glitt Christian herab vom Stuhl auf den Boden. Er sah nichts mehr, nur das höllische Gelächter drang noch einmal in sein Ohr, dann waren alle seine Sinne erstorben. —

Lange mochte der muthige Schneider so gelegen haben, denn als nach und nach sein Bewußtseyn zurückkehrte und er aus seiner Betäubung erwachte, war heller Tag, durch die Risse der Fensterläden drangen die ersten Strahlen der Sonne und heimliche Schwalben schwirrten in die Stube und wieder zurück aus der

Thüre. Christian war gelähmt an allen Gliedern, es däuchte ihm alles ein böser Traum, als er aber den Schmerz an dem Hintertheile seines Kopfes fühlte, und o Schrecken! die abgeschossene Kugel in der Fuge der Thüre liegen sah, schauerte es ihn in die tiefste Seele hinein; er packte seine sieben Sachen zusammen, verließ mit den schnellsten Schneiderschritten das Schloß und eilte die Anhöhe hinab, der Herberge zu. Alles kam ihm entgegen, alles frug und frug, was er gesehen, was er gehört, und Sabine konnte ihre herzliche Theilnahme nicht verbergen, konnte sich ihres Gefühles nicht erwehren. Christian, den diese Nacht bleich gemacht hatte, drückte ihr freundlich die Hand, grüßte das Hausgesinde nnd sprach mit einem tiefen Seufzer: „Lieben Leute, die da droben spaßen nicht lange, die drehen einem den Kragen um, eh' man sich umschaut, nein! liebste Jungfrau Sabine, da bleib' ich wohl lieber in der Herberge, nadle und flicke und trinke einen guten Becher Wein. — Da oben ist's schrecklich, kommt nur, ich erzähle euch alles, kommt nur, daß ich das Teufelsnest aus den Augen verliere." — Und alles folgte dem Schneider und war begierig zu hören, was er selbst gehört und gesehen. —

5.

Geht mir mit eurem Teufel fort,
Der Kerl hält doch gar kein Wort. —

Das war nun ein Staunen und ein Schrecken, als Christian sein Abentheuer erzähte. Nun war es also ganz richtig, daß der leibhafte Teufel in höchsteigener Gestalt dort oben hause, und so oft auch der Schneider früherhin darein Zweifel gelegt hatte, so mußte er jetzt dennoch beystimmen. Es ist nun natürlich, daß die Geschichte wieder in der ganzen Gegend bekannt wurde, wo man mehrere Tage von nichts anderm sprach, als von dem Teufel und dem Schneider. Seit letzterer diesen Muth, diese edle Aufopferung an den Tag gelegt hatte, sah ihn Sabine und selbst Frau Gertrude mit ganz andern Augen an; er galt recht viel bey letzterer und hätte er nur dem Spuck auf die Spur kommen oder den bösen Geist verbannen können, dann wäre wohl Alles zu seinem Besten gegangen. —

Christian konnte den Gedanken an die verhängnißvolle Nacht nicht losbringen, und immermehr stieg der Entschluß in seiner Seele auf, denn doch noch einmal den Strauß zu wagen; aber nicht ganz allein wollte er es, sondern wollte sich einen muthigen Mann zum

Gesellschafter nehmen und zu zweyen glaubte er, könnte man mit dem „Gott sey bey uns" schon eher anbinden. Seine Wahl fiel auf den Rottmeister der bayerischen Landreiter, und da derselbe ja versprochen, daß er bald wiederkehren und dem Teufel einen Besuch abstatten wolle, so wartete Christian gleichwohl die Wiederkunft desselben ab und nadelte und biegelte einen Tag fleißiger als den andern in der Herberge „zum schwäbischen Ritter." — Sabine half ihm getreulich, war stets um ihn und so hatte sich nach und nach das Band der Liebe um der Jungfrau und des Schneiders Herz gewunden, und beyde wünschten nichts sehnlicher, als daß auch Frau Gertrude diesen Bund billigen und seiner Zeit segnen würde. Dieß hing nun aber alles von dem teuflischen Schloßherrn ab, denn so lange der von da oben nicht vertrieben und hiedurch das Gewerbe der Frau Gertrude nicht vergrößert werden konnte, was nur absonderlich von dem ersten Falle abhing, so lange war wohl nicht daran zu denken, daß die Wirthin „zum schwäbischen Ritter" einem hergelaufenen Schneiderjungen ohne Hab und Gut ihr einziges Töchterlein geben werde. — Christian hatte nun Tag und Nacht keine Ruhe, er sah mit Begierde der Ankunft des Rottmeisters entgegen und als diese daher endlich erfolgte, war seine Freude um so größer. — Frau Gertrude empfing die Reiter und vor allen den stattlichen Rottmeister mit herzlicher Freundlichkeit und rege ward es wieder in der Herberge, wo denn Frau Gertrude allzeit recht thätig war in Küche und Keller, daß es ja

so werthen Gästen an nichts fehle. — Schon am ersten Abend nach der Ankunft des Rottmeisters wurde das Abentheuer des Schneiders besprochen, die Landreiter wollten es durchaus nicht glauben, nur als selbst die eben anwesenden Schmiedgesellen es bestättigten und gestanden, sie hätten selbst den Muth nicht gehabt und diesen am wenigsten einem Schneider zugetraut, erklärten sie den Christian, der sich nicht wenig darauf zu Gute that, als den muthigsten Nadelhelden des ganzen lieben deutschen Reiches. — Der Rottmeister nahm den Vorschlag desselben, eine Nacht mit ihm und einigen Reitern in dem Schloße zu bleiben, mit großem Verlangen, dieses schreckliche Gespenst von Angesicht zu Angesicht zu sehen, an, und so wurde die nächstfolgende Nacht zu diesem Unternehmen bestimmt und dasselbe auch ausgeführt. — Mit scharf geladenen Pistolen und blanken Säbeln begab sich der Rottmeister mit drey seiner Reiter und Christian nach dem Schloße. In banger Erwartung blieben die übrigen Bewohner der Herberge zurück. — Ein jeder der Reiter hatte ein Windlicht, und so hatte der Zug schon selbst etwas Geisterartiges an sich, vor welchem die Zurückgebliebenen nicht wenig schauderten. —

Christian führte nun die muthigen Teufelsbeschwörer denselben Weg, den er selbst gemacht hatte und so gelangten sie auch in dieselbe Stube. Hier fand Christian Alles noch, wie er es verlassen hatte, der Strick an der Thüre hing in zwey abgerissenen Theilen an dem

Schloße, der Stuhl in der Stube lag umgeworfen am Boden und die Läden waren noch so, wie er sie selbst verschlossen hatte. Er konnte sich's nicht läugnen, es war ihm eben nicht sehr gut zu Muthe und ohne so kernfeste Gesellschaft wäre er um keinen Preis der Welt nur eine Stunde hier gebieben. Man machte sich's nun so bequem als es seyn konnte; die Reiter breiteten die Mäntel auf den Boden aus, legten sich darauf, Säbel und Pistolen vor sich hin und eine Kanne Wein daneben; der Rottmeister und Christian blieben, der erste auf dem Stuhl, der letztere mit gekreuzten Beinen auf dem Tische selbst sitzen. Je mehr die Zeit verging, ja mit Verlauf einer jeden Minute, stieg die Begierde und die Erwartung der nächtlichen Gesellschaft höher, aber es blieb Alles ruhig — die Nacht selbst war hell und schön und es rührte sich nichts weder von außen noch innen. — So verstrich Stunde auf Stunde, schon war Mitternacht vorüber, und nichts ließ sich hören, schon graute der Morgen, und alles war ruhig geblieben, und als die Sonne aufgegangen war, wußten Alle nichts weiter, als daß sie eine recht unbequeme Nachtherberge hatten, in welcher sie wegen der ungewöhnlichen innern Aufregung auch nicht eine Minute schlafen konnten. Die Reiter schimpften nun wacker auf den Schneider los, schalten ihn einen dummen Jungen, der entweder gar nicht auf dem Schloße war, oder solche Schreckensgestalten nur im Rausch oder in der Einbildung gesehen hatte, und so sehr nun Christian auch die Wahrheit seiner Aussage betheuerte, so wenig wurde ihm Glauben

geschenkt. Unverrichteter Sache kehrten sie nun mit verdrießlichen Gesichtern nach der Herberge zurück, wo ihnen wieder Alles in großer Neugierde entgegen kam. Aus dem trüben Gesichte Christians konnte Sabine leicht schließen, daß eben das Glück ihnen nicht viel günstig gewesen sey, und Frau Gertrude konnte nicht erwarten, bis der Rottmeister die Thüre hinter sich hatte. Sie nahm ihm Hut und Säbel ab, setzte einen Stuhl zurecht und sprach: „Nun liebster Herr Rottmeister — was habt ihr gesehen, was habt ihr gehört, und was für Nachricht bringt ihr mir?" — „Ei," entgegnete unwillig der Reitersmann und warf sich in den Stuhl, „ei geht mir doch mit eurem Teufel, der Kerl hat uns schön zum Narren gehabt, nicht einmal den Schatten seines Bockfußes haben wir gesehen." —

6.

Ist nichts an der Historia,
Ist doch am End' die Hochzeit da. —

Christian Lüftig aber kam die Sache doch immer noch seltsam vor, hatte der „Gott sey bey uns" denn so wenig Muth, es mit vier Landreitern aufzunehmen, daß er sich gar nicht blicken ließ; denn das war denn doch kein großes Verdienst des Herrn Belzebub, daß er einen armen Schneider geängstiget, dazu, meinte Christian, gehöre blutwenig. Als daher der Rottmeister durch Schelten über die Unbequemlichkeit der vorigen Nacht, durch Fluchen über den unhöflichen Schloßherrn, seinem Herzen Luft gemacht hatte, suchte Christian Gelegenheit, ihn allein zu sprechen. „Allerliebster Herr Rottmeister," hub er sodann an, „ihr möget mich nun für einen Lügner oder Ränkeschmied halten, ich muß es geduldig leiden, da uns der Kobold nicht besuchte in voriger Nacht, aber höret, ehrenfester Herr Rottmeister! ich wette darauf, wagen wir noch einmal den Strauß, so bestehen wir ihn gewiß und sicher." Der Rottmeister lachte. Ohne sich aber hiedurch irre machen zu lassen, rückte Christian näher und fuhr fort: „Vor allen Dingen, saget mir offenherzig, seyd ihr denn nicht des Krieger-

lebens müde und wollet euch einmal häuslich niederlassen, ein Weib nehmen und ruhig eure Tage zubringen?" „Allerdings," entgegnete der Rottmeister, „aber woher Haus und Weib nehmen? habe mir wenig zurücklegen können in den letzten Kriegsjahren und habe allsonsten auch nichts zu hoffen und zu erwarten." „Nun seht," fuhr Christian in ganz vertraulichem Tone fort — „nun seht, Frau Gertrude wäre so das rechte Weib für einen so stattlichen Mann, wie ihr seyd, zählt ihr ja noch nicht fünfzig und sie nicht vierzig Jahre. Bey meiner armen Seele, es wär' ein stattliches Paar." „Hab' auch schon daran gedacht," erwiederte schmunzelnd der Rottmeister und strich den starken Knebelbart — „aber wie die Sache anfangen? Weißt du Rath, Schneider, so gieb ihn — kannst du mir helfen dazu, so thu' es — und ich werde erkenntlich seyn." — „Nun," fuhr Christian fort — „nun so fuchtelt mich morgen, wenn ihr abreitet, versteht sich aber nur mit flacher Klinge, schimpft mich recht wacker aus, flucht und scheltet und befehlet auch euren Leuten, das letztere zu thun?" „Am Fuchteln und Schelten soll's nicht fehlen," sprach lächelnd der Rottmeister, „aber was nun weiter?" — „Dann zieht ihr fort," versetzte der Schneider, „nehmt Abschied von Wirthin und Tochter und versprecht, in einigen Monaten wieder einzukehren — „Schöne Brautwerbung!" unterbrach den Schneider der Rottmeister. „Wenn ihr," sprach Christian weiter, „wenn ihr in das nächste Dorf gekommen seyd, so haltet an, laßt die Rosse dort und

kehrt, versteht ihr, noch bey Tag durch das Wäldchen zurück in das Schloß. Nehmt eure Vertrauten mit und versteckt euch in den Kaminthüren auf dem langen Gange, ihr wißt, wo unser Schlafzimmer war. Wenn die Nacht angebrochen ist, gehe ich wieder nach dem Schloße; seht ihr mich kommen und vorüber gehen, so thut nichts dergleichen, bleibt in eurem Versteck und kömmt der Kobold, so packt ihn rücklings, meinen Kopf zum Pfand! er kömmt und wir fangen den Teufel." — Der Rottmeister schien die Sache zu überdenken, denn er sah sinnend vor sich hin auf das breite Spornleder an seinem Stiefel. — Christian fuhr fort: „Hievon hängt nun euer und mein Glück ab. Kommen wir der Sache auf die Spur, und treiben den Teufel aus seinem Neste, so baut Frau Gertrude über den Schloßruinen ein stattliches Wirthshaus; Fremde sprechen wieder zahlreich ein, sie wird eine reiche Frau und aus Dankbarkeit reicht sie euch gerne die Hand, und ich kann auch hoffen, meines Herzens Lieb, die schmucke Sabine, zum Weib zu bekommen. Wir wollen recht fleißig zusammen halten, allerliebster Herr Rottmeister, und das Geschäft uns angelegen seyn lassen und ruhig allhier verleben." „Topp!" rief der Rottmeister und schlug ein, „wer nichts wagt, gewinnt nichts, es geschehe alles, wie du sagst, verlaß dich darauf; aber wenn wir die Nacht etwa vergebens in den Kaminlöchern sitzen, wie hungrige Käuzlein, dann nehme ich nicht die flache Klinge, Schneider!"

Alles geschah nun wirklich, wie Christian angeordnet hatte. Der Rottmeister und seine Reiter schimpften und polterten, der erstere fuchtelte den Schneider verabredetermaßen mit der flachen Klinge, zur großen Ergötzlichkeit der eben anwesenden Schmiedgesellen, und höflich von Wirthin und Tochter Abschied nehmend und baldige Wiederkehr versprechend, zogen sie sammt und sonders davon. — Nun sie fort waren, fing Christian einen tollen Lärm an, er sprang, wie wirklich vom Teufel besessen, in der Stube herum, fluchte und tobte, drohte, den Rottmeister bey dem Kammergericht zu verklagen, daß er ihn gefuchtelt wie einen Schelmen, schwor hoch und theuer, heute Nacht wieder in das Schloß zu gehen, und dann schon muthiger sich zu zeigen, als das erste Mal. Kurz, der Schneider war wie ein angeschossener Eber, und Alles erstaunte über die Tollheit desselben, und die Schmiedgesellen konnten nicht genug darüber lachen. Frau Gertrude und Sabine suchten ihn zu besänftigen, aber mit dem ergrimmten Schneider war nichts anzufangen den ganzen Tag; er richtete seine Waffen, seine Windlichter u. s. w. in Ordnung und konnte kaum die Nacht erwarten, so groß war seine Begierde, dem koboldischen Schloßherrn einen dritten Besuch abzustatten. Mit Niemand sprach er ein freundliches Wort, nur Sabinen raunte er einmal heimlich zu, sie solle sich von seiner Tollheit nicht irre machen lassen, er sey in seinem Innern so sanft wie eine Turteltaube, und es werde sich alles zu seinem und ihrem

Besten gestalten. Ein zärtlicher Händedruck deutete ihm, daß sie ihn verstanden, und aus ihren freundlichen Augen lachte ihn die schönste Zukunft an. —

Mittlerweile war die Nacht angebrochen. In der Herberge war außer den Dienstboten Niemand zugegen; einige Landleute aus der Nachbarschaft und die Schmiedgesellen hatten sich schon gleich nach Sonnenuntergang entfernt. — Christian Lüftig, der kühne Teufelsbeschwörer, machte sich nun wieder, wie das erste Mal, ganz allein auf den Weg. Es war eine schöne heitere windstille Nacht — der Mond leuchtete in seinem vollen Glanze, und warme Lüfte wehten und erquickten Pflanzen und Thiere. Das Herz des Schneiders aber pochte doch wieder laut, als er dem alten Gemäuer näher kam, denn er wußte ja doch nicht ganz gewiß, ob der Rottmeister Wort gehalten und sich wirklich eingefunden hatte, wäre dieß nicht, so würde die Angst und Furcht dem Schneider das Herz abdrücken. —

Als er daher die Wendeltreppe hinangestiegen und auf den langen Gang gekommen war, sang er mit lauter Stimme ein gar fröhliches Liedchen und sah rechts und links nach den Kaminthüren. Wirklich öffnete sich eine derselben, es regte sich etwas und der Kopf des Rottmeisters kam zum Vorschein. Da athmete Christian frey auf, seine Furcht war verschwunden. „Eine verfluchte Stellung,“ lispelte der Rottmeister, „Schneider! wenn's umsonst ist, drehe ich dir den Kragen um.“ „Um Gottes und der Frau Gertruden willen,“ erwie-

derte eben so leise Christian, „haltet euch ruhig, nach zwey Stunden haben wir den Kobold erlöst, ich wette meinen Kopf darauf.“ — Lauter als zuvor fing er nun zu singen an, und schritt muthig auf die wohlbekannte Thüre zu, die zu jener Stube führte, in der er schon zweymal übernachtete. Auch jetzt machte er sich's wieder bequem, legte das Reiterschwert und die Pistolen vor sich hin, entpfropfte eine Flasche guten Weins und ließ es sich schmecken, er wußte ja vier muthige bayerische Reiter als seine Leibwache nicht weit von sich. — Kein Schlaf kam dießmal in seine Augen, er war sehr aufgeregt, denn sein Hals stand auf jedem Fall in Gefahr, entweder drehte der Teufel oder der Rottmeister denselben um, mit letzterm aber glaubte er doch, zuvor noch unterhandeln zu können. —

Die Mitternacht war noch nicht vorüber, als schon in dem Erdgeschosse ein furchtbares Gerölle hörbar wurde. Einzelne Stöße machten die Fenster und Thüren zittern, und allmählich näher kam der Lärm. Christian zog vor allem ein Fläschchen mit scharf riechendem Geist hervor und hielt selbes unter die Nase, denn er hatte es vorsichtig aus dem Grunde mitgenommen, weil er das erstemal nicht so sehr aus Furcht, sondern mehr in Folge des entsetzlichen Gestankes, welches der Kobold verursachte, ohnmächtig niedergesunken war. — Schon vernahm er ganz nahe das furchtbare Kettengerassel, jetzt kam es an die Thür, diese sprang auf und die Schreckensgestalt, furchtbarer als das erste Mal, mit

den feurigen Augen und einer schrecklichen Fratze schritt auf den Schneider los. Derselbe Gestank verbreitete sich, aber Christian that das Fläschchen nicht von der Nase weg — rief dem Kobold ein: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" zu, griff nach der Pistole und wollte schießen; sie versagte — er hatte den Feuerstein verloren. Das Gespenst drang näher und schwang seine Kette — der Schneider griff nach der andern Pistole — aber auch da fehlte der Stein — nun war's um ihn geschehen — schon kam der Kobold ganz nahe — da blitzte eine Klinge und mit lautem Schrey fiel der Geist zu Boden. — Mit gezogenem Haudegen war der Rottmeister leise dem Gespenste gefolgt und hatte in diesem Augenblick ihm den Hieb über das Hinterhaupt versetzt. Auf seinen Ruf eilten die andern vier Reiter heran und packten den Kobold, der blutend noch am Boden lag. Schnell war die Larve abgerissen und das blaße Gesicht des Werkmeisters der Eisenschmiede sah heraus. „Schenkt mir mein Leben," rief er jammernd — „und ich will alles gestehen!" — Die Degenspitze des Rottmeisters und zwey scharf geladene Pistolen der Reiter auf der Brust, gestand er, daß noch zwey Knechte in dem untern Stockwerk beschäftiget seyen, das Gepolter zu verursachen. — Er wurde an Händen und Füßen gebunden; der Rottmeister nahm die schwere Eisenkette und rasselte damit den Gang durch, seine Reiter folgten ihm. Als sie in das untere Stockwerk gelangt waren, gingen sie dem Schalle des Lärmens nach, welcher aus einer geschloßenen Eisenthüre zu kommen schien. Der

Rottmeister schlug mit der Kette an selbe und sogleich hörte er von innen fragen: „Bist du schon zurück?" „Auf!" rief er mit verstellter Stimme, und als die Thüre sich öffnete, drangen die Reiter ein, überrumpelten die zwey Schmiedgesellen, welche mit einer eigenen Maschine den Lärmen gemacht, überwältigten und knebelten sie. —

Wie waren Frau Gertrude, Sabine und Alle in der Herberge erstaunt, als bey kaum dämmernden Morgen die Reiter und Christian den Werkmeister noch in der Teufelsmaske und die beyden gebundenen Gesellen nach der Herberge brachten. Sie wurden auf Wägen nach Ulm gebracht und erhielten dortselbst „wegen Betrügerey und sündhaften Darstellung des bösen Feindes" die wohlverdiente Strafe. —

Sie hatten diesen Spuck lange Zeit getrieben und dadurch ihren Zweck erreicht; alle Reisende mieden die verschriene Herberge „zum schwäbischen Ritter" und sprachen in der nicht ferne gelegenen Eisenschmiede ein, dessen Werkmeister ein reicher Mann geworden, während Frau Gertrude bis schier an den Bettelstab gekommen war. Die Schmiedgesellen standen immer im guten Verkehr mit ihr, sprachen fleißig ein und sobald sie sahen und merkten, daß wieder einmal ein Spuck losgehen müsse, machten sie denselben auch in aller Form und Ordnung. Sie hatten das erste Mal die Kugeln aus Christians Pistolen gezogen und das zweyte Mal die Steine heimlich herabgenommen; mit den Reitern

anzubinden, hatten sie keinen Muth, daher der Spuck auch unterblieb, aber als sie den Schneider allein glaubten in dem Teufelsnest, wollten sie ihm sehr tüchtig zusetzen. — Diesem aber waren die Schmiedgesellen lange schon verdächtig vorgekommen und so legte er eine Falle, in welcher er den Teufel und sie selbst zu fangen hoffte und auch wirklich fing.

Frau Gertrude heyrathete wirklich den ehrenfesten Rottmeister, die schmucke Sabine den muthigen Christian. Die Geschichte mit dem Teufel und dem Schneider wurde bekannt in allen deutschen Gauen und viele und viele Fremde sprachen in dem, an dem Platze des Schloßes, neu erbauten stattlichen Gasthaus ein, wo Frau Gertrude und Sabine, der Rottmeister und Christian friedlich zusammen hausten und reiche Leute wurden, und so endiget sich die Erzählung von dem Teufel und dem Schneider, welche keine Fabel ist, sondern als eine wahre Historia gegen das Ende der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts sich zugetragen hat.

V.

Der Sänger und sein Liebchen.

Der Sänger und sein Liebchen.

Im Hause des reichen Kauf- und Handelsherrn Nikolaus Norbert ging es seit einigen Tagen bunt durcheinander. Nicht allein, daß in gedrängter Zeit sehr viele auswärtige Handelsgeschäfte, selbst bis nach Amerika, zu besorgen und zu schlichten waren, so sah auch Herr Norbert in den nächsten Tagen der Ankunft seiner leiblichen Schwester entgegen, welche, seit kurzem Wittwe, zu ihm kommen, ihr ansehnliches Vermögen mit sich bringen und bey dem Bruder leben und sterben wollte. Es war dieß um so erwünschter für Herrn Norbert, da er durch den ansehnlichen Vermögensstand seiner geliebten Schwester, welche nur eine einzige Tochter besaß — seinem Geschäfte eine noch größere Ausdehnung geben, und eben zu dieser Zeit, wo so viele Lieferungen für das weite Ausland gemacht wurden, bedeutend dabey gewinnen konnte. Auch hielt er einen Plan im Verborgnen, der mit der Zeit reif, seinem Hause einen nicht

unbedeutenden Nutzen bringen würde, denn sein Sohn Emil und seine Nichte Viktorine, die eben mit ihrer Mutter erwartet wurde, schienen ganz für einander, sowohl hinsichtlich ihres Alters, als ihres Vermögens geschaffen zu seyn. Der kluge Kaufmann ließ aber von allen diesem sich nichts merken, denn er wußte wohl, daß auch nur die geringste Andeutung bey seinem Sohne, bey dessen lebhaften Charakter schon den Schein des Zwanges tragen und so eine gewisse Abneigung hervorbringen würde, die seinem Vorhaben am meisten im Wege stünde, er wollte Alles der Zeit und der eigenen Neigung des jungen Mannes überlassen und hoffte eben davon das Beste. —

Emil war ein feuriger, nur zu lebensfroher Jüngling, doch ein geschickter umsichtsvoller Geschäftsmann, seine Reisen durch alle Länder Europa's machten ihm jene Erfahrung eigen, die man selten bey Leuten seines Alters antraf. Er war gefällig im Umgange, immer heiter und guter Laune, gleich im Geschäfte wie im geselligen Kreise, allgemein beliebt, besonders von dem weiblichen Geschlechte, und hatte ein gutes theilnehmendes Herz. Seine Mutter deckte lange die kühlende Erde, und oft und lange aus dem väterlichen Hause entfernt, waltete auch zwischen ihm und seinem Vater kein eben gar zärtliches Verhältniß ob. Emil achtete und schätzte seinen Vater und gehorsamte ihm in Allem, was dessen oft zu strenger Sinn gebot, allein es fehlte jene innige kindliche Zuneigung, und es war ihm überall

besser zu Muthe, als in dem öden, geräumigen, finstern Hause seines Vaters. Mit ganzer inniger Freundschaft aber hing er an Robert, seinem Jugendgespielen, dem Sohne armer Bürgersleute, der im Comptoir des reichen Herrn Norbert angestellt und ein stiller junger Mann war. Beyde, als Knaben schon mit einander vertraut, waren in spätern Jahreu unzertrennliche Freunde, denn Robert begleitete Emil auf allen seinen Reisen und letzterer unterstützte seit vielen Jahren in Gemeinschaft mit Robert dessen dürftige Eltern mit menschenfreundlicher Güte. Robert hingegen hing mit Dankbarkeit und redlicher Freundschaft an seinem Wohlthäter und Freund, und so hatte sich ein Band um ihre Herzen geschlungen, das jedem Schicksale, jedem Sturme der Zeit zu trotzen schien. Robert spielte die Harfe und hatte eine überaus schöne Stimme, er war beliebt, wo er hinkam, und die Lieder, die er sich in den Stunden seiner Muse selbst dichtete und componirte, fanden Eingang in jedem Herzen. Emil blies die Flöte, und so verkürzten sich beyde so manchen Abend mit Musik und Gesang und in jedem geselligen Zirkel empfing man sie mit vielem Vergnügen und Wohlgefallen. Auch sie sahen der Ankunft der erwarteten Fremden neugierig entgegen, und ahneten nicht, daß dieß der Entscheidungspunkt war ihres beyderseitigen Schicksals, welches für ein langes, langes Leben so verschiedenartig auf ihnen ruhte. —

„Es wird bald lebendiger werden im Hause, lieber Robert,“ sagte an einem Nachmittag Emil, als beyde

allein in dem finstern gewölbten Comptoir zusammen saßen, „es wird bald lebendiger werden, wenn das Weiberregiment ankömmt. Ich habe, setzte er nach einer Pause hinzu, eine so entschiedene Abneigung gegen diese Ankunft, die mich gewaltig beengt.“ „Und warum dieß,“ erwiederte Robert, „diese Jungherrnwirthschaft im Hause dürfte schon lange geendet seyn und für die Wirthschaft mangelt es sehr an einer leitenden Frauenhand — am besten wäre es wohl, Emil, wenn du selbst einmal eine Frau nach Hause brächtest und vielleicht so den Wunsch deines Vaters erfüllen würdest.“ „Laß das,“ versetzte rasch, indem er vom Drehstuhl aufstand und an das vergitterte Fenster ging, Emil — „laß das, es hat noch Zeit dazu, und zudem kennst du mein Verhältniß zu Elwina. Sie sang gestern wieder im Conzerte wie ein Engel, wahrlich, ich habe nichts Vollkommeneres noch unter den Sterblichen gesehen.“ Robert lächelte und schwieeg, er kannte allerdings dieses Verhältniß und wollte, er würde es nicht gekannt haben, denn die Sängerin kostete dem jungen Norbert bedeutende Summen, sie hatte ihn auf unbegreifliche Weise in ihr Netz gezogen und hielt ihn darin fest. Emil selbst sah es in manchem ernsten Augenblick, wo er sich und seinen Gedanken oft selbst überlassen war, wohl ein, aber er konnte von Elwina nicht lassen und fühlte die Last dieser Liebe, ohne daß er es ahnete, mehr, als das Glück derselben. Elwina war in Neapel geboren, bildete sich früh zur Sängerin und hatte sich, als sie nach Deutschland kam, schon einigen Ruhm er-

worden. Sie wurde bey dem reich dotirten Stadttheater der freyen Hansestadt engagirt und zeichnete unter den vielen Enthusiasten, die sie umschwirrten, den jungen Norbert vor allen Andern aus, da sie wußte, welch' ansehnliches Vermögen er besaß, und daß die bedeutenden Geschenke, die er ihr machte, keinen Nachtheil auf seine finanziellen Verhältnisse machten. Emil selbst übertraf seine Nebenbuhler und opferte alles, vielleicht mehr, als in seinen Kräften stand. Die schlaue Südländerin wußte ihn zu fesseln, und obwohl seine Zuneigung nichts weniger als Liebe, reine heilige Liebe war, so getraute er sich dennoch nicht, einem Verhältnisse zu entsagen, das ihm einst so überselig schien und ihn jetzt so sehr drückte. Freund Robert hatte in mancher vertrauten Stunde ihm Alles mit wahrer Bruderliebe vorgestellt, er malte ihm den Abgrund, in den er sich noch stürzen würde, mit den grellsten Farben, allein der Verblendete hörte nicht auf die mahnende Stimme des Freundes, und setzte seine Besuche bey der listigen Sängerin fort.

Der Tag der Ankunft der erwarteten Gäste rückte heran; im zweyten Stockwerke des Hauses, welcher seit langem unbewohnt war, wurden die Zimmer eingerichtet und so war Alles zu dem Empfange bereitet. Der alte Norbert schien seit einigen Tagen vergnügter zu seyn, als sonst, er ordnete selbst alles zum Willkomm seiner vielgeliebten Schwester Cäcilie an, und schien sich aufrichtig darüber zu freuen. „Wir werden bald Eine Familie ausmachen,“ sagte er zu seinem Sohne,

wir werden bald vertrauter werden und du wirst an Cäcilien eine zweyte Mutter finden. Viktorine wird sich in die neue Lebensweise schicken können, und so fällt eine große Last der Hauswirthschaft von meinem Herzen. Mach dich zu ihrem Empfange bereit und zeige dich ihnen im ersten Augenblick in günstigem Lichte." Emil gehorchte und trachtete — sich auch im ersten Augenblick in günstigem Lichte zu zeigen.

Es war an einem Sonnabend, als Herr Norbert mit seinem Sohn in dem geräumigen Speisezimmer bey der Abendmahlzeit saß und über die Zukunft, besonders in Bezug auf die Tante, so manches Wort fallen ließ. Das gellende Posthorn und das Gerassel eines Wagens dicht am Hause schreckte Beyde auf, und obwohl man die Fremden erst am nächsten Tage erwartete, so war kein Zweifel mehr, daß ihre Ankunft jetzt schon erfolgt sey. Robert, welcher noch allein im Comptoir arbeitete, war der erste, der mit Licht herbeigeeilt war, und die Dienerschaft herbeyrief. Er trat an den Wagen, öffnete den Schlag — und Viktorine sprang in seine Arme. „Vetter Emil, tausendmal willkommen!" rief das lebensfrohe herrliche Mädchen, und half der Mutter, die ihr langsam folgte. Robert stand verblüfft, Bediente waren mit Lichtern herbeygeeilt, aber mehr noch als diese glänzten die Himmelsaugen der wunderschönen Viktorine. Er konnte kein Wort hervorbringen, sondern bot stumm den Damen seinen Arm und geleitete sie zur großen Haupttreppe, über welche der Handels-

herr und Emil herabeilten. Bescheiden zog Robert den Arm der Damen aus den seinigen und sich verbeugend, wies er mit den Worten: „mein Prinzipal“ auf Herrn Norbert, indem er sich in das Comptoir zurückzog. Der Willkommsgruß der beyden Geschwister war herzlich; Emil aber war entzückt über die Lieblichkeit und Anmuth seiner Cousine, welche ihren früheren Irrthum erkennend, ihm freundlich den Arm reichte. Er hatte Viktorine seit vielen Jahren nicht gesehen, sie war damals noch ein unmündiges Kind, aber er war nun erstaunt, wie sie zur herrlichen Jungfrau herangewachsen war, er konnte sich nicht genug sehen an diesen hellen freundlichen blauen Augen, die so sanft wie des Himmels stilles Mondlicht ihm erschienen, und über welche er die Feuergluth des düstern Auges der Südländerin vergaß. Im Speisesaal angekommen, entschuldigte sich der alte Herr vor allem, weil er die Ankunft seiner lieben Gäste nicht so schnell erwartet habe, und deßhalb wirklich in Verlegenheit sey, sie nach Wunsch und Rechtens zu bedienen. Aber Schwester Cäcilie erwiederte freundlich: „Laß das, lieber Niklaus, eine warme Suppe und ein Glas ächten Weins hast du in Küche und Keller und mehr bedürfen wir nicht, wir sind rasch gefahren, weise uns vor allem ein Plätzchen an, wo wir bald von so vielen Strapatzen unserer Reise ausruhen und uns sattsam erholen können.“ Auf einen Wink des Alten eilten geschäftige Diener herbey, um das Reisegepäck der Gäste in die obere Etage und in die für selbe bereit stehende Zimmer zu bringen. Eine

Abendmahlzeit war gleichfalls bald besorgt, und man unterhielt sich über die beyderseitig erlebten Schicksale seit der Zeit ihrer Trennung und sprach zuvörderst von dem, was Familienglieder unter sich wohl immer genug zu besprechen haben. Emil konnte sich immer nicht satt sehen an den lieblichen Zügen der holden Jungfrau, er hörte mit ungewohntem Ernst auf jedes ihrer Worte und brach in laute Lobeserhebungen über den Verstand und die Annehmlichkeit der schönen Cousine aus. Der arme Robert aber saß allein und gedankenvoll in dem düstern Gewölbe der Arbeitsstube, er war unfähig, die früher begonnene Arbeit zu vollenden. Den Kopf auf die Hand gestützt, saß er sinnend an seinem Pulte und sonderbare, nie gekannte Gefühle beengten die jugendliche Brust. Das Ideal seiner ersten Träume von Liebe und deren heiligem Glück tauchte in seiner Seele auf und schien sich mit einem Male verwirklicht zu haben. Er war nicht fähig, zu arbeiten, er löschte die Lampe aus und ging, sonderbar bewegt, nach seinem stillen Zimmer im Hintertheil des Hauses. Als er über den Corridor schritt, waren die Fenster des Speisesaals noch beleuchtet und durch selbe sah er die glückliche, mit allen Erdengütern bereicherte Familie im vertraulichen Gespräche beysammen. Viktorine, reizend und schön wie ein Engel, in dem einfachen Reisekleid, war im eifrigen Gespräche mit Emil begriffen, der mit seltener Hast ein Glas perlenden Burgunder hinunterstürzte und überselig schien. Mit einem tiefen unwillkürlichen Seufzer blickte Robert weg, aber im Traume noch umgaukelte ihn das

liebe Bild der Jungfrau, die wie ein Engel des Herrn ihm auf den Pfad seines Lebens erschienen. —

Die Ankunft der beyden Frauen hatte in kurzer Zeit ein regeres Leben in die gleichförmige Weise des Norbert'schen Hauses gebracht. Tante Cäcilie war eine freundliche gutmüthige Matrone, und Viktorine der Liebling des ganzen Hauses. Die Einrichtungen und Neuerungen, welche Beyde im Hause des Herrn Norbert vornahmen, zeigten bald, wie überaus vortheilhaft ihre Anwesenheit war, denn auch Bruder Niklaus war heiterer und wohlgefalliger als je, und dieß wirkte am wohlthätigsten auf das Dienstpersonal des alten sonst grämigen Handelsherrn. —

Emil war entzückt, er sprach und träumte von nichts als Viktorinen, und schien die Feueraugen der Südländerin, welche zu den sanften lieben Augen der Cousine einen sonderbaren Contrast bildeten, wirklich vergessen zu wollen. Die Sängerin aber merkte bald, welcher Verlust ihr bevorstehe, und opferte alles auf, ein Verhältniß nicht aufgeben zu dürfen, welches auf keine Weise unvortheilhaft für ihre Schatulle gewesen. Emil besuchte sie zwar noch eh' wie vor, doch konnte man an ihm eine gewisse Kälte, eine Unbehaglichkeit nicht verkennen, und der von Elwina's Reizen sonst so entzückte, feurige Jüngling, fühlte sich nie wohler, als wenn er wieder zu Hause und in Viktorinens Nähe sich befand. Das frühere ernste, abgemessene Geschäftsleben in Herrn Norberts Hause gewann dadurch mehr Geselligkeit, daß

seit der Anwesenheit der Frauen, Herr Norbert besonders darauf bedacht war, denselben den Aufenthalt in seinem Hause so angenehm als möglich zu machen. Er hatte zu diesem Ende wöchentlich ein paar Mal einige ihm gut bekannte Familien zu kleinen Abendzirkeln geladen, in welchen Viktorine, welche meisterhaft Klavier spielte, zur Bewunderung hinriß. Um nun diesen kleinen musikalischen Unterhaltungen eine weitere Ausdehnung zu geben, ließ sich Herr Niklaus Norbert herab, eines Abends, als eben Gesellschaft bey ihm war, Robert vom Comptoir hinauf rufen zu lassen. Viktorine wurde von den Familiengliedern oft scherzweise geneckt, daß sie, als sie ankam, dem jungen Buchhalter zuerst in die Arme flog und ihn für Emil gehalten; diese aber hatte an dem jungen bescheidenen Mann Wohlgefallen gefunden, welches sich um so mehr steigerte, als sie das allgemeine Lob von der ganzen Hausgenossenschaft über ihn hörte. Robert mußte nun öfters den Gesang des reizenden Mädchens mit seiner Harfe begleiten, und fühlte es immer mehr, wie gefährlich seinem Herzen und der Ruhe seiner Seele diese Nähe war. Seine Lieder, die er oft mit warmem tiefen Gefühl sang, wurden Viktorinens Lieblingslieder, und die Lieder, welche sie gesungen, die seinigen. Mann genug, um seine Leidenschaft zu bekämpfen, und vernünftig genug, um einzusehen, wie thöricht sie sey, verschloß der liebende Jüngling, der von Jugend auf so viel entbehren lernte, dieß Gefühl tief in seine Seele, und hoffte, die Zeit werde auch diese Wunde heilen, die seinem Herzen so unver-

muthet, so tief geschlagen wurde. Mit heftiger Leidenschaft schien Emil seine Cousine zu lieben; er brachte jede freye Stunde bey ihr zu, und seine Aufmerksamkeit gegen sie ging bis in das kleinste. — Robert lächelte wehmüthig, er freute sich über die gegenseitige Zuneigung, ach er hätte seine Liebe zu diesem seltenen herrlichen Mädchen so gerne der ganzen Welt gestanden, aber seine Armuth, seine Stellung in dem Norbert'schen Hause mußte jede solche Regung in seiner Brust ersticken. —

Viktorine war ihrem Cousin in der Seele gut, wem hätte diese sanfte, gesittete Jungfrau böse seyn können? Sie war gerne in seiner Gesellschaft, und sang und scherzte mit ihm, doch fühlte sie sich dem armen Robert, der nirgends die Nichtigkeit seines eigenen Ichs so sehr empfand, als eben in ihrer Nähe, mit einer sonderbaren Wehmuth zugethan. Ihre fröhliche ungezwungene Laune nahm jederzeit einen stillen Ernst an, war er in ihrer Nähe, und traf ihr Auge zufällig das seine, so drang das Blut schnell und warm nach ihrem Herzen. Er aber blieb sich gleich, still und kalt, nur dann glühend, wenn er die Harfe im Arm, ein Liedchen sang, dann glühte ein dunkles Feuer in seinen Augen, aus denen der Werth seiner Seele sprach. Der ernste Sänger war der Liebling der Gesellschaft, aus der er sich jederzeit, sobald es nur immer thunlich war, bescheiden zurückzog, obwohl man ihn dann gewöhnlich sehr vermißte. Freundliche Vorwürfe, welche ihm hierüber oft Viktorine machte, wußte er auf so zarte Weise

abzulehnen, wußte so bescheiden auszuweichen, daß er jedesmal sattsam entschuldiget, gerechtfertigt war. Viktorine wußte und ahnete nicht, was in der Seele des jungen Mannes vorging, sie hielt diesen abgemessenen Ernst keiner Liebe fähig, um desto räthselhafter aber war ihr der Sinn und das tiefe Gefühl, das in allen seinen Liedern lebte, ach, und er hätte hinsinken mögen vor die herrliche Jungfrau, hätte sterben mögen vor ihren Füßen und glücklich! hätte ihr Auge dann freundlich auf ihn geruht.

Die Südländerin, welche durch ihre geheimen Späher Alles inne geworden, was in jüngster Zeit in dem Norbert'schen Hause vorgefallen, sah die drohende Gefahr und mußte entgegenwirken, wollte sie nicht mit Emils Zuneigung viel verlieren, was ihr bey der angebornen Sucht zu glänzen, unentbehrlich geworden. Da sie einsah, daß ihre Liebkosungen, die einst Emil in den Himmel erhoben, nichts fruchteten, so wollte sie andere Mittel anwenden. Sehen aber wollte sie ihre gefährliche Nebenbuhlerin, welche die geschäftige Fama als eine der ersten Schönheiten anpries, um sie mit ihrem Feuerblicke zu vernichten. Viktorine aber, mit den übrigen Verhältnissen Emils gänzlich unbekannt, hing fortwährend mit schwesterlicher Liebe an ihm, der sie mit der ganzen Kraft seines jugendlichen Herzens liebte, und erst durch sie empfinden lernte, was reine, heilige, Liebe sey.

So standen die Sachen in des Kaufmanns Hause, und eine längere Zeit veränderte nichts in demselben.

Die Geschäfte gingen ihren Gang, und ließen den beyden jungen Männern wenig Zeit übrig, sich mehr als bisher zu nähern. Beyde liebten Viktorine, beyde fühlten es zu sehr, wie heiß und innig sie das Mädchen liebten, aber beyde verschwiegen sich gegenseitig dieses Gefühl, Emil, weil Robert sein Verhältniß zu Elwina wußte, und Robert, weil er zu arm war und im Geiste voraussah, daß seine Liebe fruchtlos sey und verlöschen müsse wie das Glück seines Lebens erloschen zu seyn schien. Und doch hätte Jeder so gerne an der Brust des Andern sein Herz ausgeschüttet, ihm seine Leiden geklagt, und sich vielleicht Trost erholt. Emil hätte dieses mehr bedürft als der arme Robert, denn ihn marterten Vorwürfe, die er sich selbst zu machen hatte und er sah ein, daß er in jugendlichem Leichtsinn die Ruhe seines Lebens verscherzt hatte, da er von Elwinas Charakter überzeugt, wenig Erfreuliches von der Zukunft zu hoffen hatte. Der sonst so lebensfrohe Emil wurde düster und in sich verschlossen, Niemand kannte seinen Schmerz, Niemand ahnete ihn als Robert, der leicht einsah, mit welcher Schwierigkeit sich Emil ganz von der feurigen leidenschaftlichen Sängerin entfernen konnte. Elwina wußte, wie sie Emil zu behandeln habe, sie berechnete wohl, was sie zu thun habe, um den gutmüthigen jungen Mann einzuschüchtern und in ihren Fesseln festzuhalten. Da sie sich täglich mehr überzeugte, daß sein Herz mit ganzer Innigkeit an Viktorinen hing, daß er sie schwärmerisch liebe und das Verhältniß, in welchem sie zu ihm stand, ihm nur lästig seyn mußte, da Schmei-

cheley und zärtliche Vorwürfe nichts zu fruchten schienen, erwachte die Rache der Italienerin, und so wollte sie ihn quälen mit verstellter Verzweiflung. Nicht selten kam es zwischen ihr und Emil zu lebhaften Auftritten, in welchen sie mit zerrauftem Haare ihrer Liebe zu ihm fluchte und in Raserey zu verfallen schien. Sie malte die gräßlichsten Bilder ihrer Verzweiflung, sie sprach von Selbstmord — von ewiger Verfolgung auch nach dem Tode und verwirrte die Sinne des unglücklichen Liebhabers selbst bis zum Wahnsinn. Emil hatte ihr seine Liebe zu Viktorinen nicht gestanden, er hätte es um keinen Preis der Welt thun können, er suchte sie stets wieder zu beschwichtigen, er hatte ängstliche Scheu vor dem rasenden Weibe, er hätte sein ganzes Vermögen geopfert, hätte er, im Bewußtseyn seiner Freyheit, sich Viktorinen würdig gefunden. So kam er oft, bis in die Seele vernichtet, in später Nacht nach dem väterlichen Haus. Wenn nun da Alles still und ruhig war, und alle Hausgenossen in süßem Schlummer lagen, so floh ihn allein der Schlaf, und gequält von Liebe und Verzweiflung — fand ihn wachend und abgemattet jedesmal der frühe Morgen. —

Robert ging still und gefaßt seinen Geschäften nach. Er hatte den großen Sieg über sich selbst errungen, er wähnte es, ihn errungen zu haben — allein ein einziger Augenblick vernichtete all' diese Entschlüsse und zeigte ihm ganz, wie unglücklich er war. An einem Abend, als der alte Herr früher als gewöhnlich das Comptoir schließen

und sich zu Bette bringen ließ, und Emil außer dem Hause war, traf er im Gesellschaftszimmer Viktorine allein, welche eben beschäftiget war, ein Lied mit Begleitung des Fortepiano einzulernen. Er wollte sich entfernen, aber das reizende Mädchen hüpfte auf ihn zu und zwang ihn, an ihrer Seite Platz zu nehmen, und ihren Gesang mit der Harfe zu begleiten. Es war eines der neuesten Lieder Roberts. Viktorine sang es mit tiefem Gefühl und ergriffen davon perlte eine Thräne in ihrem himmelschönen Auge. „Sie haben," sprach sie nach geendetem Liede zu Robert, „Sie haben einen Werth in Ihren Liedern, den nicht jedes Menschenherz erkennt, aber ich empfinde jedes dieser Worte und fühle dabey das, was Sie sagen wollen mit ganzer Seele." Robert schwieg. „Sie antworten mir nicht?" fuhr Viktorine fort, „ich versichere Sie, Robert, diese Lieder bleiben mir immer werth, sie bewahren mir die Erinnerung an Sie für eine späte, späte Zeit." — „Und werden Sie," entgegnete Robert mit klopfendem Herzen, „werden Sie diese Erinnerung gerne tragen in eine ferne Zukunft hinüber? werden Sie meiner gedenken in Ihrem Glücke, wenn ich auch ferne bin oder wenn Verhältnisse, von was immer für einer Art, diesen stillen Familienkreis trennen?" — „Ich werde stets an Sie denken," sprach erröthend Viktorine und sah zu Boden. „Sonderbar," hub sie nach einer kurzen Pause an — „sonderbar ist es, mir ist, als hätte ich Sie schon einmal in diesem Leben gesehen, Sie waren mir vom ersten Augenblick an so verwandt und bekannt,

daß ich Ihnen mit ganzer Seele zugethan war, mir ist, als kenne ich Sie schon seit vielen, vielen Jahren.“ — „Ich hatte Sie einmal gesehen und es war genug, um Sie verehren zu müssen,“ entgegnete, nicht ohne Zittern, Robert. Viktorine schwieg, sie schien ihn nicht verstanden zu haben. Er hatte ihre Hand gefaßt, sie litt es willig. Im Uebermaaß seines Glückes drückte er einen glühenden Kuß auf dieselbe und entfernte sich schnell aus dem Zimmer. Das Mädchen saß lange still sinnend, dann eilte sie an das Klavier und wiederholte die letzte Strophe des Liedes, das sie mit Robert gesungen. Seit dieser Stunde waren sie sich näher einander verwandt, sie sprachen sich ungebundener, und eine gegenseitige Achtung zog ein schönes heiliges Band um ihre Herzen, wenn sie sich gleich noch nicht gestanden hatten, wie sie sich einander zugethan waren. Robert ermannte sich oft, er nahm seine ganze Fassung zusammen, Viktorine zu fliehen, allein, ein Augenblick in ihrer Nähe zugebracht, ein einziger Blick aus ihren schönen milden Augen, zerstörte den lang gehegten Vorsatz und so schwanden seine Tage in ewiger Beklommenheit seines Herzens, in Liebe und Entsagen dahin. —

Emil hatte noch keinen ernsten Schritt gethan, sich von Elwina frey zu machen, er setzte seine Besuche selten aber dennoch fort, Elwina selbst aber faßte den Entschluß, die sanfte Viktorine, von deren Gutmüthigkeit sie so viel gehört hatte, zu demüthigen. Der Zufall war ihr günstiger, als sie es gehofft. In einem der

ersten Handelshäuser war ein glänzendes Fest zu irgend einer Familienfeyer gegeben, wozu auch der ehrenwerthe Kauf- und Handelsherr Nikolaus Norbert nebst Sohn und werthgeschätzten Verwandten geziemend geladen war. In diesem glänzenden Abendzirkel sang auch gegen splendides Honorar die italienische Künstlerin. Emil, welcher davon wußte, suchte seinen Vater abzureden, dem Feste beyzuwohnen, allein dieser hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt und bestand darauf. Der Gedanke war für Emil schrecklich, Victorine, welche er aufrichtig liebte, mit Elwina unter Einem Dache in so naher Berührung zu wissen, er ahnete nichts Gutes und sah mit bangem Herzen dem Festabend entgegen. Viktorine, unbekannt mit Allem, hätte gern gesehen, wenn auch Robert dem Feste beywohnen würde, allein seine Stellung gab es nicht zu und er mußte wegbleiben. Der Abend erschien und die Norbert'sche Familie fuhr zu dem Feste. Elwina hatte von Viktorinens Anwesenheit kaum Nachricht, als sie schon entschlossen war, das Aeußerste zu wagen. Das Conzert hatte noch nicht begonnen, die Versammlung unterhielt sich im Salon. Mit gleicher Achtung wurde Viktorine und die Sängerin behandelt; letztere wußte auf feine Art sich Viktorinen zu nähern und nach kurzem gewöhnlichen Wechselgespräch kam die Rede auch auf die anwesende Versammlung. Elwina hatte Emil noch nicht gesehen, er war in einem der Nebenzimmer mit Bekannten im Gespräch begriffen. Das eifersüchtige Weib glaubte, er wäre gänzlich und geflissentlich abwesend, und scheue ihre Nähe. Viktori-

nens Reize, Elwina mußte es sich gestehen, übertrafen ihre Erwartung, daß Emil sie liebte, war klar am Tage. Der ganze Groll der Südländerin erwachte, sie mußte dem hochklopfenden Busen Luft machen. Viktorine, mit Allem unbekannt, was zwischen der Sängerin und Emil vorgefallen, fühlte sich doch sehr beängstigt in ihrer Nähe, und wäre lieber weit, weit weg von dieser glänzenden Versammlung in ihrem einsamen Nähzimmer gewesen. Sie dachte an Robert, wie glücklich der seyn mochte, allein und unbekümmert um diese kalten Menschen in seiner Arbeitsstube zu seyn, denn seine Diensteverhältnisse erlaubten ihm nicht, in dem Zirkel der ersten Kauf- und Handelsherrn der stolzen Patrizier-Stadt zu weilen. „Sie scheinen sehr in Gedanken vertieft zu seyn," sprach Elwina mit einem schneidenden Tone zu dem still für sich hinsinnenden Mädchen, im halb gebrochnen Deutsch. „Nicht doch," entgegnete Viktorine, nicht ohne zu erschrecken, „nicht doch Signora, ich freue mich vielmehr auf den Genuß, Sie bewundern zu können." — „Sie scheinen Jemand zu vermissen," fuhr die Sängerin fort — „der Gegenstand, dem Sie nahe seyn möchten, ist nicht anwesend." Viktorine erröthete, sie dachte an Robert. Elwina meynte Emil, den sie noch nicht gesehen hatte. „Glauben Sie wohl, daß der, den ich meyne," fuhr die lästige Fragerin fort Sie treu und aufrichtig liebe?" Ihr Auge glühte, als sie dieses sprach, und ihr Busen hob sich voll marternder Eifersucht. Viktorine konnte nicht antworten, sie sah verwundert in die funkelnden Augen des rachedürstenden

Weibes. „Glauben Sie, daß er Sie treu und aufrichtig liebe?" wiederholte Elwina. „Sehen Sie diesen Brillantring, er gab ihn mir heute zum Zeichen seiner ewigen Liebe." Viktorine hätte zu Boden sinken mögen, es war der Ring, den Robert heute am Finger trug, sie konnte nicht antworten, ein stechender Schmerz durchzuckte ihre Seele, es war ein Glück, daß das Zeichen zum Anfang des Konzertes gegeben wurde. Elwina entfernte sich mit einer stummen Verbeugung, aber in ihrem Blicke war der Triumph ihrer Rache zu lesen. „O schändlich, schändlich!" lispelte Victorine leise vor sich hin, „so habe ich mich an ihm betrogen." — Sie war vernichtet, und hätte viel darum gegeben, hätte sie weinen, sich so ganz ausweinen können. Robert aber hatte den Ring für Emil gekauft, und ihn heute zufällig getragen, und von Emil erhielt Elwina denselben. Robert saß still und traurig zu Hause in seinem Zimmer und dachte an Viktorine in Liebe und Trauer, die seinetwillen in diesem Augenblick den ersten Schmerz unglücklicher Liebe fühlte.

Der Gedanke, sich an Robert getäuscht zu haben, war für Viktorine sehr schmerzlich. Sie konnte nicht denken, wie ein so treues redliches Auge solchen Betrug verbergen konnte. Jetzt fühlte sie es, daß sie dem jungen Manne mehr als gut war. Allein ihr weiblicher Stolz ließ nicht zu, sich gegen Robert offen zu erklären, und ihm eine solche Untreue an ihrer Freundschaft vorzuwerfen. Sie war seit diesem Abend

weit zurückgezogener gegen ihn, ja sie vermied ihn, wo sie konnte, und behandelte ihn auffallend gleichgültiger, traf sie zufällig mit ihm zusammen. Robert konnte sich dieses räthselhafte Benehmen Viktorinens nicht erklären, sie, die ihn sonst mit so viel Zuvorkommenheit behandelte, die stundenlang mit ihm geplaudert, sie, die so oft und so innig mit ihm gesungen, sie zog sich zurück und ließ ihn nicht selten fühlen, daß sie die erste Verwandte seines Herrn und Prinzipals sey. Er schrieb diese abgemessene kalte Behandlung der Einsicht zu, zu welcher Viktorine vielleicht gekommen wäre, und es überdacht hätte, daß ein längeres näheres Verhältniß zwischen ihr und ihm nicht anders als unheilbringend für Beyde seyn würde, und sie selbst wohl ein höheres Glück für die Zukunft erwarten dürfte, als von einem armen Comptoiristen geliebt zu seyn. Aber er wußte wohl, daß kein Mensch auf Gottes weiter Erde sie so innig und mit ganzer Seele lieben würde, als eben er, der arme Comptoirist. Sein Herz blutete, doch er sah die Nothwendigkeit ein, daß er jeder leisen Hoffnung seines Herzens entsagen müsse, er ging still und gefaßt seinen Geschäften nach wie bisher, mied die Gesellschaft im Hause, und die Thräne, die er oft im Verborgenen über eitle Träume weinte, sah ja doch Niemand und fühlte sie nicht, wenn sie über seine heiße Wange lief. Viktorine schmerzte bey all' der Resignation, die sie sich Anfangs eigen glaubte, dennoch das Betragen Roberts. Sie glaubte, er meide ihre Gesellschaft bloß deßwegen, um die Sängerin nicht zur Eifersucht zu bringen, und

immer mehr schien ihr es, daß zwischen Robert und der Italienerin ein inniges längeres Verhältniß obwalte, was ihr bey allem Kampfe zwischen Vernunft und Herz doch bey weitem nicht gleichgültig war.

Emil führte sein ruheloses Leben fort, immer mehr mit täglich wachsender Liebe zu Viktorinen hingezogen, sann er auf Mittel, sich gänzlich von Elwina los zu machen, koste es was es wolle, und sollte er darüber sein halbes Vermögen opfern. Zuerst aber wollte er Viktorinens Gesinnung erforschen, und glaubte, zu diesem Zweck am besten zu thun, wenn er sich an Robert wenden würde, von dessen treuer Ergebenheit er die innigste Ueberzeugung hatte. Die erste Gelegenheit, die sich ihm darbieten würde, wollte er benützen und dem Jugendfreund sein ganzes Herz eröffnen; er sollte sein Fürsprecher bey Viktorinen werden, er sollte ihm den Weg zu seinem Glücke bahnen, und alles Gute hoffte er von der Zukunft, hatte er die Ueberzeugung, daß das engelreine edle Mädchen ihn liebe. Er traf Robert eines Abends allein und mit Lesung einiger Geschäftsbriefe begriffen in seinem Zimmer. Robert erstaunte nicht wenig über des Freundes Antrag, er konnte ihm im ersten Augenblick nicht antworten, denn ein marternder Schmerz durchzuckte sein Inneres. Emil klagte ihm sein ganzes Leid, er schilderte seine Liebe zu Viktorinen mit solch' lebendigen Farben, er beschwor den Freund, sich seiner Liebe anzunehmen, er versprach ihm, mit ewiger Treue seine Freundschaft zu bewahren und

sich stets der seinigen werth zu zeigen. Robert, von so vielem Feuer des Freundes hingerissen, versprach zu thun, was er vermochte, er unterließ aber nicht, Emil vor allem auf die Gesinnung seines Vaters aufmerksam zu machen, und ob auch er diese Liebe billigen werde. Emil versicherte, nach einigen Aeußerungen seines Vaters zu urtheilen, dürfte er dessen gewiß seyn, und es stehe ihm nichts im Wege mehr, als die Ueberzeugung, daß Viktorine ihn liebe — und die Trennung von Elwina. Auch in Bezug auf letzteres baute er ganz auf seinen Robert, auch hier sollte er Vermittler, Retter werden. Roberts armes Herz hätte bey dieser Unterredung verbluten mögen, allein die Pflicht und Dankbarkeit, die ihn an Emil fesselten, unterdrückten jede rege Leidenschaft, und mit seltner Resignation wollte er seines Herzens letztes, schwerstes Opfer bringen. Emil wollte nun vor allem andern einen ernsten Schritt thun, der eine gänzliche Trennung von der Sängerin herbeyführen würde, Robert sollte ihr die Hindernisse vorstellen, die sich zwischen beyden aufthürmten, er sollte ihr als Mann, als Freund kühn die Spitze bieten, denn Emil kannte den festen männlichen Sinn des Jugendgespielen. Dieses alles hätte der arme Jüngling gerne und mit Freuden gethan, allein der Auftrag, Viktorine auf das Geständniß Emils vorzubereiten, mit ihr über die Liebe eines zweyten zu sprechen, das war viel, sehr viel von ihm verlangt, aber seine Freundschaft, seine edle wahre Gesinnung bekämpfte jeden Schmerz, der seine Brust bewegte. Er hatte Viktorine einige Tage

nicht gesehen, denn sie mied ihn sichtbar. Robert war dieses ihr Benehmen nicht mehr fremd, er sah es ein, daß es vernünftig von ihr sey, ein Verhältniß, das zu nichts führen würde, schnell und standhaft abzubrechen, er mußte ihr Recht geben, obwohl sein liebendes Herz sie grausam schalt. Seinem gegebenen Versprechen gemäß, wollte er Viktorine bey nächster Gelegenheit über des Freundes Liebe sprechen. Ein kleiner Hausball, welchen Herr Nikolaus Norbert zur Feyer seiner Genesung von einem zwar nicht gefährlichen aber langwierigen Unwohlseyn gab, führte die erwünschte Gelegenheit herbey. Das sämmtliche Comptoirpersonal hatte die Ehre, zu diesem Familienfest geladen zu werden, eine Ehre, die eben so hoch zu schätzen als selten war. Mehrere angesehene Familien aus dem Handelsstande fanden sich ein, und es fehlte an nichts, was zur Fröhlichkeit und zum Vergnügen der Gäste beytragen konnte. Viktorine machte die Honneurs, sie war einfach aber unendlich reizend gekleidet, drey weiße Schluppen zierten die herrlichen Locken, ein einfaches weißes Kleid, und eine Scherpe von gleicher Farbe machten den ganzen Ballanzug aus. Emil war überselig in ihrer Nähe, er sah mit Sehnsucht der Ankunft Roberts entgegen, welcher einer dringenden Correspondenz wegen, bis spät in die Nacht zu arbeiten hatte. Erst nach Mitternacht, als Wein und Fröhlichkeit die Gemüther schon erhitzt hatte, trat er in den Saal. Die Musik war eben zu Ende, Viktorine stand mit zwey Damen in Mitte des Saales, im Gespräche begriffen. Eine dunkle Röthe

überflog ihre Wangen, nicht von Liebe oder Freude, sondern vom Zorne angefacht, denn sie hatte Robert den ganzen Abend schon vermißt, und wähnte ihn sicher in den Armen der Italienerin, da nur er von dem ganzen Hauspersonal so lange abwesend war. Sie erwiederte seinen höflichen Gruß kaum und wandte sich unwillig ab. Robert lächelte wehmüthig über die unverdiente Geringschätzung, ach, er wollte ja nicht für sich um ihre Liebe betteln, er hatte sie längst begraben und aufgegeben — sie durfte ja ruhig seyn, er wollte gewiß nie, nie auch nur ein leises Zeichen seiner Liebe geben. Er mengte sich tiefbetrübt unter die Gesellschaft. „Der arme junge Mann," sagte die Wechselgerichtsräthin zu Viktorine, „hat bis jetzt im Comptoir gesessen, mein Sohn hat ihn zweymal schon in der düstern Arbeitsstube diesen Abend besucht." — „Gearbeitet bis jetzt?" — erwiederte Viktorine, und ein Gefühl wie Reue durchzuckte ihre Seele, ihr Auge suchte Robert, es feuchtete sich und ruhte lange auf den Jüngling. Robert, seinem gegebenen Versprechen getreu, eingedenk so manches Guten, das er und seine dürftigen Eltern von Emil genossen, entschlossen und gefaßt, der Freundschaft und Dankbarkeit Alles, Alles zu opfern, was ihn hätte beglücken können, wollte diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne sein Wort gelöst und seinem Herzen den letzten Todesstoß gegeben zu haben. In der Brüstung eines Fensters des Saales stand Viktorine und sah hinaus in die sternenhelle Nacht. Emil bedeutete dem Freund, daß es der rechte Augenblick wäre, denn er

selbst war dem herrlichen Mädchen gegenüber zu schüchtern, das Geständniß seiner Liebe über seine Lippen zu bringen. Robert holte tief Athem, er sammelte die ganze Kraft seiner Seele zusammen, und näherte sich Viktorinen. Diese wollte, als sie es bemerkte, ihm ausweichen, allein er trat rasch auf sie zu und sprach: „Einen Augenblick werden Sie mir doch wohl gönnen, Viktorine?" „Was wollen Sie?" erwiederte rasch die Gefragte, und man konnte es ihr ansehen, wie Zorn und Liebe im Wettstreite sich quälten. „Ich spreche nicht für mich," entgegnete ruhig der arme Robert, es gilt einem andern, doch was ich gelobt, will ich halten und um dieses zu können, war ich längst auf einen so unfreundlichen Empfang vorbereitet." Er erzählte ihr nun mit vielem Feuer, wie Emil ihr zugethan, wie er sie heiß und innig liebe, und sich nicht getraue, selbst sein Herz ihr zu eröffnen; er unterrichtete sie von Allem, was Emil gesonnen sey, hinsichtlich seines Vaters zu thun, er sprach mit so viel Wärme, mit einem so tiefen Gefühl, daß Viktorine erstaunte und still ihm zuhörte. Als er geendet, sprach sie nach kurzer Pause: „Aus Ihrem Munde klingen diese Anträge seltsam, sie beweisen mir jedoch, daß ich eitel genug war, etwas zu glauben, was nicht ist. Lassen Sie alles der Zeit übrig, oder ist es vielleicht Ihr eigner Wunsch, mich, wie man zu sagen pflegt, unter die Haube zu bringen, daß unser Zusammenleben für sie nachtheilig seyn könnte, so versich're ich Sie, Robert, daß Sie und die Person, die ich meyne, nichts von mir und meinem Herzen zu fürchten

haben. Sagen Sie das Ihrer Sängerin." „Viktorine!" rief Robert — „Sagen Sie das Ihrer zärtlichen Italienerin," wiederholte das von innerer Bewegung erröthete Mädchen, und eilte in den Salon. Robert stand erstaunt, er konnte sich diese Dinge nicht zusammen reimen. Blaß und entstellt trat Emil, einen offenen Brief in der Hand, zu ihm. „Folge mir, Robert!" rief er hastig, „folge mir, Alles, Alles steht auf dem Spiel." Robert gehorchte, der Ball war zu Ende. —

Elwina hatte an Emil geschrieben: „er möchte eilen, sie zu besuchen, sie sey plötzlich erkrankt — sie sey zum Verscheiden. Er allein könne sie retten, er allein könne ihr Leben fristen, denn die quälendste Eifersucht zerreiße ihr Herz, und sie müßte gewaltsam ihrem Leben ein Ende machen, gäbe er ihr nicht die unzweydeutigsten Beweise seiner treuen Liebe. Sie habe erfahren, daß er in diesem Augenblicke, wo sie zermalmt von Schmerz und Liebe, untröstlich sey, im Gewühle des Balles ihrer ganz vergessen, aber sie fordere ihn auf, in dieser ungewohnten nächtlichen Stunde zu kommen, wenn er am Morgen nicht die Leiche einer Selbstmörderin finden wolle." Was war zu thun? Emil hatte nicht den Muth, diesen Schritt zu machen, er konnte es um alle Güter dieser Erde nicht; bey allen Heiligen beschwor er seinen Robert, statt seiner hin zu gehen; es wäre der entscheidende Augenblick, ihn glücklich oder ewig unglücklich zu machen.

Der gute Robert, der edle Freund im ächten Sinne des Wortes, willigte ein. Ein Diener der Italienerin harrte auf Emil, Robert kam für ihn. Viktorine, noch beschäftigt, die letzten Gäste zu beabschieden, traf den Bedienten im Vorzimmer; sie sah, wie Robert Mantel und Hut nahm, und sich anschickte, das Haus noch zu verlassen. Gewißheit zu erlangen, wohin er bey später Mitternacht noch wolle, ließ sie durch eine Dienerin den nächtlichen Boten ausforschen, wohin er den Herrn, auf welchen er warte, begleiten solle. Mit bitterem Schmerze erfuhr sie von der Berichterstatterin, daß der Weg zur Signora ginge. Diese Nachricht erstickte den letzten Funken von Liebe in ihrer Brust, und Haß gegen den Ungetreuen, der mit ihrem Herzen so muthwillig gespielt, wurzelte fest in selber. Robert ging wirklich; der Bediente führte ihn die Straße entlang. Viktorine eilte in ihr Zimmer, jetzt erst fühlte sie, wie sie ihn geliebt habe, wie sie ihn jetzt hassen müsse. — In Emils Augen kam kein Schlaf, der frühe Morgen fand ihn abgemattet, und durch eine innere Unruhe in einem fieberhaften Zustande. — Robert hatte die Pflicht eines redlichen, dankbaren Freundes erfüllt, er fand die Sängerin krank, jedoch nicht so, wie sie geschildert. Sie war erstaunt, als statt des sehnlichst erwarteten Freundes der besonnene ruhige Robert eintrat. Es kam bald zur gegenseitigen Erklärung, Robert stellte ihr die ganze Lage der Dinge mit überzeugender Wahrheit vor, er sprach mit edler Begeisterung von Viktorinen, von der Liebe seines Freundes zu ihr, und wie es un=

möglich wäre, dieses Verhältniß länger noch fortzusetzen. Das verschmähte, betrogene Weib, da es alle seine Künste der Verschlagenheit vergeblich wußte, raste und tobte, riß sich die Haare aus, und glich einer Wahnsinnigen. Robert, obwohl sehr erstaunt, blieb in seiner Ruhe sich gleich; er besänftigte das tolle Weib, welches, noch den letzten Vortheil im Auge, zur Entschädigung für leere Versprechungen, um die Stadt und die jetzigen Verhältnisse aufgeben zu können, eine sehr bedeutende Summe forderte. Elwinas Krankheit war nur Bosheit ihres Herzens, sie hätte gesiegt, und den schwachen Emil durch verstellte Raserey zu Allem gebracht, aber über den kältern Freund vermochten ihre Kunstgriffe nichts, und so ergab sie sich darein, da Robert versprach, über diese verlangte übermäßige Entschädigung das Weitere ehebäldest zu besorgen, weßhalb sie sich nicht an Emil, sondern blos an ihn zu halten habe. Trost brachte er seinem Freunde, sein Herz war gerettet, aber ohne die Hülfe seines Vaters schien es unmöglich zu seyn, diese Summe dem geldgierigen, böswilligen Weibe schaffen zu können.

Robert hätte gerne all' seine wenige Habe für den Freund geopfert, der Opfer größtes hatte er ihm ja schon gebracht, daß er seinem Herzen die Qual angethan, noch länger in diesem Hause zu verweilen, wo seine Liebe, seine heilige, reine Liebe so wenig gewürdigt wurde, wo die, der sie galt, ihn so grausam von sich stieß, und mit kaltem Ermessen Verhältnisse im Auge behielt, die

sie beyde für immer zu trennen schienen; hätte er aber gewußt, wie das Mädchen ihn geliebt, wie blos gegenseitige Mißverständnisse hier obwalteten, er hätte diese Hoffnung um keinen Preis des Lebens ersterben lassen. Emil befand sich in einer drückenden Lage: die Summe, welche die Italienerin für Ehrenrettung, wie sie es nannte, verlangte, war zu bedeutend, als daß seine Kassa ausgereicht hätte; würde er das Gericht angerufen haben, es wäre kein Zweifel gewesen, daß ihm Hülfe vor dem rachesüchtigen Weibe geworden wäre; allein die Verhältnisse, in welchen er zu seinem ernsten, streng urtheilenden Vater, dem abgemessenen Handelsherrn stand, dann die Hoffnung auf Viktorinens Besitz, ließen einen solchen Schritt, theils wegen des Geredes der ganzen Stadt, theils wegen anderer unangenehmer Auftritte, die er von der Italieneein zu erwarten hatte, nicht zu. Er fand keinen Ausweg, mochte er sinnen und denken wie er wollte. Die Zeit drängte, Elwina, alle Weiblichkeit in ihrer Geldgier beseitigend, schickte Boten auf Boten, Drohung auf Drohung; es blieb fast kein anderer Ausweg übrig, als daß er sich seinem Vater entdeckte, und so von dessen gerechtem Zorne sein Glück oder Unglück erwartete. Da kam in der Noth seines Herzens, sein Gedanke wieder auf den treu erprobten Robert. Er wußte, daß dieser eine nicht unbedeutende Summe für das Haus selbst in Händen habe, die er vielleicht ohne Wagniß auf einige Zeit entbehren könnte; zu ihm wandte sich sein Herz, bey dem edlen treuen Gefährten seiner Jugend wollte er diese letzte

Hülfe suchen. Er versprach Alles zu thun, Alles zu ersetzen, sobald sein Vater seine Einwilligung gegeben habe, und er, überglücklich in der Erfüllung seiner kühnsten Wünsche, Viktorine ganz die seinige nennen würde. Robert that, was die Freundschaft verlangte, er opferte ihr die Pflicht, er setzte seine Ehre, seinen redlichen Namen auf das Spiel, da er anvertrautes Gut aus den Händen gab. „Nimm,“ sprach er zu Emil — indem er ihm die verlangte Summe aushändigte, „nimm hier meinen guten Namen, es ist fremdes Eigenthum, was ich dir gebe, ich sollte es nicht, aber um dein — um Viktorinen willen, die du so aufrichtig zu lieben scheinst, setze ich für die Freundschaft mein Einziges, was ich noch habe, meine Ehre auf's Spiel.“ — Emil umarmte den edlen Freund mit aufrichtiger Bruderliebe, Thränen träufelten über seine Wangen, er schwur, dieser Stunde nie in seinem ganzen Leben zu vergessen. Ach, das menschliche Herz dünkt sich so stark und mächtig, es setzt ein so großes Vertrauen in sich selbst, und unterliegt so oft dem kleinsten Zufall, daß seine Ohnmacht, seine willenlose Schwäche ihm zum ewigen Vorwurf wird, so lange es schlägt in der Brust des Menschen. —

Roberts Eltern waren während dieser Zeit gestorben, und der arme Jüngling stand allein in der Welt mit seinem gebrochenen Herzen. Er lebte blos seiner Pflicht und seinem Geschäfte; die Freuden des jugendlichen Lebens blieben ihm fremd, und Trost allein fand

der trauernde Sänger bey seiner Harfe, deren stille, ernste und mahnende Töne so ganz mit der Stimmung seines Gemüthes harmonirten. Er mied sorgfältig Viktorinens Nähe, er suchte bey jeder Gelegenheit, welche einen geselligen Zirkel in Herrn Norberts Hause zusammenbrachte, auf schickliche Weise zu entkommen, obwohl man häufig um den wackern Sänger zu fragen pflegte. Allein des Sängers Liebchen war ihm verloren, und mit ihm der schönste Stern seiner jugendlichen Träume untergegangen, um nie mehr aufzusteigen an dem Horizonte seines Lebens.

Emil hatte mit seinem Vater über seine Liebe gesprochen, der alte Handelsherr hatte nichts entgegen, ja es schien ihn vielmehr nicht zu überraschen, er schien längst vorbereitet zu seyn. Gerne gab er seine Einwilligung, und wollte, da er auch an Jahren schon weit vorgerückt war, das ganze Geschäft in Emils Hände legen, was er schon lange zu thun beabsichtigte, und nur den Zeitpunkt abwarten wollte, in welchem Emil ganz für ein häusliches Glück sich erklären, und eine Gefährtin finden würde, die seinen Wünschen, seinen Erwartungen entspräche. — Emil fühlte sich ganz glücklich, es kam blos auf Viktorinens Einwilligung an, woran kaum zu zweifeln war, da sie sich Emil sehr geneigt zeigte. Von Roberts Liebe zu der Südländerin glaubte sie völlig überzeugt zu seyn, und das um so mehr, da seine Zurückgezogenheit deutlich zu beweisen schien, daß er nur für diese lebe. Viktorine, die ihn

wahrhaft aufrichtig geliebt hatte, die mit ganzer Seele an ihm gehangen, bereute die Thorheit ihres Herzens, und willigte in die Verbindung mit ihrem Cousin ein. Nichts war dem Glücklichen mehr im Wege, und in Herrn Norberts Hause ging ein neues Leben auf. Emil konnte seinem Robert nicht genug danken, Elwina war befriedigt, die Summe, welche sie erhielt, sättigte ihre Habsucht und erstickte jeden Funken von Zuneigung. Sie hatte die Stadt bereits verlassen und war in ihr Vaterland zurückgekehrt.

Als die Zeit der Verlobung heranrückte, faßte Robert, da er einsah, daß er hier in diesem Hause nicht mehr bleiben konnte, den festen Entschluß, sein Glück in der weiten Welt zu suchen. Er wollte es aber geheim halten und schlichtete seine Geschäfte. Herr Nikolaus Norbert hatte den jungen Mann wirklich lieb gehabt, das wußte Robert, und würde ihn gewiß nicht aus dem Hause gelassen haben, deßwegen wollte der arme Jüngling heimlich fort, denn er konnte Niemanden die Ursache seines Leides vertrauen, Niemanden seinen Schmerz klagen. Ein paar Tage vor seiner Abreise ordnete er mit Emil noch die dringendsten Geschäfte, und Letzterer versprach bey seinem heiligen Worte, die von Robert erhaltene Summe in Zeit von zwey Tagen als empfangen in die Bücher einzutragen, und da er bereits die Leitung der Comptoirgeschäfte übernommen, selbe zu verrechnen. Somit war Robert zufrieden und glaubte als ehrlicher Mann aus einem

Hause scheiden zu können, in welchem er so glücklich war, und aus dem er so unglücklich nun für dieses ganze Leben gehen mußte.

Nicht wenig erstaunt war die ganze Familie über Roberts plötzliches Verschwinden. Er hatte einen Brief an Emil zurückgelassen, in welchem er von dem Freund seiner Jugend herzlich Abschied nahm; Sehnsucht, die Welt zu durchjagen, und die Lust, in einem fremden Theil der Erde, sein Glück zu suchen, gab er als Vorwand seiner plötzlichen Abreise an; von Viktorinen, der einzigen Schuld seines Verschwindens, erwähnte er keine Sylbe. Auch von seinem Prinzipal, der ihn immer geliebt und geschätzt hatte, nahm er schriftlich Abschied. Der alte Herr Nikolaus Norbert bedauerte herzlich, einen so geschickten jungen Mann aus seinem Geschäfte verloren zu haben, und schüttelte bedenklich den Kopf, reimte er die Dinge zusammen, wie sie gekommen, denn dem Vorwand, die Welt sehen zu wollen, maß er keinen Glauben bey, da Robert ohnedieß schon mit Emil bedeutende Reisen gemacht hatte. Vor Allem untersuchte er nun die Bücher, welche Robert führte, und fand eine nicht erledigte Post von 1000 Dukaten. Emil, überrascht von des Vaters unvorhergesehener Handlung, antwortete auf dessen Frage, ob er von diesem Depositum wisse, wo es hingekommen wäre, mit „nein," er antwortete „nein" als ihn Viktorine darum frug, er antwortete „nein" als die Gerichte ihn darum zur Erklärung aufforderten; und so mußte er auch bey

diesem „Nein" verbleiben, wenn gleich die bittersten Vorwürfe sein Herz zerrissen, da er wußte, daß es eben jenes Geld war, mit welchem der treue Robert ihm die Ruhe seines Lebens erkaufte. Gerne hätte er die Summe doppelt ersetzt, hätte er dieß einzige Wort mit Ehren zurücknehmen können, allein es war zu spät, die Gerichte waren bereits eingeschritten, der arme Robert wurde des Diebstahls und der Unterschlagung angeschuldigt, und mit Steckbriefen verfolgt. Viktorine glaubte nun die sicherste Ueberzeugung zu haben, welch' Unwürdigem sie ihre erste Liebe geschenkt habe, das Zusammentreffen der Abreise der italienischen Nebenbuhlerin mit dem Verschwinden Roberts, das bereits erwiesene Defizit, klagten laut gegen Robert. Sie fühlte, daß sie ihn mit leichter Mühe vergessen könne, und wünschte sehnlichst die Verlobung mit Emil herbey. Dieser Augenblick kam auch bald heran, und es vergingen wenige Wochen, so schmückte die Myrthe ihr Haar und sie stand als hochbeglückte Braut an den Stufen des Altars.

Robert war geschieden mit schwerem tiefverletzten Herzen, er ging einer ungewissen sorgenvollen Zukunft entgegen, allein das Treiben und Drängen einer fremden Welt, hoffte er, würde die Stimme seines Herzens übertäuben, würde ihn vergessen machen, daß er seines Lebens Glück auf eitle Träume gestellt. Wie erstaunt, wie niedergeschmettert aber war er, als er, ferne von seiner Vaterstadt, seinen Namen öffentlich gebrandmarkt sah, als er durch öffentliche Handelsnachrichten erfuhr,

als Dieb, als ehrloser Mensch verfolgt zu seyn. Die ganze Schwere seines Unglückes fühlte er mit doppeltem Schmerz, und sein erster Gedanke war Emil, dem er Alles, Alles geopfert und der ihn so schändlich verrathen hatte. So stand er, verbannt und geächtet auf fremden Boden, nicht sicher, in die Hände der Gerichte zu fallen und als ein gemeiner Verbrecher in seine Heimath zurückgeliefert zu werden. Sein Plan war, sich in Hamburg nach Nordamerika einzuschiffen, die Zeit drängte und er sehnte sich hinaus über Länder und Meere, um, wenn es möglich wäre, seinen Frieden wieder zu finden in einer fernen Zone. Schon hatte er für die Ueberfahrt das Nöthige besorgt, schon glaubte er, auf ewig dem heimathlichen Boden Lebewohl sagen zu können, als er am letzten Abend vor seiner Abfahrt, in Folge der ausgefertigten Steckbriefe, verhaftet wurde. Es war vielleicht derselbe Abend, an welchem der glückliche Emil die geliebte Braut heimführte, um deretwillen Robert seiner Jugend und seines Lebens höchstes Glück zu gutmüthig aufgeopfert. Im Gefängniß zu Hamburg bereute er seine treue Hingebung, aber diese Reue sprengte die Riegel nicht, die seinen Kerker verschlossen.

Sein Loos stand schrecklich vor seinem Blicke. Im Bewußtseyn, daß er nicht für sich, sondern für den Sohn seines Prinzipals selbst diesen Schritt gethan, den er nicht hätte thun sollen, im Bewußtseyn, daß er seiner Liebe dieses Opfer gebracht, daß er Viktorinens ganzes Glück gegründet habe, glaubte er, mit Männ=

lichkeit dasselbe ertragen zu können, und hoffte immer, Emil würde doch noch seine Ehre gerettet, und seinem Vater ein Geständniß abgelegt haben, das ihn keineswegs schänden würde. Allein dieser kannte den strengen Sinn desselben, und er hätte um keinen Preis vor Viktorinen in einem Lichte dastehen mögen, das keineswegs für ihn günstig gewesen wäre. Er zog ins Geheim Erkundigungen über Robert ein, er wollte ihm die doppelte Summe in Wechseln schicken, daß er nur diesen Schandfleck nicht auf ihn werfen und sein Glück nicht stören möchte. Robert aber sollte in seine Heimath ausgeliefert werden, da den auswärtigen Gerichten nicht zustand, die Untersuchung gegen ihn einzuleiten. Eine Gerichtsperson begleitete denselben, und er sollte als Verbrecher, geschändet und ehrlos seine Vaterstadt wieder begrüßen. Was sollte er thun? sollte er die That auf sich beruhen lassen, hatte nicht Emil ihn so schändlich verrathen, sollte er nicht auftreten gegen ihn und die ganze Schuld auf ihn wälzen? welche Folgen könnte dieß haben? Konnte nicht Emil vielleicht nicht im Stande gewesen seyn, das Geld zu ersetzen, wußte er, was für Verhältnisse in Herrn Norberts Hause seit seiner Abwesenheit sich ereigneten, konnte nicht Emil keinen andern Ausweg gefunden haben, als die Schuld auf ihn, den Entfernten, vielleicht mit zerrissenem Herzen zu wälzen, sollte er nun Emils und Viktorinens ganzes Erdenglück untergraben, beyde, die ihm so werth und theuer, für dieses ganze Leben unglücklich machen? Was sollte er thun? er, der Niemand auf der weiten

Erde mehr sein nennen konnte, er konnte leichter als das Opfer fallen, ihm, dem Ruhelosen, würde keine Thräne nachgeweint werden. Aber sein ehrlicher Name, sein einziges höchstes Gut, sollte dabey verloren gehen, verachtet von Allen, selbst von Viktorinen, hatte dieß Leben keinen Reiz mehr für ihn. So stand er in einem ewigen Streit mit sich selbst, bis ein günstiger Augenblick demselben ein Ende machte, dem betrogenen Herzen Ruhe gab und das Glück der Geliebten nicht zu trüben schien. —

In einem kleinen Gränzstädtchen, in welchem Robert mit seinem Begleiter angekommen war, traf zufällig ein ehemals französischer Gardeoffizier ein, der mit der Werbung für die nordamerikanischen Staaten beschäftiget, auch die Gauen des zerstückelten Deutschlands durchzog. Er fand Wohlgefallen an dem jungen düstern Arrestanten und es brauchte wenig Augenblicke, so waren beyde, so viel es in Gegenwart der spähenden Gerichtsperson möglich war, vertrauter geworden. Da beyde in ein und demselben Gasthofe übernachteten, (Robert wurde auf Kosten des Nikolaus Norbert'schen Handelshauses auf anständige Weise der treffenden Behörde überliefert) so konnte der Werbeoffizier sich Robert mehr nähern, und suchte dessen Schicksale zu erfahren, um, wenn es im Bereiche der Möglichkeit wäre, ihm zu helfen, wenigstens doch zu rathen; allein dieser, mit seinem Vertrauen sparsamer, als der Franzose glaubte, lieferte nur einzelne Skizze seines Unglücks,

aus denen aber dennoch die Gewißheit seiner Unschuld des ihm zugedachten Verbrechens hervorleuchtete. Der Major wollte den jungen unglücklichen Mann retten und gab ihm deßhalb in seiner Unterredung einzelne Winke, die jedoch Robert in der Gutheit seines Herzens nicht zu verstehen schien. Ohne Zeugen und nach Entfernung des Polizeyagenten, welcher Robert begleitete, zu reden, war der Wunsch des Majors, und dieß zu bewerkstelligen, sann er auf Mittel. Er glaubte dieselben leicht zu finden, wenn er den Wein mit in's Spiel zöge, und es gelang ihm auch. Der lästige Begleiter trank mehr als er gewohnt war, und fiel bald in eine Betäubung, die es möglich machte, daß Robert dem Major sein Schicksal erzählen, und Letzterer den unglücklichen Jüngling zur Flucht und Auswanderung nach Amerika überreden konnte. Robert hatte Alles überdacht, sein guter Name war jedenfalls verloren, der Gedanke, unter diesen Umständen Viktorine wieder zu sehen, war ihm unerträglich; er wollte sein Glück suchen oder untergehen durch sein feindliches Schicksal. Obwohl der französische Werbeoffizier nur aus besonderer Gunst des argwöhnischen Büttels in das in dem Gasthaus in Besitz genommene Zimmer, wo er mit seinem Arrestanten übernachtete, eintreten und dortselbst verweilen und zechen durfte, so hatte er doch die Thüre verschlossen, und stark vergitterte Fenster machten jede Flucht unmöglich. Sie berathschlagten lange, wie sie es angehen könnten, zu entweichen. Der Major weckte mit großer Mühe den schlafenden Cerberus, und machte

ihm begreiflich, daß er nun die Thüre öffnen und ihn zur Ruhe gehen lassen sollte, welches auch willfährig geschah. Noch war Mitternacht nicht angebrochen, als schon die Pferde des Majors gesattelt in den Ställen standen, und er selbst zur schnellen Abreise fertig, dem glücklichen Entkommen des armen Robert entgegensah. Leichter als er glaubte, gelang dessen Flucht. Er hatte seinem Begleiter, welcher durch übermäßig getrunkenen Wein fest und tief zu schlafen anfing, die Schlüssel des Zimmers, die er unter sein Kissen zu legen pflegte, behutsam entwendet, öffnete die Thüre des Zimmers und des Vorplatzes, und sank bald in sternenheller Nacht seinem Retter in die Arme. Leise wurden die Pferde durch die Hausflur geführt, und eben trat der Mond mit seinem ganzen Lichte hinter dem Dache der Kirche hervor, als beyde aus dem Thore des Städtchens langsam und stille ritten und dann in Eile ihre Reise fortsetzten. Robert war als Reitknecht des Majors verkleidet, Niemand konnte ihn erkennen. Der Reitknecht selbst folgte zu Fuß bis in die nächste größere Stadt, wo er wohlfeilen Preises ein Pferd erhandelte und seinem Herrn bis zum Hafen nacheilte. Bald flaggten die Segel, Robert entkam glücklich, er küßte noch einmal die theure Erde, und segelte mit schwerem Herzen einer neuen Welt, einem neuen Schicksale entgegen.

Die Zeit eilt schnell vorüber, und wir fühlen es nicht, wir träumen uns, immer dieselben, immer gleich zu bleiben, und mahnet uns oft auch mancher noch so

unbedeutende Zufall, daß wir näher gerückt sind einem Ziele, dem Niemand entrinnt. Was der Knabe geträumt, was der Jüngling gehofft, was der Mann erfahren und der Greis bereuet, das geht rasch mit dem Leben vorüber und läßt nichts zurück als die Erinnerung, ob süß oder schmerzlich, doch des Sterblichen verschuldetes Loos. Was die liebende Jungfrau empfunden, was ein Lächeln ihres Mundes oder eine Thräne ihres Auges so oft hervorbrachte, das geht in kurzer Zeitfrist kalt und gleichgültig vorüber, und das Glück der Gegenwart verscheucht die Bilder der Vergangenheit. Ernster treten die Verhältnisse des Lebens in ihrer wahren Gestaltung vor ihre Seele, und was ihr einst des Lebens Höchstes schien, was die fühlende Jungfrau mit hoher Begeisterung in ihre Seele aufnahm — ihre Liebe und die Hoffnung ihrer Liebe, das gestaltet sich vor dem Blicke des Weibes nicht selten zur vorwurfsvollen Empfindung.

Viktorine hatte Robert aufrichtig, wahrhaft geliebt, er war der erste Mann, der auf ihr Herz Eindruck gemacht, sie fühlte sich zu ihm mit seltner Zuneigung hingezogen. Daß auch sie ihm nicht gleichgültig war, glaubte sie überzeugt seyn zu dürfen; sein Benehmen gegen sie, seine Aufmerksamkeit, die er auch in den kleinsten Dingen bewies, berechtigte sie zu diesem Glauben. Nie hatte sie jener Stunden vergessen, in welchen er mit ihr gesungen; der Sänger war ihr werth geworden und sie dachte nur an ihn und seine Lieder, in welchen

jedes Wort Liebe athmete. Robert fühlte den ganzen Schmerz seines Schicksals, er hätte sein Leben geopfert, gält' es das Glück des heißgeliebten Wesens, sein Herz schlug blos für Viktorine, und wußte er gleich, daß es ob dieser Liebe noch brechen müßte. Und doch hatten Beyde, der Sänger und sein Liebchen, sich mißverstanden, doch bey all' dieser reinen heiligen Liebe trat feindlich Zufall auf Zufall zwischen sie, der Viktorine für Robert unerreichbar, und Robert für Viktorine unwürdig zu machen schien. So trennten sich ihre Herzen allmählig in kaltem Mißtrauen von einander, so kreuzten sich ihre Wege nach verschiedenen Seiten und so untergruben sie selbst das Glück ihres Lebens, und der Liebe schönste Blüthe erstickte im Keime. —

Viktorine lebte glücklich an der Seite ihres Gatten; Emil hatte längst den Leichtsinn seiner Jugend bitter bereut, er liebte seine Gattin zärtlich und treu, er fühlte ganz das Glück, ein Weib wie sie zu besitzen. Beschenkt mit allen Erdengütern dieses Lebens, geachtet und geehrt von seinen Mitbürgern, im Besitze eines bedeutenden Vermögens, gesichert durch ein ausgebreitetes gewinnreiches Geschäft, konnte er sich wohl zu den Glücklichsten der Sterblichen zählen, und saß er so im Kreise seiner Familie, das treue blühende Weib, zwey geliebte Kinder an seiner Seite, so konnte er kühn in die Schranken treten und fragen: wer ist so glücklich wie ich? — Und doch saß er oft im Kreise seiner Familie, das treue Weib und die geliebten Kinder an der

Seite, umwölbte sich seine Stirne, und es malte sich tiefer Kummer in seinen Zügen, denn er gedachte des armen verrathenen Jugendfreundes, dachte, wie er an ihm gehandelt, und in welchem Winkel der Welt er vielleicht verkümmern, armselig und elend sein Daseyn fristen würde. Seine Flucht bewies die Freundschaft für Emil am unzweydeutigsten, er hätte ja auftreten und seine Ehre von ihm zurückfordern, er hätte ihn gränzenlos unglücklich machen können. Aber er schwieg und schied, es hatte ihn vielleicht einen bittern Kampf gekostet — er hatte seine Ehre der Freundschaft, der Dankbarkeit geopfert. Warum er aber nie sich auf vertrautem Wege an Emil gewendet, das war der größte Vorwurf für diesen, und ließ ihn die Verachtung des verrathenen Freundes ahnen. Oft betrauerte er ihn als todt, und glaubte, seine schwere Schuld durch nichts mehr abtragen zu können, als wenn er dem redlichen unglücklichen Freund eine Thräne weinte. Das Gespräch zwischen ihm und Viktorinen kam in vielen Jahren selten auf Robert, denn sichtbar vermied Emil diese Erwähnung. Viktorine hatte dieß oft bemerkt, aber auch sie wollte diese Saite so selten als möglich berühren, denn ihr Klang tönte seltsam in ihrem Herzen, wenn auch leise, leise wieder, und sie wußte nicht, sollte sie dieß jedesmal erwachende Gefühl für eine Aufwallung des Zorns, oder für eine edlere Empfindung nehmen, die längst nicht mehr erwachen sollte.

Die Zeit war lange darüber weggegangen, nichts trübte Viktorinens Glück, nur die oft bemerkte Schwer-

muth an dem Gatten beunruhigte sie, sie wollte bey der nächsten sich ergebenden Gelegenheit den Grund derselben kennen lernen und einen Blick in sein Herz thun, der sie, Gewißheit gewährend, wieder beruhigen würde, denn daß kein, für das Glück ihrer Ehe gefährliches Geheimniß hier obwalte, glaubte sie von der erprobten Rechtlichkeit ihres Gatten überzeugt zu seyn. Sie benützte daher die erste Gelegenheit, und drang in ihn, ihr, seinem liebenden Weibe, den Grund seines heimlichen Leidens, das ihn so oft befiel und ihn selbst für seine häuslichen Freuden mißgestimmt machte, zu entdecken. Emil selbst fühlte, daß es für ihn Bedürfniß sey, seinen Kummer einer verwandten Seele mitzutheilen, er hoffte, dadurch eine Linderung desselben zu finden, nach der er sich so lange sehnte, und gestand der Gattin Alles. Auch nicht das Geringste verschwieg er ihr, er entdeckte ihr sein gepflogenes Verhältniß mit der Sängerin, die edle Aufopferung Roberts, er gestand seinen Betrug an dem Freund, der um seinetwillen das Glück und die Hoffnung seines Lebens geopfert, und weiß der Ewige, in welchem Winkel der Erde elend verkümmert ist. Zehn Jahre waren seit der Zeit verschwunden, von Roberts fernem Schicksale hatte er, außer dessen Entkommen, nichts gehört. — Wie Schuppen fiel es von Viktorinens Augen, sie vergab dem bereuenden Gatten gerne und schonend die Fehler seiner Jugend, ja sie suchte ihn sogar zu trösten, wie es denn doch noch möglich seyn könnte, Roberts Aufenthalt auszukundschaften. Vorerst sollte Emil durch

die Zeitungen die Ehre des Freundes retten, was um so leichter und passender geschehen konnte, da Herr Nikolaus Norbert vor drey Jahren in den Herrn entschlafen war. Ein dringender Aufruf sollte an Robert ergehen, von sich Nachricht zu geben oder in seine Vaterstadt zurückzukehren. Alles dieses wurde gethan, allein keine Nachricht kam, trotz der sorgfältigsten Correspondenz des bekümmerten Emil. Viktorine, längst über die Zeit schwärmerischer Träume hinaus, konnte sich jetzt mit der Gewißheit, die ihr Gatte ihr gab, nicht erwehren, öfter als sonst an den armen tiefverletzten Freund zu denken, der, sie glaubte ein Recht zu haben, es sich selbst zu gestehen, um ihretwillen, nur aus Liebe zu ihr so viel erlitt, so viel mit edlem Schweigen und seltner Selbstüberwindung ertrug. Das also war seine Untreue, daß er, um den Freund vom Verderben zu retten, auf ihre Liebe und Achtung verzichtete? darum also schied er aus dem Hause, wo er so lange glücklich und zufrieden lebte? Wahrlich, dieser seltne edle Mensch war der Erinnerung werth, und oft in mancher einsamen Stunde feuchtete sich Viktorinens Auge, und sie dachte mit schwesterlichem Mitleid an den theuern, aus einer schönen Zeit ihr werthgebliebenen Freund. Wären nicht so viele Jahre darüber hingeschwunden gewesen und hätte Emil früher diese Geständnisse abgelegt, so wäre ihre Zufriedenheit ihr Glück und die Ruhe ihrer Seele gewiß gefährdet gewesen, allein die Alles heilende Zeit hatte auch hier

eine Wunde geheilt, die in der rosigen Zeit der ersten Jugend keine ewigdauernden Wurzeln schlagen konnte.

Zwanzig volle Jahre waren entschwunden, Herr Emil Norbert, der reiche Patrizier und Handelsherr war mit den Gütern dieser Erde im reichsten Maaße beschenkt, und es fehlte ihm nichts zu seinem Glücke; auch die Erinnerung an Robert war in den tiefsten Hintergrund seiner Seele getreten, und selten kam das Gespräch mehr auf ihn. Viktorine hatte ihn längst für todt gehalten und die Hoffnung aufgegeben, ihm jemals so viele Leiden durch treue Freundschaft vergelten zu können.

Auf dem Boulevard zu Paris saß ein alter Mann mit einer Harfe. Nicht so sehr das Alter als erlittener Kummer schienen seine Haare gebleicht und seine Stirne gefurcht zu haben. Man sah ihn öfter hier, er spielte fertig sein Instrument und sang französische und deutsche Lieder mit gleicher Fertigkeit; er war bereits bekannt und man nannte ihn den deutschen Harfenisten. Jedermann gab ihm gerne eine Gabe, denn sein ernstes aber mildes Benehmen, die Art und Weise, was und wie er sprach, mochte wohl gutgesinnte Menschen an=

sprechen und man hörte ihm gerne zu. Er kam am frühen Morgen und schien um Mittag sein Tagewerk vollendet zu haben, denn hatte er so viel durch seinen Gesang erworben, daß er für den Tag zu leben hatte, so nahm er seine Harfe und ging in seine stille dunkle Kammer in einer der Vorstädte und blieb daselbst, bis der Morgen anbrach und ihn zu seinem Tagewerk rief. An einem solchen Morgen saß er wieder an dem alten werthgewordenen Platz. Es war Ostertag und Alles freute sich der neu auflebenden Natur. Die festlich gekleideten Spaziergänger, das bunte Treiben und Drängen der fröhlichen Menge, das geschäftige Leben so vieler Tausende, die sich hier kreuzten, gaben ein freundliches Bild der ungeheuern Königsstadt. Unter der wogenden Menge befand sich auch ein deutscher Handelsherr, der, um ein wichtiges Handelsgeschäft abzuschließen, selbst nach Paris gekommen war. Seine Gattin am Arme, wollte er den schönen heitern Frühlingsmorgen genießen, und konnte sich nicht satt sehen an diesem bunten Gewirre. Bey dem deutschen Sänger, der eben ein französisches Lied geendet, und einige Menschen um sich versammelt hatte, blieb er stehen. Der Sänger saß mit geneigtem Haupte und die frische Morgenluft spielte mit seinen grauen Haupthaaren. Er schien auszuruhen, um sich für ein anderes Lied vorzubereiten. Nach kurzer Pause griff er wieder in die Saiten und sang ein — deutsches Lied.

Ergreifend waren die Worte dieses Liedes, sie ath=

meten Liebe und Entsagen, sie sprachen von einer schönen seligen Vergangenheit; der Sänger selbst schien ergriffen, denn bey mancher Stelle schweifte sein Blick aufwärts nach dem reinen Himmelsgewölbe, als wolle er dort suchen, was er hier verloren oder gar nie gefunden hatte. Die Melodie hatte einen ungemein schwermüthigen Charakter und endete sich in leisen ergreifenden einzelnen Akkorden. —

Der deutsche Handelsherr und seine Gattin stutzten, die Weise des Liedes schien ihnen bekannt, sie klang in ihren Herzen wieder, sie glaubten dieß Lied schon einmal vor einer langen, langen Zeit gehört zu haben. Beyde traten näher, sie horchten auf den Text des Liedes, beyder Herzen erbebten, ihre Blicke begegneten sich und zugleich brachen sie in die Worte aus: „Es ist von Robert.“ — Sie drängten sich durch die, den Sänger umgebende Menge und standen nahe vor ihm. Er hatte sie nicht bemerkt und spielte und sang. „Es ist Robert, der längst beweinte Freund!“ rief überwältigt der Handelsherr und ergriff die Harfe des Sängers. Wie ein Donnerschlag wirkten die Worte auf letztern. Er sah empor, sein Auge weilte lange auf den Fremden. „Emil Norbert!“ rief der alte Barde, und bedeckte das Gesicht mit beyden Händen. „O alter, alter Sänger!“ rief Emil, nicht beobachtend die ihn umgebende, durch diesen Auftritt sich von Minute zu Minute mehrende Menge — „blicke auf und fluche mir nicht; gelobt sey der Allmächtige, daß ich dich fand,

ich will, ich werde Alles gut machen." – Der Sänger strich die grauen Haare aus seiner Stirne und sah empor; sein Blick fiel auf Emils Gattin. Er schien sie nicht gleich zu erkennen und machte eine Bewegung mit der Hand gegen sie, als wollte er fragen, wer ist diese? Sie reichte ihm die Rechte und sprach mit zitternder Stimme „Viktorine." — Was der Sänger in diesem Augenblick empfunden, läßt sich nur fühlen, nicht beschreiben. Er sah Viktorine lange mit unverwandtem Blicke an, dann seufzte er tief auf und die Harfe entglitt seiner Hand und fiel zu Boden. Emil unterstützte den Sänger, schnell ward ein Miethcabriolet herbeygeschafft und ehe noch der alte Barde zu sich kam, führten Emil und Viktorine denselben in ihre Wohnung ein. Es bedurfte eine lange Zeit, bis alle drey jene Fassung sich erwarben, die für einen so ernsten Augenblick nöthig war. Emil Norbert, der reiche, hochbegüterte Mann stand stumm und vorwurfsbeladen vor dem unglücklichen Freund. Viktorine, um zwanzig Jahre älter geworden, hielt es für heilige – und in Erinnerung an eine schöne Zeit — für süße Pflicht, dem edlen Freund durch schwesterliche Theilnahme das zu vergelten, was er um sie gethan, was er um sie gelitten. Sie boten beyde Alles auf, den armen, längst todt geglaubten Freund dahin zu bewegen, bey ihnen zu bleiben, bey ihnen zu leben und zu sterben, und schienen hochbeglückt, als er ihnen die Hand reichte und zu bleiben versprach. Die alte Zeit ging wohl mit all' den erlebten Freuden und Leiden vor ihren

Blicken vorüber, Emil erzählte dem wiedergefundenen Freund offen und wahr Alles, was er um ihn gelitten, wie er um ihn gebangt, wie sich Alles gestaltete und wie er immer hoffte, ihm vergelten zu können all' jene Schmach und jenes Leid, das sein Leichtsinn über ihn gebracht. Robert verzieh dem reuigen Freund gerne, sie waren beyde Männer geworden und sahen die Schicksale und Wege dieses Lebens von einer andern Seite an, als einst in dem Taumel einer stürmischen Jugend. Emil hatte auf die zarteste Weise für Robert gesorgt, er sprach ihm einen bedeutenden lebenslänglichen Gehalt aus, und so sollte er nach zwanzig Jahren seinen alten Platz in Norberts Hause wieder einnehmen. Seine Ehre war durch Emil vor mehreren Jahren schon durch öffentliche Erklärung gerettet und Robert willigte gerne in des reuigen Freundes Bitten. Sein Schicksal war sonderbar und er fühlte, daß es für ihn Bedürfniß sey, seine letzten Jahre in möglicher Ruhe zu verleben. Als Emil Norbert mit dem wiedergefundenen Freunde nach Deutschland zurückkehrte, wollte er ihm einen würdigen Empfang bereiten. Dieser sollte wenigstens im ersten Augenblick, in welchem Robert seine Vaterstadt wieder betrat, jene bittere Erinnerung verscheuchen, die sich doch ihm aufdringen würde. Gerechtfertigt vor Gott und den Menschen sollte er zurückkehren, denn sein edles Herz verdiente mehr als dieses. Alle Bekannte und Freunde, die noch am Leben waren, und mit dem fröhlichen Robert so manche heitere Stunde verlebten, fanden sich ein und bezeigten

ihm ihre Freude. Auch sie waren gealtert und hatten wohl Manches erfahren auf der Reise durchs Leben. Roberts Schicksal aber wog kein andres auf, denn es spielte seltsam mit ihm und er lernte seine Launen mehr als jeder Andere kennen.

Das Wiedersehen der beyden Freunde, die gegenseitige Erklärung Emils und des Sängers ließen schnell alles Leid, allen erlebten Kummer verschwinden. Emil war dem wiedergefundenen Freund mit Thränen in den Augen an die Brust gesunken, als sie zum erstenmale mit Viktorinen allein waren. Robert verzieh ihm um seiner Gattin willen; die Liebe, die er einst vor Jahren in seiner Brust bewahrte, hatte er längst aufgegeben, Viktorinens Nähe war seinem Herzen nicht mehr gefährlich. Herr Emil Norbert nahm den Freund als Compagnon seines ganzen Geschäftes auf, und setzte ihm ein so ansehnliches Legat aus, daß der alte Sänger seiner Harfe nicht mehr bedurfte. Oft erzählte er im traulichen Kreise seiner Freunde die erlebten Schicksale, und er, so wie Emil und Viktorine erinnerten sich, obwohl mit verschiedenartigen Gefühlen, der längst entschwundenen Zeit.

Robert fand in den nordamerikanischen Staaten, wohin er sich geflüchtet hatte, freundliche Aufnahme; man hielt in jener Zeit dort viel auf Deutsche, und es gelang ihm bald, in einem der bedeutendsten Handelshäuser unterzukommen. Seine Geschäftskenntniß, sein

Benehmen und seine Gewandtheit in fremden Sprachen machten, daß er sich bald ein beträchtliches Vermögen erwarb, und ehe zehn Jahre vergingen, war er in den Stand gesetzt, ein eigenes Geschäft zu führen, welches er auch mit so vieler Umsicht betrieb, daß er bald ein reicher Mann zu nennen war. Er stand in Compagnie mit zwey anderen bedeutenden Handelshäusern, welche gemeinschaftlich einen ausgebreiteten Handel in das fernste Ausland und besonders mit den Inselbewohnern hatten. Es fehlte ihm nichts zu seinem Glücke, er fühlte dieß, allein die Sehnsucht nach der Heimath und das Andenken an Viktorine trübten oft auf Augenblicke dieses Glück, und kein Schiff kam aus Europa, auf welchem er nicht Erkundigungen um seine Heimath eingezogen hätte; er selbst aber wollte von sich nichts hören lassen, er wollte nicht wieder Wunden aufreißen, die sowohl für ihn, als für den, der ihn so fälschlich verrathen hatte, schmerzlich seyn mußten. Manche reiche Tochter eines Bürgers der Freystaaten suchte dem wackern Deutschen zu gefallen, allein in dem Herzen des Mannes glimmte kein Fünkchen mehr von Liebe, da das Schicksal die reine heilige Flamme seiner Jugend so tückisch erstickte. Noch immer lebte in seiner Brust die Hoffnung, daß er das Vaterland wiedersehen werde, daß er, ohne dem Freunde zu schaden, gerechtfertigt dastehen, und vielleicht nach langen Jahren, wenn auch im Winter seines Lebens, auf den heimathlichen Fluren glücklich seyn würde. So verschwand Jahr auf Jahr, die glücklichen Verhältnisse der nord-

amerikanischen Staaten hatten durch innere Zwistigkeiten eine anderr Gestaltung angenommen, und auch für Robert wurden die Zeiten ungünstiger. Das Schicksal neckt den Menschen oft grausam, es läßt ihm wohl lange die Sonne des Glückes scheinen, aber dann mit desto größerem Schmerze seine Stürme wieder fühlen. Es ist wahr und erwiesen, daß kein Sterblicher sich glücklich wähnen kann, denn wenn ihn das Glück auch durch sein ganzes Leben geleitet, so ändert es schnell seine Laune und verläßt ihn in dem Augenblicke, wo er die Ruhe seiner Seele am ersten bedürfte. So schreiten wir in einem ewigen Träumen und Hoffen auf dem Pfade des Lebens fort, wir vergessen so gerne erlittenes Unglück, wenn nur leise Hoffnung einer bessern Zukunft uns beseelet, und so hoffen wir immer und immer, bis wir am Ziele aller Hoffnung stehen und wohl uns dann, wenn wir ohne Vorwurf auf nicht erfüllte Träume zurückblicken können.

Robert hatte seinem neuen Vaterlande viel geopfert, einen beträchtlichen Theil seines Vermögens gab er willig hin, als aber die Zeitverhältnisse sich nicht anders gestalten wollten, so reifte in seinem Herzen allmählig mehr der Entschluß, mit dem, was er noch besaß, nach Europa zurückzukehren, um in Ruhe und Zurückgezogenheit den Herbst und Winter seines Lebens zuzubringen. Er zählte 45 Jahre und fühlte, daß es Zeit war, seinen Entschluß auszuführen, wenn er nicht wollte in fremde Erde begraben werden. Sein Ver=

mögen, zwar nicht mehr so bedeutend, wie in glücklichern Jahren, reichte doch noch bey weitem hin, in das geliebte Vaterland zurückzureisen und dort zu bleiben. Als er nun seine Sachen geordnet, veräußert und zu Geld gemacht, sagte er Nordamerika Lebewohl und trat die Reise nach Europa an. Auf dem Schiffe befanden sich mehrere Deutsche, und so belebte Jeder die Hoffnung des Andern und Alle sehnten sich, die Heimath wieder zu begrüßen. Sie hatten beynahe die Hälfte der Seereise gemacht, als unvermuthet auf dem Schiffe ein bösartiges Fieber ausbrach und trotz aller angewandten Vorsichtsmaßregeln schnell um sich griff. Auch Robert wurde davon befallen und zwar in so hohem Grade, daß man für sein Leben bangte. Da er die Gefahr wohl einsah und dem rohen Schiffsvolke nicht viel traute, so übergab er einem seiner deutschen Reisegefährten seine Papiere, welche sein ganzes Vermögen ausmachten. Dieser sollte, im Falle er stürbe, die Hälfte für sich behalten, die andere Hälfte aber einer wohlthätigen Stiftung seiner Vaterstadt einhändigen, welches er auch bey Ehre und Gewissen beschwor.

Immer mehr griff die Epidemie unter dem Schiffsvolke um sich. Mehrere Schiffsleute waren schon gestorben und ihre Leichen über Bord geworfen. Alle Reisende, welche sich auf dem Schiffe befanden, mußten die fehlende Dienstmannschaft ersetzen; Alles mußte arbeiten, zumal da das Meer von heftigen Stürmen gepeitscht wurde. Ein unglücklicher Zufall raubte Robert

sein ganzes Vermögen. Noch immer von dem tödtlichen Fieber befallen, kämpfte seine starke Natur mit ganzer Kraft gegen dasselbe, eine Lethargie seines ganzen Nervensystems trat ein, die ihn dem Tode nahe brachte; er war mehrere Tage bewußtlos, und nur die treueste Sorgfalt des Schiffsarztes erhielt ihn noch am Leben. Schon war Hoffnung da, bald auf irgend einer Insel landen und diese schreckliche Krisis abwarten zu können, als ein furchtbarer Sturm abermals das Schiff in die wildbrausende offene See warf. Da dasselbe bedeutend Schaden gelitten hatte, so wandte man alle Kraft an, dem Sturme zu widerstehen und mit unsäglicher Mühe, welche die Todesangst hervorbrachte, arbeitete Alles Tag und Nacht auf dem Schiffe. Auch der Reisegefährte Roberts, der die Wechsel und Papiere desselben treulich auf seinem Körper bewahrte, war keiner von den Letzten, und fand leider dadurch einen schnellen Tod. Als der Sturm am heftigsten wüthete, wurde er in die unteren Theile des Schiffes geschickt, um dort gegen das eindringende Wasser zu arbeiten, er eilte dahin, verfehlte die rechte Thüre und stürzte in das tobende Meer. Es war keine Möglichkeit ihn zu retten, die Wellen verschlangen den Unglücklichen, und mit ihm Roberts ganzes nicht unbedeutendes Vermögen. Als nun dieser wieder außer Gefahr und dem Leben zurückgegeben war, sah er sich als Bettler in dem Herbste seines Lebens stehen. Die Verzweiflung ergriff ihn, er verwünschte seine Genesung und konnte nur mit Mühe abgehalten werden, seinen Tod in den Wellen zu suchen. Dieses

Schicksal hatte er nicht verdient; er sah zurück auf sein Leben, kein Vorwurf drückte seine Seele, keine böse That belastete sein Gewissen, er hatte es nicht verschuldet, so gränzenlos elend geworden zu seyn. So kam er an Europa's Küste an, das Wenige, was er noch an unbedeutenden Effekten bey sich hatte, reichte kaum hin, die Ueberfahrt zu bezahlen. Er ging nach Paris. Hier hoffte er, vielleicht einige Freunde, die er in glücklichen Zeiten in den Freystaaten kennen lernte, zu finden, allein sie waren vor mehreren Jahren gestorben, und so war er verlassen und ohne Hülfe. Als sein Weniges schon veräußert war, als er schon anfing, mit drückenden Nahrungssorgen zu kämpfen, als er nirgends einen Ausweg fand, und in diesen Verhältnissen nicht in sein Vaterland zurückkehren wollte, kaufte er sich mit dem letzten Rest seiner Baarschaft eine Harfe — suchte in seinem Gedächtnisse die alte Kunst und die alten Lieder hervor und sang — der Mann des Unglückes — zuerst in Gasthäusern, dann auf öffentlichen Plätzen um sein tägliches Brod. Fertig mit dem Glück, der Hoffnung und der Freude, mit dem Himmel und der Welt zerfallen, wurden seine Sinne stumpf, sein Haar bleichte sich, und nach wenig Jahren war der alte Sänger ein Bild erlebten Kummers, ein armer lebenssatter Greis. Fünf Jahre waren verflossen im gleichförmigen Elende. Der alte Sänger lebte ohne Freundes Trost und Freude, ach, er sah dem Augenblick mit Sehnsucht entgegen, wo er mit seiner Harfe für ewig verstummen würde. Die alte Zeit war aus seinem

Gedächtnisse verwischt, er dachte nicht mehr daran; liebeleer war er den weiten Pfad seines Lebens gewandelt und hatte sein Herz doch so warm geschlagen. Aber es ist eine heilige Wahrheit: das treue Menschenherz kann nur einmal lieben, und geht diese Liebe unter, so stirbt dieß beglückende Gefühl langsam ab, und der Schmerz, seine Liebe in dem Besitz eines Andern zu wissen, ist wohl der größte, den das Herz empfinden kann.

Im Winter seiner Tage, quitt mit dem Leben und allen Ansprüchen auf dasselbe, fand Emil den Jugendfreund. Er vergalt ihm Alles redlich, aber die im Unglück verlornen Jahre konnte er ihm nicht mehr ersetzen. Der alte Sänger selbst näherte sich allmählig mehr dem Leben wieder, Viktorinens Nähe wirkte wohlthuend auf ihn, und die Erinnerung an die Vergangenheit tauchte mit all ihrer Wehmuth in seiner Seele wieder auf. So legten alle Drey noch manches Jahr in wahrhaft geschwisterlicher Liebe zurück. Viktorine war die Erste, welche der Tod aus diesem schönen Bunde abrief. Sie starb und hinterließ drey Söhne und zwey Töchter. Erst nach ihrem Tode gestand der alte Sänger ihrem Gatten seine Liebe zu ihr, und dieses Geständniß vereinigte Beyde noch inniger, da sie vereint ein Wesen beweinen konnten, das ihnen so unaussprechlich theuer war. —

In dem großen Leichenacker zu * * * erblickt man unter einer Trauerweide einen schönen Grabstein. Noch

vor wenig Jahren sah man oft an manchem Abende zwey hochbetagte Greise dorthin wallen und das Grab mit Blumen schmücken. Jetzt sieht man sie nicht mehr, aber rechts und links des stillen Trauerbaumes erheben sich zwey andere Gräber und tragen die Namen: „Emil" und „Robert".

VI.

Das Bildniß.

Das Bildniß.

Die Glocken in der Kirche zu St. Anna in der ehrwürdigen Reichsstadt riefen zur Abendandacht, in welcher ein junger Prediger, dem großer Ruf vorangegangen war, zum erstenmale die Predigt an dem heiligen Abend halten sollte. In großer Menge strömte das Volk der Kirche zu, und gedrängt voll waren die mit Messing beschlagenen Stühle. Auch der ehrbare Johannes Herwart, Bürgermeister der Stadt, kam die Gasse heran, zur Rechten die freundliche Hausmutter, zur Linken seine wunderliebe Tochter Appollonia. Ehrerbietig grüßten ihn die Bürger, und er selbst sprach gar vieles und freundliches mit ihnen. Geschäftig eilte der Küster, den eigenen, mit Sammt überzogenen Betstuhl dem hohen Gönner aufzuschließen, gefällig dankte Herr Herwart, und ließ Gattin und Tochter zuerst hineintreten, er selbst aber nahm das mit Silber beschlagene Gebetbuch unter dem Mantel hervor, und schickte

sich an, innig und wahrhaft zu beten. Noch tönten die Glocken, und immer gedrängter wurde die Menge. Endlich rauschten die majestätischen Akkorde der Orgel, und hoch herab vom Chore klang gar lieblich ein heiliges Weihnachtslied, und als sich die Töne nach und nach verloren in immer leisern Akkorden, und nur die ernsten Waldhörner einzelne Takte noch brachten, da erhob sich jedes fromme Herz mächtiger zu seinem Schöpfer, und in feyerlicher Stille betete die Schaar zu Gott, dem Allgerechten. Nur Einer im ganzen Gott geweihten Hause vermochte nicht zu beten, und sah, wunderseltsam ergriffen, in die himmlisch sanften Züge der engelschönen Appollonia. Er stand, dem Herrenstuhl des ehrbaren Bürgermeisters gegenüber, an der Thüre der Sakristey; fremdartig waren seine Kleider, in einem langen schwarzen Mantel gehüllt, dessen Enden faltenartig sich über seine Schultern zogen, lehnte er an dem Vorderpfeiler der Kirche. Appollonia betete andächtig, und ihre fromme Seele war verloren in den Räumen des Ueberirdischen, glücklich war sie in jedem solchen Augenblicke, denn die schönsten Stunden eines reinen Herzens sind diejenigen, welche es dem Göttlichen weihet; sie war mit ganzer Seele versunken in Betrachtung der göttlichen Allmacht, da störte ein Geräusch die kindlich Betende, erschreckt blickte sie nach der Seite, wo das Gedränge sich wie Meereswogen bewegte, und sah, wie der junge Fremde mit kräftigen Armen ein Weib, welches ohnmächtig zu Boden gesunken war, nach der Thüre trug. Alles sah nach derselben, Herr Her=

wart winkte den Küster zu sich, der ihm unterthänig den Bescheid gab: der Fremde hätte die Kranke in die Sakristey getragen, sie mit Essig und Wasser bestrichen, und sey nicht von ihr gewichen, bis man sie in einer Senfte nach Hause brachte. Appollonia hörte die Meldung, freute sich im Stillen über solche Theilnahme, und sah öfter nach dem Platze, wo der Fremde gestanden hatte. Endlich trat er wieder ein, man machte ihm Platz, er schlug den Mantel über die Schulter, und stand ruhig an seinem vorigen, ihm so lieben Orte. Da ward der Segen gegeben, der Fremde neigte das Knie, und indem er an die Brust schlug, schweifte sein Blick hinüber nach Appollonia und begegnete dem ihrigen; eine glühende Röthe überflog die Wangen der holden Jungfrau, sittsam schlug sie die Augen nieder, und bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze, der Fremde aber faßte krampfhaft unter dem Mantel seine Halskrause, und mächtiger denn je schlug ihm die jugendliche Brust.

Als die heilige Handlung vorüber war, und sich nach und nach die Menge verloren hatte, schritt auch der ehrenwerthe Herr Herwart nebst Gattin und Tochter aus dem Gotteshause. Der junge Fremde suchte so viel als möglich in die Nähe der Jungfrau zu kommen, allein mehrere andächtige Frauen drängten sich dazwischen, und als er in's Freye gelangte — war die liebliche Erscheinung verschwunden. Er ging die Straße auf und ab, aber vergebens, und so kehrte er sinnend

und trauernd nach seiner Herberge zurück. Wohl umgaukelten in süßem Morgenschlummer seltsame Bilder seine Seele, und aus dem farbenreichen Gewirre thätiger Träume tauchte immer nur das Bild jener Jungfrau auf und verschwand wieder. Aber auch Appollonia dachte unwillkürlich an den jungen Fremden. Seine schöne Gestalt, seine offene Stirne, sein treues Auge hatten einen seltsamen Eindruck auf das unbefangene Herz der Jungfrau gemacht. Sie war an jenem Abend wehmüthig gestimmt und wußte doch selbst nicht warum, sie nahm die Harfe und spielte — sie begleitete dieses Spiel mit Worten, die ihr eben auf die Lippe kamen, unvermuthet, unbelauscht, aus dem Herzen, aus der Seele, und diese Worte sprachen von Liebe und Sehnsucht, so daß die Jungfrau selbst darüber erschrak und ihre Wangen glühen fühlte.

„Sagt mir, mein Freund! wo ist des Bürgermeisters Herwart Wohnung?" so fragte der Fremde früh am Morgen den Aufwärter. Dieser bezeichnete ihm das Haus, der Fremde nahm einige Papiere aus der Tasche, schlug den Mantel um, und ging, begleitet von dem Aufwärter nach Herrn Herwarts schön gebautem Hause. Der Herr Bürgermeister sey im Schreibezimmer, berichtete der Thürsteher, und führte den Fremden hinauf über die großen steinernen Treppen. „Was steht Euch zu Diensten, mein schätzbarer Freund!„

redete Herr Herwart den Fremden an, dieser aber entgegnete: „Ich habe Briefe an Euch, werther Herr! von Albrecht Dürer, meinem Lehrer, aus der alten Stadt Nürnberg." Freudig griff Herr Herwart nach den Briefen, und las sie mit wohlgefälligem Lächeln durch. Er faltete die Papiere zusammen, und sprach: „Also Sebaldus Roos heißet Ihr, und seyd ein Maler und Schüler meines schätzbaren Freundes? nun kommt nur mit herab in meine Wohnstube, dort wollen wir am warmen Kamin mehr sprechen, von meinem alten Freund, dem ehrenwerthen Albrecht Dürer." —

Sebaldus folgte ehrerbietig dem Bürgermeister die Treppe hinunter, und über dem Korridor nach dem untern Theil des Hauses. Aus einer nicht ganz geschlossenen Thüre, vor welcher sie eben vorbeyschritten, drang in die Ohren des Malers der Gesang einer gar lieblichen Stimme, begleitet von den schmelzenden Tönen einer Harfe. Unwillkürlich blieb Sebaldus stehen, denn es war ein Lied, das er oft in den Zeiten seiner ersten glücklichen Jugend in der Freude des arglosen Herzens vernommen, er seufzte tief auf, und ein sonderbares Gefühl bemächtigte sich seiner, ihm war so wohl und doch so weh — und eine Thräne drang in seine Augen, die er selbst nicht wußte, ob sie dem Schmerze oder der Freude angehöre. Herr Herwart war indessen vorausgegangen, indem er noch einmal den erhaltenen Brief entfaltete und las, Sebaldus aber lauschte noch immer auf die ersterbenden Töne der un=

bekannten Sängerin, bis der Gesang leise und immer leiser endete, und Sebaldus ein Geräusch vernahm, so, als würde das Instrument zur Seite gestellt. Da wachte er auf und sah nach dem Bürgermeister, der, gleichsam seiner harrend, langsam und zögernd den Brief zusammenlegte, und erfreut über die stille und besondere Aufmerksamkeit des Malers, beyfällig lächelte, und nach der Thüre, aus welcher der Gesang herübertönte, blickte. Appollonia aber stand in ihrem Gemache vor dem Spiegel, und flocht, das gesungene Lied noch einmal nachsummend, ihr aufgelöstes und weit über den Rücken hinabhängendes Haar in zierliche Zöpfe. Sebaldus folgte dem Bürgermeister in die Wohnstube, die mit Bildern verschiedener Meister reich ausgeschmückt war; Herr Herwart stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster und sprach: „Nun seyd mir willkommen, mein lieber Sebaldus! Euer Lehrer, mein Freund, empfiehlt Euch mir als einen bescheidenen, geschickten und fleißigen Künstler, ich will Euch auch so viel möglich Arbeit und Verdienst während Eures Aufenthalts dahier verschaffen, und Eure erste Arbeit sollet ihr in meinem Hause beginnen. Hier habt Ihr einstweilen einen Vorschuß," fuhr er fort, indem er aus dem Schreibkasten eine Geld-Rolle nahm, „um Eure ersten Einrichtungen und Bedürfnisse in's Reine zu bringen, sucht Euch eine bequeme Wohnung, doch das bitt' ich Euch, findet Euch an jedem Tage fleißig bey meiner Mittagssuppe ein." Sebaldus verneigte sich dankend und wollte die Geldrolle zurückschieben, der Bürgermei-

ster aber legte sie ihm zwischen die Halskrause und dem Kragen des Mantels, und fuhr fort: „Nehmt nur, mein junger Freund, Ihr sollt mir das Geld schon abarbeiten, morgen, wenn Ihr wollt, könnt Ihr den Anfang mit Eurem Geschäfte machen, mir das Bildniß meiner Tochter zu malen, und auch meine Hausfrau sollt Ihr mir abconterfeyen. Entsprecht Ihr dann Eurer Kunst und der ruhmvollen Schilderung meines Freundes, so möchte ich mich bald selber entschließen, Eurem Künstlerblick mein altes verrunzeltes Gesicht anzuvertrauen." „Seyd gewiß, mein edelmüthiger Wohlthäter," entgegnete der Maler, „ich werde mit Fleiß und Pünktlichkeit Euerm Verlangen entsprechen."

„Nun gehabt Euch wohl," sprach Herr Herwart, „kommt morgen nach dem Gottesdienst mit Euren Geräthschaften hieher, ich werde meine Appollonia davon unterrichten, Ihr bleibt dann gleich zu Mittag an meinem Tische, und setzt, wenn es Euch beliebig ist, nach der Vesper Eure Arbeit fort." „Zu Eurem Befehle," antwortete der Künstler, und, sich noch einmal verbeugend, trat er hinaus in den Gang. Als er aber an der Thür der Sängerin vorüber kam, konnte er nicht umhin, stille zu stehen und zu lauschen, allein vergebens, denn nichts vernahm sein Ohr, als den sausenden Wind, der durch die halbgeöffneten Thüren der Kamine pfiff. Das Gesicht des Bürgermeisters kam dem Maler nicht ganz fremd vor, es dünkte ihm, diese Züge schon einmal gesehen, diesen Augenblick schon einmal erlebt, diese Reden alle schon einmal gehört zu haben. Es ist son=

derbar: der Mensch findet sich oft in einem Moment seines Lebens zurückgedrängt in eine weite Vergangenheit, es dünkt ihm, Alles, was er hört oder sieht, in einem schnellen Zeitpunkt, schon einmal gesehen und gehört zu haben, ja in seiner Idee schreitet das voraus, was langsam in der Wirklichkeit nachfolget. So stand der Maler und sah mit stierem Blicke vor sich nieder, er wollte das in seinem Innern gefaßte und fest gehaltene Bild der Phantasie ganz durchschauen, gleichsam die Nebel ablösen von dem wirklichen Punkte seiner Gedanken. — Die Stimme aber ließ sich nicht vernehmen, es war stille geworden auf dem Korridor, er seufzte tief auf, und erst dann ward ihm wohl, als er die große Hauspforte öffnete, und des Himmels reine erquickende Luft ihm kühl und labend entgegen wehte. — Wie ein Träumender durchlebte Sebaldus den Christtag, er konnte den Abend nicht erwarten, hoffend, das hohe Bild jener Jungfrau während der Litaney wieder zu erblicken, und kaum ertönten die Glocken der Kirche zu St. Anna, als er schleunig den Mantel über die Schultern warf, und nach dem Gotteshause eilte. — Allein vergebens drängte er sich durch die betende Menge hinauf über die Stufen des Choraltars, der Herrenstuhl stand noch an demselben Orte, aber jene Gestalt schmückte ihn nicht, die ihn gestern zum Fürstenthrone erhob. — Sebaldus konnte nicht umhin, einen Bürger, der ihm zur Seite stand, zu fragen, wem der Betstuhl mit den sammtnen Quasten und Schnüren angehöre, und warum derselbe heute leer sey. „Er gehört,“ antwortete der

Gefragte, „dem Kaufherrn und Bürgermeister dieser Stadt, Herrn Herwart.“ — Wie eine Flamme durchzuckte diese Antwort den Maler, ein freudiges, nie empfundenes Gefühl zog in seine Brust ein, ach, sie war es ja, die er singen hörte, sie ist es, deren holde Züge er abconterfeyen sollte. Er schloß die Augen, um das Bild fest zu halten in seiner Seele — und stärker klopften seine Pulse, ihn beseelte eine heilige, himmlische Freude, die nicht jedem menschlichen Herzen zu eigen ist. Süße Träume erquickten den in sich selbst Seligen, Bilder schön und reichfarbig, wie der Regenbogen, zogen vor seinem Blicke vorüber, denn dieses ist die schönste Zeit der heiß erglühenden Jugend, wo sich banges Sehnen mit dem lindernden Balsam der Hoffnung paaret, nach dem unbekannten fernen, und doch so vertrautem Gegenstand. O es hat die allwaltende Vorsehung tausend Gefühle in die menschliche Brust gelegt, die, ohne daß wir es wissen, zum Glücke unseres Lebens gehören, die, wenn sie uns auch nicht auf längere Zeit beseligen, dennoch uns eine heilige Stunde oder Minute verschaffen, und unter dem Flor dieser mannigfaltigen Blumen, blühen vor allen, wenn auch oft mit bitterm Saft, Entsagen, Selbstbeherrschung und unglückliche Liebe. —

Der zweyte Weihnachtsfeyertag brach an, es war ein heiterer schöner Wintertag. Sebaldus stand mit erleichtertem erquickten Herzen auf, ihm war so wohl, die Welt war ihm zu enge. Sein Herz pochte, sein

Schritt war ungewiß, als er nach Hochamt und Predigt sich dem Hause des Bürgermeisters näherte, aber seine Bangigkeit verminderte sich, als ihm Herr Herwart freundlich entgegen trat, und nach der alten Sitte die dargereichte Hand drückte. —

„Ihr habt Euch zur rechten Zeit eingefunden, und die Morgensuppe, die Ihr mit mir jetzt einnehmen werdet, dampft schon unten im Speisezimmer, kommt nur mit mir mein werther Künstler, dann könnet Ihr mit Gottes Hilfe Eure Arbeit beginnen.“

So sprach der freundliche Alte, nahm den Maler bey der Hand und ging mit ihm langsam über den Korridor, im Gespräche begriffen über verschiedene Gegenstände der Kunst, insbesondere der Malerei. Im Speisezimmer stand Appollonia im schwarzen Sammtkleide, mit der Spitzenkrause um den Hals, feyertäglich geschmückt, und kritzelte mit der Sticknadel an der Scheibe des Bogenfensters, gedankenlos vor sich hinschauend. Sie hatte die Eintretenden nicht bemerkt und lehnte die heiße schöne Stirne an das kühlende Fensterglas. „Loni, hier ist der fremde Maler,“ rief ihr Herr Herwart zu, sie drehte sich rasch um, und brachte, als sie den über und über erröthenden Jüngling in's Auge gefaßt hatte, nur ein langsames gedehntes „So“ hervor. „Geh' zur Mutter, Loni,“ fuhr Herr Herwart fort, „sie ist geschäftig, den Weihnachtskuchen zu schneiden, sag' ihr, wir harren ihrer und des Frühmahls, denn es war kalt im Gotteshause, erquickend

ist jetzt die erwärmende Suppe." Er hatte noch nicht ausgesprochen, so trat die ehrbare Hausfrau im Feyertagsschmucke herein. Tief verbeugte sich der Maler vor der ehrwürdigen Matrone, ach es fiel ihm zentnerschwer auf das Herz, daß ihm nicht vergönnt war, jetzt an der Brust seiner nie gekannten Mutter Thränen, — die er selbst nicht deuten konnte, vergießen zu dürfen. „Ein junges hübsches Geblüt, der Herr Maler," sprach die Hausfrau, „beliebt es, Euch zu setzen, Herr Sebaldus, und thut, als seyd Ihr hier zu Hause. „Ihr seyd zu gütig, gestrenge Frau," erwiederte der Maler, „wohl möchte ich so thun, allein ich bin nirgends in der Heimath, überall fremd, nirgends zu Hause." Sie setzten sich an den Rundtisch in der Mitte des Zimmers, Appollonia bewirthete den Fremden gar freundlich und zuvorkommend, der Maler selbst aber erzählte viel und mancherley von seinen Reisen in Deutschland und Italien, von seiner Kindheit und der ersten Zeit seiner Jugend, die ihm unter Sorgen und Kummer vorüber geschlichen. Appollonia horchte mit voller Theilnahme zu, ihr Auge ruhte wohlgefällig auf dem Erzähler, der mit vieler Freymüthigkeit von seiner Armuth und seinem Schicksale sprach. Der Mensch wird nie so sehr von der Erinnerung der Vergangenheit, ob bitter oder heiter sie auch war, ergriffen, als wenn er von dem Schicksale seines Lebens reden kann, und ein weibliches edles Wesen Theil an seinen Klagen nimmt. Es ist ein sonderbares wehmüthiges Gefühl, schmerzlich und dennoch beglückend, alle die ver-

lebten Augenblicke gleichsam im Bilde, vorüberziehen zu sehen, es verschmilzt sich gewissermaßen die Gegenwart mit der Vergangenheit, und wirkt nicht anders, als nachtheilig auf die zu fürchtende ungewisse Zukunft.

Der Mensch hängt mit Liebe an allem dem, was vergangen ist, an den trüben Stunden sowohl, als auch an den heitern beseligenden Augenblicken, er denkt sich zurück in jede Situation, in jeden Grad der Hoffnung, die dort sein Herz gestärkt und sieht, leichter aufathmend, mit Freude auf das, was er überwunden hat und nie zu überwinden glaubte, dann kommt die Zeit mit ihrem heilenden Balsam, sie hat die klaffende Wunde vernarbt, und viel mag nun wieder über diese Narbe gehen, bis die Wunde dann, aber nur einmal wieder aufreißt — um gänzlich zu verbluten! —

Der Maler kam am Nachmittag wieder und fing an, die ersten Grundrisse zu Appollonias Bild zu entwerfen. Sie saß in einem Lehnstuhl, dem Maler gegenüber, mit niedergeschlagenen Augen, die Hände in den Schooß gelegt, spielend mit einer halb entfalteten Rose. So sollte Sebaldus sie malen, denn Vater Herwart wollte seine liebliche Tochter so und nicht anders im Conterfey haben. Der Maler meynte wohl und äußerte sich dahin, wie Schade es denn wäre, daß das Himmelslicht dieser Augen im Bilde vermißt würde, allein der Bürgermeister, strenge in seiner Pflicht, wie in seinen Grundsätzen und seinem Willen, meynte: eine Jungfrau müsse auch im Bildnisse sittsam seyn, und um

so mehr, da das Bild dem Blicke eines Jeden ausgesetzt sey. „Thut nur, Herr Sebaldus, wie ich Euch sagte," schloß er die lange Sittenpredigt, „und seyd meines aufrichtigen Dankes gewiß." Der Maler that so, ihm war nicht dabey geholfen, ach wie gerne hätte er immer und immer in diese Augen geschaut, wie gerne immer an diesen Blicken gehangen, und wie gerne einst in Anschauung dieser Sterne, die mit einem Male hellleuchtend an dem dunklen Horizont seines Lebens aufgegangen — verschieden. Er liebte die Jungfrau mit der ersten Gluth des jugendlichen Herzens, er zögerte geflissentlich mit Vollendung des Bildes, und wußte und fühlte nicht, daß er durch diese Verzögerung den Stachel tiefer und tiefer in sein Herz drückte, wußte nicht, in selig-wehmüthigem Schmerze, daß sein Herz dem Verbluten nahe war. So verstrich eine geraume Zeit, das Bild war ein Meisterstück, es machte dem Maler Ehre; hatte ja die Liebe dazu den Pinsel geführt. Appollonia selbst war dem jungen bescheidenen Künstler mehr als gut, sie sehnte sich täglich nach der Stunde, in welcher sie dem Maler sitzen mußte, und dennoch klopfte ihr Herz, wenn der Stundenschlag die Ankunft desselben verkündete.

Es war an einem trüben Winternachmittag, als eben Sebaldus wegen der zum Malen ungünstigen Witterung sein Malergeräth bey Seite legte, und mit Appollonia und deren Mutter, welche jedesmal in den Stunden, wo die Tochter gemalt wurde, zugegen war,

von seiner Jugend und seinem Schicksale sprach, als Herr Herwart mit freundlicher Miene, und einem offenen Brief in der Hand, eintrat. „Ihr dürft Euch spuden, mein Herr Sebaldus," sagte er lächelnd und mit einem wohlgefälligen Blick auf Appollonia, „Ihr dürft Euch spuden, mit dem Bilde zu Ende zu kommen, denn so eben erhalte ich unter mehreren Geschäftsbriefen die Nachricht aus Venedig von meinem alten Freund Pironi, daß sein Sohn, der meiner Loni bestimmte Bräutigam, Julio Pironi, in Bälde hier eintreffen und die Loni und das Bild mit sich fortführen wird."

Wie wenn der Blitz zwey Schritte von dem Maler in den Boden geschlagen hätte, so stand derselbe da, ohne nur ein einziges Wort hervorbringen zu können. „Ich komme zu Ende bald," sprach er nach langer Pause mit zitternder Stimme, und seine Augen gingen ihm über. Appollonia mochte die Bewegung seines Herzens gemerkt haben, sie sah ihn mit einem langen bedeutenden Blick an, und seufzte aus tiefer Brust. Es duldete ihn nicht mehr in diesem Hause — er konnte unmöglich einen Augenblick mehr daselbst verweilen. Mit einer unbehilflichen Bewegung griff er nach dem Federbaret, das hinter ihm auf dem grünsammtnen Lehnstuhl an der Zimmerthür lag. „Ist Euch nicht wohl, Herr Sebaldus?" fragte theilnehmend die ehrbare Hausfrau, „Ihr seyd mit einem Male abgeblaßt, wie schier ein Kind des Todes," fuhr sie fort, und öffnete den einen Flügel des Bogenfensters. „Setzt

Euch zum Fenster," fiel Herr Herwart ein, „und trinkt ein Glas Wein von meinem Besten." „Ich danke Euch, mein geehrter Herr," sagte, sich mit Mühe fassend, der bleiche Maler, „ich danke euch herzlich, laßt mich immer weiter gehen; in Gottes freyer Luft wird es besser, es ist nichts, als mein ungestümes Blut, das sich zum Herzen drängt, als wolle es dasselbe tödten und stille machen seinen unruhigen Schlag, es ist mir öfter schon geschehen," setzte er verlegen hinzu, da sein Blick dem seelenvollen theilnehmenden Blick der Jungfrau begegnete, die wohl errathen mochte, wer dieß ungestüme Blut nach dem Herzen des Jünglings gepeitscht und von den Wangen desselben in diesem Augenblicke getrieben habe.

Des Malers Lebensfreude war vernichtet, jetzt erst fühlte er die Schwere seines Schicksals, die Marter seiner jugendlichen Brust. Fest in seinem Herzen nahm er sich vor, die Jungfrau zu meiden, und nie mehr wieder zu sehen im Leben, doch vollenden mußte er das Bildniß, und der arme Jüngling war zu schwach, den Sieg über sich selbst zu gewinnen. Er weinte so manche Nacht hindurch, er betete im Tempel des Herrn, er betete so inbrünstig um die Ruhe seines Herzens, aber Thränen und Gebet waren vergebens, und von all' seinen Opfern, von all' dem langen quälenden Kampfe blieb ihm nichts, als oft eine verborgene unterdrückte Thräne seines redlichen Auges in der Nähe der heiß geliebten Jungfrau. Hast Du, lieber Leser, es einmal erfahren in deinem Leben, wie bey dem Anblick ein

paar freundlich milder Augen es Dich so wunderbar ergreift, wie mit einem Mal der Traum Deiner Kindheit hell und klar vor Deine Seele tritt, und sich das Räthsel Deiner Träume mit einem Male löset, hast Du es einmal erfahren in Deinem Leben, o so wirst Du es verstehen, und all' die Freuden und Schmerzen Deiner Liebe ziehen ein in Deine Brust, und schlagen wehmüthig alle jene Saiten wieder an, die Dir manche süße oder bittere Stunde bereiteten. —

Der Maler arbeitete mit verdoppeltem Eifer an dem wahrhaft herrlichen Bildniß, der Vollendung war es nahe, nur hie und da hatte er noch manches in dem Colorit des Gewandes zu verbessern. — So saß ihm einmal an einem Sonntag Appollonia, ein günstiger Zufall entfernte die Mutter. — Stumm saß der Maler an der Staffeley, ach! das Herz hätte ihm zerspringen mögen in der hochwallenden Brust, es waren ja die letzten Pinselstriche, die er an dem Bilde machte, dann wollte er fort, hinaus in die Welt — denn seines Herzens Sehnsucht stieg bis über die Sterne hinaus — zur Heimath des ewigen Friedens und der Ruhe. — Appollonia sah ernst und still der Beschäftigung des Künstlers zu, ihr mochte wohl seine innere Stimmung nicht entgehen. „Ihr kommt zum Ende heute?" fragte sie den Maler. „Nur noch eine einzige Stunde," antwortete er, „und das Bild ist fertig." „Ihr habt mir viel geschmeichelt in dem Bilde," sagte die Jungfrau, und hob die ihrem Busen entfallene

Rose vom Boden. „O Gott und Herr!“ seufzte der Maler mit hinsterbender Stimme, indem er die Hand auf die Brust legte, daß die Jungfrau sonderbar von des Jünglings thränenschwerem Auge ergriffen wurde. „Das Bild,“ fuhr nach einer Pause der Maler fort, „ist heute noch fertig, laßt mir es nach meiner stillen Wohnung bringen, um dasselbe noch gänzlich zu vollenden. Morgen mit dem frühesten bring' ich's — und bis die Sonne untergeht, bin ich weit von hier.“ „Ihr wollet fort?“ fragte rasch die Jungfrau. „Ich will nicht, ich muß,“ entgegnete der bleiche Maler — ich muß, denn nur zu lange schon war ich in diesen Mauern, nur zu lange!“ —

„Julio Pironi ist hier!“ unterbrach, wie der Donner des Herrn, Herr Herwart, der mit freudiger Eile plötzlich in die Stube trat, den Maler, der wie vom Blitze getroffen, Pinsel und Palette haltend, mit stierem Blicke schweigend da saß. Appollonia entfärbte sich, und stand vom Stuhle auf. „Ein Diener des Gasthofes zur Sonne,“ fuhr der alte Herwart fort, „hat mir die Nachricht gebracht, und mich im Namen des Sohnes meines alten Handelsfreundes Pironi befragt, zu welcher Stunde ich seinen Besuch annehmen wolle. Ich habe bereits ihn bitten lassen, sogleich mit Sack und Pack in mein Haus zu ziehen, d'rum spude dich Loni, hilf der Mutter, auf daß Ihr Zimmer und Bett dem werthen Gaste bereitet, ich gehe, mich umzukleiden und denselben würdig zu empfangen.“ Der

Maler hatte indessen seine Geräthschaften schweigend zusammengepackt, und hielt das Federbaret in der Hand, im Begriffe zu gehen. „Ich bin wohl für heute überflüssig," sprach er mit bewegter Stimme und wollte unter die Thürschwelle treten. „Nein Sebaldus," fiel Herr Herwart in's Wort, „auch Ihr gehört, so zu sagen, seit kurzer Zeit in den stillen Kreis meiner Familie, bleibt und empfangt den Verlobten meiner Appollonia als Freund, der Euch gewiß ob des herrlichen Bildes belohnen wird, zumal, da es bereits der Vollendung nahe ist. Bleibt hier, indessen ich das Weitere besorge." Mit diesen Worten trat er aus der Thüre. Sebaldus stand wie eine Säule, in seinem Herzen wogten tausend verschiedene Gefühle. „Habt Ihr," hub Appollonia nach einer Weile an, „habt Ihr des Vaters Worte vernommen, Ihr sollt bleiben, und meinen Bräutigam," fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, „gleich als gehöret ihr zur Familie, empfangen." „Ich habe diese Worte vernommen," antwortete der tiefgebeugte Jüngling, „allein erlaubt mir immer, daß ich dieser Pflicht, Euern Verlobten hier zu empfangen, mich enthebe, ich kann, ich kann es nicht — laßt mich fort, ich habe ohnehin Briefe aus der Heimath erhalten, setzte er, erröthend ob der Lüge, hinzu, die mich dorthin rufen." —

„Sebaldus!" sprach die Jungfrau, ernst aber freundlich, „Sebaldus, dem ist nicht so, Euer ehrliches blaues Auge lügt nicht — Ihr scheidet ungern aus diesem Hause." Der Maler stand mit gesenktem Blicke,

„Sebaldus," fuhr das Mädchen erröthend fort, „Ihr scheidet ungern aus diesem Hause." Da stürzten die hellen Thränen aus den blauen Augen des Jünglings, er vermochte nicht zu sprechen. „Appollonia!" rief er nach einer Pause — „laßt mich fort, laßt mich immer ziehen in die unbekannte Ferne — ach! ich kann — ich kann nicht weiter sprechen." Er weinte bitterlich. — Die Jungfrau legte die Hand auf seine Schulter. „Ziehet in Frieden," sprach sie mit unendlicher Milde, „zieht in Frieden, wenn geheimer Kummer Euch drücket, ich werde Euer gedenken, ob ich glücklich oder unglücklich bin — vertraut Ihr mir? sprecht, was beenget Euer Herz?" — „Julio Pironi ist hier," entgegnete der Maler, und Ihr fraget noch?" — Da stand die Jungfrau hoch erglüht vor dem aufgeregten Jüngling. „Appollonia!" rief er noch einmal, „Julio Pironi ist hier! und Ihr fraget noch?" Unwillkürlich breitete er seine Arme gegen das Mädchen aus. „Sebaldus!" rief die Jungfrau, und sank an seine Brust, „zieht in Frieden, ich denke Euer ob ich glücklich bin oder nicht." „O ewige Vorsicht! — ewiges unwandelbares Schicksal!" mit diesen Worten sank Sebaldus halb ohnmächtig an der Fensterbrüstung nieder.

Herr Herwart trat ein; mit Mühe faßte sich der Maler, er richtete sich auf, und nahm das Bild von

der Staffeley. Julio Pironi, ein blasser einnehmender junger Mann ging zur Rechten des Bürgermeisters, fröhlich trippelte die Hausfrau hinter beyden. Sebaldus verbeugte sich und wollte sich entfernen, Herr Herwart aber rief ihm nach, zu bleiben, und sprach zu Julio: „Seht, mein lieber junger Freund, der schüchterne Künstler will uns das von ihm so herrlich gemalte Bildniß meiner Loni noch vorenthalten, Ihr trefft hier Original und Copie zugleich,“ setzte er hinzu, indem er Appollonia bey der Hand nahm, und sie näher dem fremden Bräutigam führte. Appollonia's Schritt war ungewiß, sie schlug die Sternenaugen zu Boden. „Ihr übertrefft, rief Julio in gutem Deutsch, Ihr übertrefft, bey meiner Seele, mein Ideal, und schnell ist bey Eurem Anblick, holde Jungfrau, Alles vergessen, was Furcht und ungewisses Hoffen mit den Beschwerlichkeiten der weiten Reise mir brachte, bey meiner Ehre, Appollonia! Ihr übertrefft meine Erwartung!“ Jedes Wort des glücklichen Fremden war ein Dolchstich in Sebaldus liebender Brust. — „Hier bist du zu Grabe gegangen, du mein armes armes Herz,“ dachte der Maler, ach! die Sehnsucht nach dem stillen Friedensort zog mächtig in seine Brust ein. Er bedeutete Herrn Herwart, wie er noch das Bild gänzlich vollenden müsse, und da wohl bey der unerwarteten Ankunft des geehrten Fremden mancherley im Hause des Bürgermeisters zu thun sey, wolle er nicht stören, und zu Hause in seinem stillen Gartenstübchen der Vorstadt, das geliebte Bild gänzlich fertigen. „Thut das,

lieber Sebaldus," sprach gar vergnügt der Bürgermeister, während Julio zu Appollonia in den Erker getreten war, „thut das und bringet das Bild baldmöglichst, sodann ich Euch, wenn anders sich die Kunst bezahlen läßt, gewiß zu Eurer Zufriedenheit belohnen werde." Der Maler ging, Julio blieb; krampfhaft hielt ersterer das Bild mit seiner Rechten, mit der Linken aber fuhr er über die thränenschweren Augen. „Es ist aus, aus und gar," seufzte er mit erstickter Stimme, als er aus dem Hause trat. Kalter, feuchter Nebel näßte seine Augenwimpern, er wußte nicht, daß seine Thränen sich mit demselben verschmolzen. — Schweigend stellte er das Bildniß auf die Staffeley in dem kleinen Zimmer seiner Wohnung, und schier eine halbe Stunde stand er vor demselben mit übereinander geschlagenen Armen, und betrachtete es. Keine Thräne näßte jetzt sein Auge, aber sein Herz war dem Verbluten nahe. Er kopirte die Nacht über das Bild, aber nicht so, wie es war, blasser und blasser, als wären diese Züge dem Tode anheim gefallen; Appollonia war ja todt für das liebende Herz, d'rum malte er sie wie todt, mit gefalteten Händen, eine zerknickte Rose, das Bild seiner Liebe und Freude, an der Brust. Die Sonne war längst schon herauf gestiegen, und ihre Strahlen erquickten Glückliche und Unglückliche; noch saß der Maler an seiner Staffeley mit trüben erloschenen Augen, entkräftet an Geist und Körper, ein Bild des Jammers, des innern verzehrenden Kummers, denn wahrlich, wer nie diesen Schmerz empfunden, der nenne

sich glücklich, denn das ist das Grab der jugendlichen Freude, wenn der Keim der ersten beseligenden reinen Liebe durch äußere Verhältnisse ersticken muß, hier stirbt Alles, und bis in das späteste Mannesalter bleiben die Spuren der gestorbenen heiligen Jugendliebe. „O daß ich mich zurück wünschen könnte, in die Zeit meiner ersten Jugend, wo der wilde lärmende Knabe die einzige Sorge der bekümmerten Mutter ist!" so träumte der Maler, so rief er aus, als er dachte, daß er keine Mutter kenne, daß er frühe schon hinausgestoßen war unter fremde kalte Menschen, wo doch sein Herz so warm, so innig fühlte. Er stand vertieft in diesen Gedanken an dem Fenster seines Zimmers, schon war die Sonne in dasselbe gedrungen, und beleuchtete das blasse Conterfey. Sebaldus sank vor dem Bilde nieder „So lebe wohl, du Heilige!" rief er, „denn dich wieder sehen kann ich nicht mehr! nie, nie mehr!" das Wort brach ihm, er sank erschöpft zu Boden — und athmete nicht mehr. —

In Herrn Herwarts Hause ging es drunter und drüber, man arbeitete gar emsig an Appollonia's prächtiger Ausstattung, und als der Maler kam, und das theuere Originalgemälde zurückbrachte, als er kam und sah, wie die Frauenspersonen im Hause, Appollonia's Wäsche und Kleider aufschichteten, um in die Kisten und Koffer dieselben zu packen, da lächelte er wehmüthig, aber eben dieses Lächeln kam aus der Urtiefe des zerrissenen Herzens. Sebaldus hatte sein Bild, sein

Geschäft, seine Pflicht vollendet, auch er machte Anstalt zum Reisen, zwar wußte er nicht wohin, seine Eltern kannte er nicht, denn er war als Kind von zwey Jahren gefunden, und von einem ehrlichen Webermeister unweit Nürnberg erzogen worden. Sein Träumen ging nach Italien, hier wollte er im Strudel des Lebens versinken — untergehen. Appollonias Ehrenfest rückte heran, es war der erste Dienstag nach der heiligen Woche. Auf ausdrückliches Verlangen des Bürgermeisters hatte der Maler bis dahin verbleiben müssen. Einmal noch konnte er mit Appollonia sprechen, einmal noch — und zum letztenmal im ganzen langen Leben. Er traf sie in der Vorhalle des Hauses, wo sie beschäftigt war, die vom Taschner neu gefertigten Reisekoffer zu besichtigen; sie saß auf einem dieser Koffer, und sah gedankenlos vor sich hin. Es war der Vorabend der Verlobung. Der Maler faßte sich, noch einmal that er dem liebenden Herzen Gewalt an, noch einmal wollte, mußte er sie sprechen. Als die Jungfrau ihn sah, wie bleich, wie leidend er vor ihr stand, empfand ihre Seele ein tiefes Weh, er war es ja, der den ersten Eindruck auf ihr liebendes Herz machte, und wahrlich, dieser Eindruck verlischet nie. Pironi ehrte sie, sie mußte ihn schätzen, denn er war ihr mit treuer inniger Liebe zugethan. Nicht ohne Bewegung erblickte sie nun den bleichen Jüngling, der sich selbst mit aller Kraft aufrecht erhaltend, in die Halle trat. „Du mein ewiger Gott! nur jetzt noch!“ so flüsterte er für sich, und trat mit verstellter Freund-

lichkeit zu ihr. Appollonia war aufgestanden und ihm entgegen gegangen. Als der Maler die Koffer und Kisten erblickte, die an die nahe Abreise mahnten, ergriff es ihn gewaltig. „Hier" sagte er, indem er sich Mühe gab, die Thränen seiner Augen zurückzudrängen, „hier sind traurige Zeichen für dieses Haus, aus welchem Ihr für lange Zeit scheidet." „Vielleicht für's ganze Leben," antwortete die Jungfrau. Während dieser Worte waren sie unter die Thüre des Hausgartens getreten. Laue Luft wehte ihnen entgegen, und des Frühlings Sonne erquickte die eben aufkeimenden Blümchen. „Ich verlasse mit schwerem Herzen mein elterliches Haus," sprach die Jungfrau, „und habe eine Ahnung in mir, als betrete ich es nie wieder." „Laßt Euch von dieser Ahnung nicht täuschen," beruhigte sie der Maler, „o Ihr werdet in dem herrlichen Garten Italiens viele glückliche frohe Stunden haben!" „Meynt Ihr, Sebaldus?" fragte ihn Appollonia, indem sie sich bückte, um die Thräne zu verbergen, die aus ihrem Auge drang, und ein Mayblümchen pflückte. Sebaldus mochte es bemerkt haben, denn er konnte eine Minute durch nicht sprechen. „Ich nehme herzlich Antheil an Eurem Glücke," sprach er endlich, „und das wird die einzige Freude meines Lebens seyn, wenn ich nach langen Jahren in was immer für einer mir noch unbekannten Ferne Kunde Eures Glückes, Eures Wohlergehens vernehme. Ihr reiset übermorgen schon?" „Uebermorgen schon," entgegnete sie. „Sebaldus, zu was dieser Zwang," fuhr sie nach einiger Fassung fort,

„glaubt mir, und staunt nicht über mich, die ich immer still und in mich verschlossen vor Euch stand, staunet nicht, wenn ich nun frey zu Euch rede. Ich weiß, Ihr liebt mich, liebt mich innig, und das ist mein einziger Kummer, daß eben diese Liebe die Freuden Eures Lebens vernichtet hat, denn ich kenne Euer edles vortreffliches Herz; wir stehen vielleicht einander zum letzten Male gegenüber, zum letzten Male in dieser Welt, darum nehmt, wenn es Euch beruhiget, den Trost bey unserm Scheiden, daß ich Euch nie und nimmer vergessen werde. Ich liebe Euch, ich werde Euch ewig im Stillen lieben, wir beyde tragen nicht die Schuld, daß das Schicksal so feindlich zwischen uns steht.“ — „Sebaldus,“ sprach sie bewegt, und hielt die Hand über die Stirne -- „wir stehen uns zum letzten Male gegenüber.“ — Ruhig und mit einem Lächeln, das nur die Verzweiflung hervorbringen konnte, hatte er ihr zugehört, er vermochte kein Wort zu sprechen. „Seyd gefaßt, gefaßt wie ich es bin,“ fuhr sie fort, „findet Euch morgen bey dem Feste ein, daß ich Euch sehe, und Ihr mir nahe steht in diesem ernsten Augenblick!“ Der Maler war verstummt, er hatte ihr, während sie sprach, das Mayblümchen aus der Hand genommen. „So laßt uns scheiden, weil wir ungestört Lebewohl uns sagen können, denn morgen möchten nicht die Zeit und die Umstände mehr dazu geeignet seyn.“ „Lebt wohl,“ sagte er fest, „lebt wohl für ewig!“ „So nicht,“ entgegnete Appollonia, „scheidet von mir als Bruder, empfangt diesen meinen ersten Schwesterkuß,

und laßt uns beyde in Frieden ziehen!" — Sie küßte ihn auf die Stirne, Appollonia selbst fuhr über ihr außergewöhnliches Benehmen zusammen. — „Im Frieden?" lächelte der Maler — er hielt inne, „lebt wohl, ich denke dieses Augenblicks, so lange mein Auge offen!" Man hörte auf der Treppe Jemand herunterkommen. „Sebaldus, morgen zum letzten Male," rief noch die Jungfrau — und eilte den Gang durch. „Ich glaube, heute schon!" sprach dumpf der Maler für sich hin, dann küßte er das Blümchen und ging — aber nicht zu Herrn Herwart — sondern nach seiner stillen Wohnung. — Die ersten Strahlen der Morgensonne des nächsten Tages trafen den Maler weit von den Mauern der Stadt schon auf der Landstraße, er schied, und nie im Leben sah ihn Appollonia wieder. —

Appollonia's Verlobung wurde gar stattlich begangen, am frühen Morgen desselben Tages, an welchem Sebaldus für immer gegangen war, ward es rege im Hause. Erst gegen Abend, wo es Zeit wurde, daß der feyerliche Akt vor sich gehen sollte, und sich gar viele und ansehnliche Gäste eingefunden hatten, vermißte Herr Herwart den Maler. Er fragte im Saale, wo sich die Gäste gesammelt hatten, Appollonia um ihn. Diese aber schauerte zusammen, eine leise Ahnung hatte den ganzen Tag über ihr Herz beklommen gemacht, auch sie hoffte, in dieser Stunde den ihr so werthen Freund zu sehen, sie hoffte dieß den ganzen Tag über, allein Stunde auf Stunde sank hinab ins Meer der Zeit —

Sebaldus kam nicht. - Als nun Herr Herwart die Braut darüber frug, und so eine Saite in ihrem Herzen anschlug, die wohl nie mehr im Leben erklingen durfte, da überfiel ein leises Zittern die festlich geschmückte Jungfrau und verlegen antwortete sie: „Sebaldus betrat den ganzen Tag das Haus nicht.“ In diesem Augenblick trat ein Diener des Bürgermeisters in den Saal und überreichte dem Herrn mit den Worten „von dem Maler“ ein Brieflein. Herr Herwart öffnete dasselbe, las und schüttelte bedenklich das Haupt, jedoch schwieg er und steckte das Brieflein zwischen die Halskrause und das schwarze mit Sammet ausgeschlagene Wams. Julio Pironi, der glückliche Bräutigam, las in den Augen seiner geliebten Braut nichts von Allem, was vorgefallen war, er war so froh, so selig, denn er war ein gutes treues Herz und hatte nichts von dem an sich, was vom italienischen Blute man zu sagen pflegt. — Mehrere angesehene fremde Kaufleute, Bekannte und Freunde des Bräutigams, aus Neapel, die eben zufällig in der deutschen ehrwürdigen Reichsstadt anwesend waren, verherrlichten sehr das Fest, denn sie erschienen prächtig gekleidet und überreichten dem Brautpaar mancherley Geschenke von Gold und Edelgesteinen. — Es war geschehen, Appollonia hatte den Schwur an Gottes heiligem Altar gethan; wohl mochte sie in diesem Augenblick an den armen treuen Sebaldus gedacht haben, wo er jetzt weinen, wo er in diesem Augenblicke wohl seyn werde, und das schmerzte sie, weil sie ihn so dringend gebeten, ihn noch einmal sehen

zu können, weil sie ihm gestern noch nachrief: „Sebaldus, morgen zum letztenmal!“ Aber sie hatte die dumpfe Antwort des Malers „ich glaube heute schon“ nicht mehr vernommen, und wohl ihr, denn die Hoffnung, ihn, der den ersten Eindruck auf ihr junges Herz gemacht, noch einmal zu sehen, begleitete sie bis zur letzten Stunde ihrer Abreise nach Italien. Und eben diese Stunde rückte heran. Es war der letzte Abend vor ihrer Abreise. Die Reisewägen waren gepackt, Pironi eben ausgegangen, noch einige Besuche zu machen. Appollonia saß in dem Saal, wo eben zur letzten Nachtmahlzeit die Tische geordnet wurden. Mit thränennassen Augen trippelte die würdige Hausfrau herum, ach, es hätte ihr das Herz im Busen zerreißen mögen, ihr einziges geliebtes Kind, ihre Loni, ziehen zu wissen in das weite weite Italien. Sie faßte sich aber, würdig einer deutschen Frau, denn sie wußte ihr Kind glücklich in den Armen dieses wackern Mannes. Appollonia selbst sah ein, daß ihr Glück begründet ward, denn Julio behandelte sie mit unendlicher Liebe — auch hoffte die junge Frau, die Zeit, diese heilende Trösterin würde auch heilend auf die neu geschlagene Wunde ihres Herzens wirken. — Eben mit diesem Gedanken beschäftiget, saß sie in dem Fenster des Erkers, Herr Herwart trat auf sie zu. „Meine liebe gute Tochter,“ sprach der ehrwürdige Alte mit weicher Stimme, „es ist der letzte Abend, wo du für lange Zeit die Worte deines alten Vaters, dessen ganzes Glück du bist, vernimmst. Darum segne ich dich noch einmal — zieh

hin mit Gott, erfülle deine Pflicht als Gattin und einst als glückliche Mutter!" Er segnete sie. „Jetzt kann ich dir auch Sebaldus letzte Abschiedsworte mittheilen, ich glaube nicht," fuhr er fort, „daß du von einem Gefühle wußtest, das die Ruhe seines Herzens untergraben hat, und die des deinen vielleicht noch gefährdet hätte." — Appollonia überflog eine glühende Röthe. „Hier lies," sprach Herr Herwart, und überreichte ihr ein Brieflein. Es war dasselbe, das der Diener am Abend ihrer Vermählung gebracht, und lautete: „Dank meinem edlen Wohlthäter, ewigen ewigen Dank! vergebe er mir, daß ich ohne Abschied mich aus dem Hause stahl wie ein Dieb; ach ich habe nichts mitgenommen als ein ewig trauerndes Herz und die Erinnerung an einen Engel. Lebet wohl, — ich gehe kalt jeder Zukunft entgegen, die Pflicht hat gesiegt — meines Lebens Freude ist vernichtet."

Sebaldus.

Still weinend, faltete Appollonia das Brieflein wieder zusammen.

Diese Worte, die der Maler, man sah es, mit zitternder Hand geschrieben, drangen tief in das Herz der Neuvermählten. Sie waren gleichsam der letzte Ausbruch des Schmerzes dieser Liebe, die im Keime ersticken mußte. — Appollonia's Abschied aus dem väterlichen Hause war unendlich traurig. Da stand der alte Vater mit den silberbleichen Locken am frühen Morgen, ungewöhnt dieser Stunde des Wachens, mit vorgebeug-

ten Knieen, still und in sich frierend; der Thau hatte seine Silberlocken gefeuchtet, als er von der Altane, die im Hintertheile des Hauses angebracht war, und von der man den geräumigen Hausgarten mit seinen Statuen und Laubgängen übersehen konnte, hereintrat. Appollonia, ihre Mutter und Pironi saßen am Rundtische und nahmen das Frühstück ein; vor dem Hause aber stampften die Maulthiere und zogen ungeduldig an dem schwer bepackten Reisewagen. Solche Augenblicke, wo das Kind aus dem väterlichen Hause, der Freund vom Freunde, oder das liebende Herz von dem Gegenstande seiner Liebe scheidet, sind die drückendsten im menschlichen Leben. Es bemächtiget sich unser ein wundersames Gefühl, mächtig drängt das Blut zu dem Herzen, man zählt die Minuten bis zum letzten entscheidenden Augenblick, und dennoch ist man froh, wenn ein kleines Ohngefähr denselben noch etwas verzögert. Wehmüthig blickt das Auge auf all' die bekannten, aus der Vergangenheit so werth gewordenen Gegenstände, sie scheinen dem Herzen begraben — o wer es nie in seinem Leben empfunden, was Trennung heißt, wem das Wort „Scheiden" nie mit all' seinem Weh im Herzen erklungen, wer nie diese Thränen geweint — der versteht auch diese kalten Worte nicht — er preise sich glücklich — sein Herz hat das Bitterste des Lebens noch nicht empfunden! Und wie leicht oft vergißt doch der Mensch dieses Augenblickes, wie schnell sind oft all' die Vorsätze, die er in seinem Innern gefaßt, — zerstoben, wie schnell gewöhnt er sich an die

neue Gegenwart und denkt, zwar gerne, doch mit ruhigerm Gemüth, oft selbst lächelnd über jene Zufälle, der todten Vergangenheit! — „Es sey nun, im Namen des Herrn, Loni! gefaßt und freudig in den Reisewagen! dein Bildniß, von dem wackern Sebaldus gemalt, hab' ich in meiner Schlafstube ober dem Ruhebette aufgemacht — ich denke deiner mein theures Kind, ich denke deiner mit jener väterlichen Liebe, die ich dir oft und immer bewiesen!" — So sprach Herr Herwart, indem er, eine Thräne unter den grauen Augenwimpern zurückdrängend, die Sammetmütze mit beyden Händen über die grauen Locken zog und über die Brust das Ueberwamms zusammenschlug. Appollonia sank überwältiget vom Gefühle ihres Herzens, stumm an die Brust der weinenden Mutter. Pironi aber, der eben nach Hause gekommen und Zeuge dieses Augenblickes war, faßte die Rechte des Greises und drückte sie stumm an sein Herz, gleichsam als wollte er sagen: „Vater, sey ruhig, an meinem Herzen ist dein Kind geborgen!" — Der Wagen rollte dahin — die Augen wurden trocken, der erste Schmerz war vorüber, nur stille Sehnsucht bemächtigte sich Aller und im Hause des Bürgermeisters ward es öde, gleich als hätte der Tod hier eingesprochen. Und ehe noch hier Alles wieder geordnet, gerichtet und in's alte Geleise zurückgebracht war, hatte Appollonia wohl lange schon an der Brust ihres zweyten Vaters, des alten Kauf- und Handelsherrn Angelo Pironi gelegen, der die deutsche Schwiegertochter mit dem sanften frommen Gesichte und den himmelreinen

Augen freudig an sein Herz gedrückt hatte. — So kam der Herbst und der eisige Winter, das Frühjahr, der Sommer und wieder der Herbst — Jahre und Tage waren verschwunden, die alte, ehrwürdige theure Mutter Appollonia's war lange schon eingegangen zur ewigen Ruhe, und lag begraben in der Metropolitankirche der Vaterstadt; der greise Herwart war zurückgetreten von seinem Amte, hatte aufgepackt, Haus und Hof verkauft, und wähnend, bey seiner geliebten Loni wieder aufzuleben, den Schmerz zu bekämpfen, der am Sarge der geliebten treuen Gefährtin seines Lebens begonnen, und bis zur Stunde in seinem, vom Alter erkalteten Herzen seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, nach Italien gezogen. Wie weinte laut der würdige Greis, als Appollonia ihn empfing, einen holden Knaben auf dem Arme, wie herzlich empfingen ihn die beyden Pironi, und wahrlich, er lebte auf in seinen Kindern, und war heiter und glücklich, denn wohl mag auch des Landes himmlische Luft wohlthätig auf den Greis eingewirkt haben. — Appollonia lebte glücklich, oft aber dachte sie ihrer Jugend, und dachte sie ihrer — so trat unwillkürlich das Bild des bleichen Malers vor ihre Seele, sie konnte sich dann in solchen Augenblicken nicht ihres Gefühles bemächtigen, und lächelte, ohne zu wissen, daß ihr Auge gefeuchtet, wehmüthig auf einen Ort hingerichtet war. Wahr ist es und erwiesen, es giebt im Leben nur Eine Liebe, die erste beseligende Liebe des jugendlichen Herzens, diese lebt mit uns durch alle Zeiten durch — und, wenn nicht sie selbst, doch die Erin=

nerung an sie. Sie hält uns aufrecht in manchem Sturme der Verhältnisse. Wehe dem, der liebeleer den Frühling seines Lebens durchgewandert, ihm blühten nicht die Blumen des Lenzes, und erwacht er einst, beim Ende des Sommers seiner Tage — o dann sind die Blüthen der Freude zerknickt, und jene Wonne veraltet, die das Leben erhöht, den Jüngling begeistert, den Mann beglückt, dem Greise frohe Stunden der Erinnerung gewähret. Mächtiger ist der Eindruck, den eben diese Liebe auf das Herz des Weibes macht, denn selbst das Weib, bindet es Achtung, Liebe, Pflicht und Glück an den Gatten — es vergißt die Liebe der Jungfrau nicht, und verborgen in des Herzens stillster Tiefe trägt es ein Bild, das zwar selten aber doch und nie ohne Wirkung auf das Gemüth, aus dem Meere der Vergangenheit auftaucht. — Und so entschwanden auch für Appollonia sechs volle Jahre, zwey Knaben und ein Mädchen, der jungen Mutter Ebenbild, hatten ihr gezeigt, daß die Zeit des Frühlings ihrer Liebe entschwunden, daß — sie glücklich sey und ihrem Gatten dieses Glück verdanke. — Da hatte auch der alte Pironi das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt, er starb plötzlich am Pulte der Kaufstube, am Schlagflusse. Julio, des Geschäftes müde, sehnte sich nach Ruhe, und beschloß, mit dem verehrten noch rüstigen Schwiegervater, mit seiner Loni und seinen blond gelockten Kindern, auf dem Lande frey und fern von allen Sorgen sein Leben zuzubringen. Er hatte auch deshalb an der Gränze des blüthenreichen Italiens, wo die Alpen des freyen Schweizerlandes sich

zum blauen Himmel heben, eine Mark käuflich an sich gebracht. Sein Vetter Guilielmo Zenotti hatte die Bürde, den Vortheil und die Sorgen der Comptoirstube und des ganzen Handelsgeschäftes übernommen. Appollonia selbst sehnte sich nach dieser Ruhe, sie wußte nicht, was ihr bevorstand, sie wußte nicht, daß die Blumen, die sie in die Koffer packte, zur Todtenweihe sich gestalten würden. Sonderbarer Zufall! wie hast du hier gewaltet — Schicksal, wie dunkel sind deine Wege!

Es war ein schöner Herbstabend, die Sonne nahte dem Untergange, unsichtbare Grillen zirpten im bethauten Grase, und Nebel bedeckten die Wiesen und überschleierte Bäche und Flüsse. Gar muthig trapten, mit klingendem Geschelle, die Maulthiere auf der Landstraße dahin, und sich schützend vor der kühlen Abendluft hatte Herr Herwart die Vorhänge der Kalesche, in welcher er mit Appollonia und Julio saß, zugezogen. Schon hatten sie Italiens Grenzmarkung hinter sich, schon sahen sie die Jäger und Hirten auf den fernen Bergen, welche ihre Heimath einschließen sollten. Und näher und näher kamen sie ihrem Bestimmungsorte, dem friedlichen Dorfe Mariazell. Eine Schaar fröhlicher Landleute war der neuen Herrschaft mit Sang und Klang entgegengezogen, an der Spitze die Vorsteher und Aeltesten der Mark. Im Schloße war durch Julio's vorausgeschickte Diener Alles zum Empfang hergerichtet worden. — Prächtig waren die Treppen und Gänge und Zimmer geputzt, Alles geordnet und sorgfältig ge-

schlichtet. Julio und Appollonia blieb kein Wunsch übrig und leicht waren sie eingewöhnt in der neuen Heimath, nur den alten Herwart zog es mit stiller Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande, zurück nach den ergrauten Freunden seiner Jugend, seinen Mitbürgern, die treulich mit ihm die Sorgen des Lebens und der Stadtverwaltung getragen. Appollonia war glücklich, ihr Gemüth war so übereinstimmend mit den Freuden des Landlebens, ihr genügsames Herz ergötzte sich an den Spielen der Kinder in des Schlosses mächtig großem Garten, oder unter den Linden der Dorfwiese. Alles lächelte sie mit neuem Reize an, und oft, wenn Julio das blühende reizende treue Weib mit inniger jugendlicher Liebe an sein Herz drückte, traten Thränen der innern Wonne in ihre Augen, nud ihr Herz lispelte ihr zu: „wie glücklich bist du!“ —

Im reinlichsten Häuschen des Dorfes, am Ende desselben, lag krank und schwach die ehrwürdige Wittwe eines Landamtmanns, seit 20 Jahren hier im Dorfe, in Ruhe und stiller Zurückgezogenheit lebend; denn ach, ihr letzter einziger Freund, ihr Helfer und Tröster lag todt und blaß im Grabe, dessen Hügel und Kreuz sie über die Kirchhofsmauer vom Krankenbette aus hervorragen sah. Geachtet war sie sehr von allen Bewohnern des Dorfes, denn viel hatte sie und mancherley erfahren im Leben und wirkte überall, wo Rath und Hilfe nöthig war, mit Freuden und stiller Bereitwilligkeit. Längst schon hätte sie gerne der Herrschaft ihren

schuldigen Besuch abgestattet, aber Kraftlosigkeit, die Folgen des Greisenalters hielten sie gefesselt an Stube und Bett. Die gutmüthigen ehrlichen Bewohner des Dorfes wechselten ab in Wart und Pflege, und mit Rührung und wohlthuender Dankbarkeit überzeugte sie sich doch, daß sie nicht so ganz verlassen und allein stehe in der Welt. Auch Appollonia hatte gehört von dieser ehrwürdigen Matrone, hatte gehört, wie sie geliebt und geehrt sey von Alt und Jung der Umgegend, wie sie als Rathgeberin in Krankheit und häuslichen Unfällen stets wie ein schützender Engel in den Hütten der Armuth oder des Unglückes erschien. Und auch sie machte sich auf den Weg, die kranke, ehrbare unbekannte Matrone zu besuchen, ihr ihre Hilfe, ihre Unterstützung anzubieten, denn nicht zurückstehen mochte sie von den übrigen ihr untergebenen Weibern des Dorfes, im Gegentheil, ihnen mit gutem Beyspiele vorgehen, die Pflichten der Menschenliebe auszuüben, und, was besonders dem Herzen des Weibes zu eigeu ist, am Krankenlager, an der Stätte des Schmerzes schützend und tröstend zu erscheinen. —

Den seidnen Mantel über die Schultern werfend, lächelte sie dem Gatten einen freundlichen Gruß zu, nahm den ältesten Knaben, ihren Julius, bey der Hand, und ging, diese kleine Promenade durch die Allee der Fruchtbäume des Dorfes zu machen. Gar reinlich und nett stand das Häuschen, zu dem man durch ein kleines Gärtchen gelangte, zwischen zwey großen Lindenbäumen.

Grün die Läden und Weinreben ragten empor bis zu des Daches Gesimse; die Vorhänge der Fenster des Erdgeschosses waren zugezogen — ein Zeichen, daß hinter diesen Gardinen Trauer oder Krankheit wohne, im obern Stocke des Häuschens waren die Läden geschlossen, abgedorrte Blumen standen außer denselben, ein Bild der trauernden Zeit. Appollonia trat in die Stube der Kranken, — wie schrack sie zusammen in ihr Innerstes, als sie quer ober dem Bett der Matrone ihr eignes Bildniß erblickte. Die Kranke richtete sich mühsam auf, und schien aus einem Traume zu erwachen, sie fuhr mit der Hand über die Augen und betrachtete die junge blühende Frau mit einem langen düstern Blick. „Ihr seyd?" fragte sie gedehnt — „Appollonia Pironi," antwortete die fremde Herrin dieser Mark." — „Appollonia?" — rief die Kranke, und blickte nach dem Bildniß — „mein armer, armer Sebaldus" — setzte sie nach langer Pause hinzu, „der Engel deiner Liebe trat zu spät in diese Hütte." Helle Thränen liefen über die gefurchteten Wangen, sie trocknete dieselben mit dem weißen Tuche, mit welchem sie sich wenige Augenblicke zuvor die Schweißtropfen, die der Schmerz ihrer Krankheit ihr auspreßte, von der Stirne gewischt hatte. — Appollonia stand mit zitternden Knieen. „Ich komme," sprach sie, „ehrwürdige Frau, Euch meine Hilfe, meine Dienste anzutragen, ich sehe hier ein Bild an dieser Wand, und hörte einen Namen aus Eurem Munde, der mein Vertrauen zu Euch erweckt — sprecht — wo ist der Meister dieses Bildnisses, wo lebt er, wo lebt

Sebaldus?" „In den Welten der Vollendung!" antwortete dumpf die Kranke. Hier ober dieser Stube hat sein Herz zum letztenmal geschlagen, das letzte Wort war Euer Name, vor zwey Monaten sprach der Pfarrherr des Dorfes das **Requiescat** auf seinem Grabe." — „Todt!" rief Appollonia; — „Todt — begraben — und vergessen," antwortete die Matrone." — „Vergessen?" fragte Appollonia, und faßte krampfhaft die Hand der kranken Frau. — Eine lange Pause herrschte, — o wer malt die Gefühle beyder Herzen, welche Feder beschreibt diesen Augenblick, wo die erste heilige Liebe der jugendlichen Brust das größte allerbitterste Weh empfand. „Setzt Euch, meine junge edle Frau" — sprach die Alte mit weicher zitternder Stimme, „setzt Euch, wir kennen uns lange, o ich kannte Euch, kannte Euch bis in das Innerste Eures Herzens — lange, lange schon." Appollonia sah still sinnend vor sich hin, ihr Auge war feucht — ach all' die Bilder der Vergangenheit zogen vorüber, und nicht erwehren konnte sie sich der Thränen, die unwillkürlich und doch so labend für aufgerissene längst vernarbte Wunden, aus ihren Augen sich drängten. „Wir sind ungestört," fuhr das kranke theilnehmende Weib fort, „laßt Euch erzählen, wie und durch was ich euch kannte — o armer, armer Sebaldus, der Engel deiner Liebe trat zu spät in diese Hütte! —

„Es sind jetzt wohl der Jahre fünf," fuhr die kranke Matrone, nachdem sie zuvor ihr Kopfkissen zurecht gerichtet, fort, „es sind jetzt der Jahre fünf, seit-

dem der Jüngling, den Ihr mit mir beweint, in diese Hütte trat. Krank und schwach, konnte er seine Reise nach Italien nicht fortsetzen, und es schien ihm gar sehr hier zu gefallen. Er blieb in diesem Hause und arbeitete fleißig und viel, und erhielt viele Bestellungen für Kirchen und Klöster, aber nirgends war und blieb er so gerne wie hier zwischen den Bergen. Ach, ich sehe ihn noch," setzte sie gerührt hinzu, „wenn er von irgend einer Reise zurück kam, mit welcher Freude er seine kleine Stube betrat, wie er da in sich selig, nur seiner Kunst und — erröthet nicht, edle Frau, — der Erinnerung an Euch gelebt. Euer Bild, das er mit sich brachte, und das er mir, wie Ihr hier seht, als Madonna, mir zur Liebe abconterfeyt, war der Gegenstand seiner Liebe, seiner stundenlangen Betrachtung geblieben. Ach, wie viel Gutes hatte ich diesem Jüngling zu danken, er pflegte mich, gleich als hätte ich ihn unter meinem Herzen getragen, er theilte mit mir seine Habe, seine Freude, seinen Schmerz." — Sie hielt inne — Appollonia hielt das Tuch vor die Augen. — „Mutter — du weinst?" rief der kleine Julius, und ließ das Hündchen laufen, mit welchem er an der Thür gespielt. „Spiele, mein Kind!" antwortete die liebende Mutter — „diese Thränen gehören einer Zeit an, wo du mir noch nicht angehörtest." — „Ich habe von seiner frühen Jugend nichts erfahren," fuhr die Kranke fort, „er wurde als Kind gefunden, und der liebe Gott weiß, wo die Gebeine seiner Eltern ruhen. Mich bat er, ihm Mutter zu seyn, und bey meinem Gott, ich

war es auch." „Was brachte so früh den Tod des treuen Malers herbey?" frug mit gedämpfter Stimme Appollonia. — „Erlaubt mir nur, Euch alles zu erzählen, edle Frau," antwortete die Matrone, „oder ist es Euch nicht gelegen, so besucht mich Kranke zu einer besseren Zeit, denn wahrlich, ich sterbe ruhiger, hab ich Alles in Euer Herz niedergelegt, was er, als Trost seines Herzens, in meine Brust niederlegte." — „Erzählet fort," erwiederte Appollonia, „denn ich möchte nicht öfter eine Geschichte hören, die, Ihr wißt, mit meinem jetzigen Schicksal sich nicht wohl verträget." —

„Einmal — es war wenig Monden seit der Anwesenheit meines Sohnes — ich nenne ihn so," fuhr die Kranke fort, „denn er war mein Sohn in Rath und That, er war mir, der ihm fremden Person, ein liebender Sohn, — einmal saß er stumm und in sich gekehrt an einem heitern Sommerabend dort unter jenen Bäumen, die Ihr hier hinter dem Hause erblicket, und von wo aus man die freye Aussicht in die Berge genießt. — Er hatte den ganzen Tag über fleißig an einem Bilde für die nahe Klosterkirche bestimmt, mit gar großer Anstrengung gearbeitet. Er saß müde der Arbeit und wohl auch des Lebens mit thränenschwerem Auge und blickte in die Sterne. — Ich nahte mich ihm, und frug theilnehmend nach seinem Schmerz, und wie ich ihm denn helfen oder ihn trösten könne." „Gute Mutter!" antwortete er, „denn er hieß mich immer seine liebe sorgliche Mutter, da wir schnell

uns werth geworden waren, „gute Mutter — mein Herz ist so öde, so öde und so freudenleer, und wohl finde ich nirgends Trost als dort über den Sternen — mein Glück ist dahin, eltern- und heimathlos stehe ich so allein, so ganz verlassen in der Welt — und mein Geist wie mein Körper sehnet sich nach Ruhe — ich bin fertig mit dem Leben — und sie wird glücklich seyn! — Er meynte Euch, edle Frau! — die Thränen, in welchen sich damals der bleiche Mond spiegelte, galten Euch und seiner Liebe zu Euch. — Und so erzählte er mir Alles, wie er in Euer Haus im fernen Deutschland kam, wie er Euch zum erstenmal in der Kirche gesehen, wie er Euch geliebt und bis zum letzten Hauch — er hat Wort gehalten — lieben werde, wie er Euch gemalt, und das Bildniß am Tage der Ankunft Eures Bräutigams nach Hause genommen, die Nacht über geweint und es für sich und seinen Schmerz flüchtig noch einmal gemalt. Oben — nahe seiner Ruhe- und Sterbestätte hängt das Bild — dieses und eine zu Staub zerfallene Rose, die einmal zur seligen Zeit seiner Liebe, Eurem Busen entfallen, war sein Höchstes dieser Erde. So erfuhr ich den Gram, der an seinem Herzen nagte, so stand ich ihm dann näher in den trüben freudeleeren Stunden seines Lebens. Oft traf ich ihn unter jenen Bäumen — oft sah ich seine Thränen, oft hat er Trost durch mich erhalten.“ Appollonia drückte stumm die Hand der Trösterin. „Ich verstehe Euch,“ fuhr die Erzählerin fort, „o ich verstehe Euch, denn wohl weiß ich, daß Ihr dem Geschiedenen gut waret, und daß

Ihr seiner gedacht in jedem Verhältniß des Lebens.“ — „In jedem Verhältniß des Lebens“ — wiederholte für sich hin Appollonia. „So lebte er fort für sich und seine Kunst und wie gesagt, für seine unglückliche Liebe zu Euch. Er hatte sich viel erworben, und manche Goldstücke funkelten dort auf der steinernen Tischplatte, er hat mir viel, viel Gutes gethan, ich habe viel, viel an ihm verloren. Schon zwey volle Jahre kränkelte er, eine Brustkrankheit zehrte an seiner Jugend, Sebaldus sah seiner Auflösung mit stiller Freude und Ergebenheit entgegen. Ach, ich drückte ihm die Augen zu, die noch im Sterben an Eurem Bilde gehangen. „„Lebet wohl, meine gute ehrliche Martha!““ — so sprach er im Scheiden — ich kannte weder Vater noch Mutter — weder Bruder noch Schwester, und jedes beseligende Band dieser Erde blieb meinem Herzen fremd — hört Ihr je von Appollonia — o so geht zu meinem Grabe, und frischt die Blumen auf, die Zeit und Stürme gebrochen.““ — Appollonia! war sein letztes Wort, dann legte er die Hand auf die treue Brust, und war nicht mehr. Sanft war sein Tod wie sein Leben. — Ich hörte nun von Euch, edle Frau! ich sah Euch nun, und gerechtfertiget ist das treue Herz des armen Sebaldus — giebt mir Gott die Kraft, daß ich wieder diese Lagerstätte verlasse, so schwanke ich zu jenem Grabe und frische die Blumen auf, die Zeit und Stürme gebrochen.“ —

Appollonia weinte still in ihr Tuch — die alte ehrliche Martha schwieg, es herrschte eine Minuten lange

Pause. „Wollt Ihr nicht seine Stube betreten," hub Frau Martha an, „nehmt den Schlüssel und tretet ein in die Wohnung der entsagenden Liebe." Appollonia schauderte zusammen, es war Abend geworden, ein unheimliches Dunkel umgab sie, doch konnte sie sich dessen nicht erwehren, sie nahm den Schlüssel und stieg die kleine Treppe hinauf. Ach! hier sah sie, als die Läden geöffnet waren, alles noch in Ordnung, nur das Ruhebett, auf welchem der Jüngling gestorben, war hinausgetragen. Ihr Bildniß hing über der leeren Stätte. Sie stand lange mit unendlicher Wehmuth und betrachtete die Gegenstände der stillen Stube. Sebaldus Geist umschwebte sie, es schien ihr, als dringen die Töne einer Harfe in ihr Ohr, leiser Schauer durchrieselte sie. — „Sebaldus!" rief sie und breitete die Arme aus — und durch das halb geöffnete Fenster drang ein leises wohlthuendes Lüftchen. Sie eilte aus der Stube und nie mehr im Leben betrat sie dieselbe wieder. Treu ihrer Pflicht, ihrem Gatten und ihren Kindern lebte sie ein ruhiges sorgenfreyes Leben, und oft noch, an manchem stillen Frühlings- oder Sommerabend, als Frau Martha schon lange ruhte unter dem kühlen Schatten der Kirchhofslinden, ging sie zu Sebaldus Grabe, und frischte die Blumen auf, die Zeit und Stürme gebrochen! —

VII.

Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderbeu.

Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben.

Es war an einem trüben Abend gegen Ende des Oktobers 1705, als der alte Christoph Hafner, Besitzer des Edelsitzes Marbach, welcher auf der Straße von Schliersee, über Fischbachau und Feilnbach nach Rosenheim liegt, in dem hölzernen Verschlag der geräumigen Wohnstube nachdenkend saß; Pater Anselmus, von der zum Kloster Scheyern gehörigen Probstei Fischbachau, saß am Tische und sah ebenfalls sinnend in die mit gutem Rosenheimer-Bier gefüllte zinnerne Kanne. — Lange dauerte das Stillschweigen, welches nach heftigem Zwiegespräch eingetreten war, bis ein Bursche aus bayrisch Zell, von Nebel und Regen durchnäßt, in den kleinen Verschlag eintrat. „Guten Abend, ehrwürdiger Herr! grüß dich Gott, Hafner!“ sprach er, rieb sich die kalten Hände, klopfte die Pfeife aus, und nahm Platz am runden eichenen Trinktisch. — „Bringst du etwas Neues, Jörg?“ fragte, ohne aus seiner nach-

denkenden Stellung zu kommen, der alte Hafner. — „Es wird Ernst,“ erwiederte Jörg, „die von Rottenbrunn und Tölz haben Boten geschickt, in der Zell kommen heute die Aeltesten der Gemeinde zusammen, und im Achenthal sind sie längst schon einig. Soll mich der Teufel holen,“ fuhr er fort, nachdem er einen langen Zug aus der ihm dargebrachten Kanne gethan, „ich bin froh, wenn es losgeht — es ist aus mit uns allen, gepreßt und gequält werden wir von den Kaiserlichen, die schönsten Bursche stecken sie unter ihre Regimenter, Ackerbau, Viehzucht und Jagd geht zu Grunde — lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben!“ — „Ruhig, Jörg!“ ermahnte der alte Hafner, wendete sich und sah durch das in die Bretterwand des Verschlages geschnittene Guckloch, „ruhig Jörg! du weißt ja nicht, wer draußen in der Zechstube sitzt.“ — „Laß sitzen, wer sitzt,“ erwiederte der kräftige Bursche — „wenn alle dächten wie ich, wir schlügen schon heute drein und warteten nicht erst auf die Münchner, die noch keinen festen Entschluß gefaßt — doch Hafner! wo ist denn heute der Karl?“ fuhr er gelassener fort, und that wieder einen kräftigen Zug aus der frisch gefüllten Kanne. „Ich weiß es nicht“ — entgegnete der Alte, „er ging heute früh schon auf den Breitenstein, eine Gemse zu jagen, und nach Jenbach, um Holz zu bestellen, sicher ist er nach der Zell, denn es scheint, er steht mit dort im stillen Verkehr, Gott möge es zum Besten lenken!“ — „Ja wohl! Gott mög' es zum Besten lenken,“ fiel Pater Anselmus ein, nahm das

Baret und wollte sich entfernen. — „Laßt mich Euch begleiten, Ew. Hochwürden!" bat der rüstige Jörg, „ich möchte noch gerne Euch ein Anliegen vortragen." „Der Regen gießt in Strömen, ist es nicht dringend, so komme Morgen zu mir in die Probstey, ich lese die Frühmesse und bin den ganzen Tag zu treffen," erwiederte der regulirte Chorherr. „Was heut geschieht, braucht morgen nicht zu geschehen," entgegnete nach seiner Art höflich der Bursche, nahm Koller und Bergstock und stand, bevor der Chorherr noch freundlich von Wirth und Wirthin Abschied genommen, gerüstet an der niedern Hausthüre des Marbacher Edelsitzes. — „Ich habe einige hundert Gulden erübrigt," sprach Jörg, als er mit dem Chorherrn des Weges zur Probstey ging, „habt die Huld, hochwürdiger Herr! und nehmt mein Vermächtniß schriftlich auf — meine alte Mutter hat zu leben, dieses mein Geld bestimme ich der Kapelle zu Altenötting, sollt' ich sterben im Kampfe für unsere Rechte." Hast du wohl Alles überdacht," entgegnete der Chorherr — wozu sollen Eure Pläne führen?" — „Lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben," war des Burschen Antwort, und in diesem Augenblick trat ihnen Karl Hafner entgegen. Er wiederholte den Wahlspruch, und sich die Hände reichend, sprachen sie zugleich: „In München todt oder hier frey." — Karl ging heimwärts nach Marbach, und Jörg zurück nach der Zell, beyde erglüht für ihre gerechte Sache. —

In der großen Stube des Edelsitzes war es stille

geworden, als Karl das väterliche Haus erreicht hatte. Bey einer düstern Fettlampe saßen noch ein paar Männer von Hundham; sie brachen ihr Gespräch schnell ab, als sie die Hausthüre knarren hörten, dann aber, als Karl Hafner, des ehrenwerthen alten Christophs Sohn, eingetreten war, sie gegrüßt, und sich zu ihnen gesetzt hatte, fuhren sie leise in ihrem Gespräche fort. — „Habt ihr den Jörg aus der Zell gehört?" fragte der Salm vom Büchl, „die Rottenbrunner und die Tölzer haben Boten geschickt und in der Zell kommen sie heut zusammen?" „Es ist eine schreckliche, düstere Zeit" — erwiederte der alte Kunz von Elbach — „ich kann nichts Gutes von der Zukunft hoffen — kommt es zu einem ernsten Schritt — so kann ich nur beten und ich thue es jetzt schon täglich bey dem Bilde der gnadenreichen Mutter auf dem Birkenstein, damit sie uns alle vor Uebel und Schande möge bewahren in allen Zeiten." — „Thu' das Kunz und bete," fiel der feurige Karl in die Rede — wir aber schlagen drein und jagen die gefräßigen Ratten aus dem Lande — bete fleißig, alter Berghase! geht doch auch die Hueberin von Elbach, meine gute alte Muhme, jeden Samstag den stundenlangen Weg nach dem Kirchlein, die heilige Jungfrau für unser und aller Eingepfarrten Wohl zu bitten." „Hätten wir nur die 343 Doppelhacken, und jene 289 Büchsen, die sie zu Wasserburg und in dem Schloße Schwaben gefunden," sprach der Friedl von Fischbachau darein, „auf uns Vorbergler dürften die Münchner zählen." „Wißt ihr schon, wie übel die

Kaiserlichen zu München hausen?" fuhr der alte Kunz weiter, es ist recht traurig für die treue liebe Stadt!" „Ja hinaus müssen die Peiniger und sollten sie in unserm Blute hinaus schwimmen!" rief feurig der junge Hafner, stand auf und ging in den Nebenverschlag, wo der alte Christoph noch nachdenkend auf der Ofenbank saß. „Der fürchtet für sein Lieb," bemerkte der Salm vom Büchl — „er hat auch Recht, des Silberschlägers wunderliebe Magdalena ist nicht sicher vor den zöpfigen Schnapphähnen." — So war es auch; Karl fürchtete für sie — für die schönste sittsamste Jungfrau der freundlichen Stadt München, denn sie war seiner Augen Licht und seines Lebens Wonne — und dachte er, daß nur Ein sündhaftes Auge die herrliche Jungfrau frech beschauen würde, so schwoll sein Herz, seine Begierde, die fremden Peiniger zu vertreiben, stieg auf's höchste — und eiferte hunderte von kräftigen jungen Gemüthern zu gleicher Kampflust an — sie alle zahlten diese Kampflust mit ihrem eigenen Herzblut.

Churfürst Maximilian Emanuel hatte am Schellenberg eine bedeutende Niederlage seiner braven Landeskinder erlitten, die Kaiserlichen besetzten Rain, Aichach, Schrobenhausen und Friedberg — der unselige Tyrolerkrieg hatte für Bayern ein trauriges Ende genommen. Panduren und Kroaten, welche bey 300 Dörfer abbrannten, verwüsteten bis München mit schrecklichem Gräuel, was sie trafen; nahmen, was sie fanden, mißhandelten, was sie konnten. — Die Schlacht bey

Höchstädt sollte entscheiden; auch sie fiel unglücklich für den Churfürsten aus; es gelang ihm nach dem hartnäckigsten Widerstand, in Gefahr seines eigenen Lebens, mit dem letzten Rest des Leibregiments durch Schwaben und Elsaß nach Frankreich zu entkommen. -- Die Bayern waren erschlagen, die französischen Hilfstruppen gefangen, die Kaiserlichen besetzten nun das ganze Land, und was sie glaubten, daß der Churfürst gegen sie verschuldet, das vergalten sie mit Qual und Schmach dem verarmten, bis auf die Neige erschöpften Bayerland. — Ein dumpfer Schrey der höchsten Aufregung durchdrang das ganze Land — der Bürger in den Städten, der Bauer in dem Flachland und in den heimathlichen Hochgebirgen war bereitet, ja in Wuth erglüht, die Feinde zu verjagen, das Vaterland zu befreyen und ihren geliebten Landesvater, dem sie wohl den Vorwurf machen konnten, Bayern um der Niederlande willen vergessen zu haben, wieder einzuführen in sein Reich und sein Land. — Der große schöne Plan, die Ehre des Vaterlandes zu retten, es zu befreyen vom drückenden Joche fremder Tyranney, für welche heilige Sache jetzt noch jeder Bayer, aus allen Gauen, wie sie auch heißen mögen, sein Leben, den letzten Tropfen seines Blutes mit freudigem Herzen opfern würde, wäre beynahe gelungen, wenn nicht ein unseliges Ereigniß Alles verrathen hätte. Churfürst Maximilian hatte den Baron von Lier nach Bayern geschickt, sich um die Sache genau zu erkundigen, die nöthigen Einleitungen zu treffen und sich von der Gesinnung des bayerischen Volkes,

da Emanuel sich wohl selbst nicht ganz vorwurfsfrey fühlte, zu überzeugen. Die Kaiserlichen erkannten ihn, er wurde in Donauwörth ergriffen, und aus seinen Papieren das ganze Geheimniß entdeckt. — General Gronsfeld kam mit einer kaiserlichen Truppenabtheilung nach München, die überraschten Bürger öffneten die Thore, und von nun an herrschten die Kaiserlichen mit unumschränkter Gewalt in Bayerns Hauptstadt. —

Da hatten sich mehrere bayerische Männer verbunden, mit Leib und Leben das Vaterland zu retten; in den Hochgebirgen von Tölz, Schliersee, dem Achenthal und hinab bis an die Donau herrschte eine dumpfe Stille, die wohl ein fürchterliches Gewitter erwarten ließ. Es war kein Dorf, kein Einödhof — wo nicht Alt und Jung bereitet war zum allgemeinen heiligen Kampf. So war es auch in der Gegend von Fischbachau und Hundham, wo in Mitte beyder Ortschaften das freundliche Marbach liegt. —

Die Familie Hafner besaß diesen Edelsitz seit vielen vielen Jahren, er kam von Vater auf Sohn, von Sohn auf Enkel, denn alt war der Stamm der Familie und beliebt waren die Hafner bey jedem bayerischen Fürsten, da sie treue kräftige Männer waren, und dieses so oft mit That und Blut beurkundeten. — Diese Liebe zu Fürst und Vaterland beseelte auch den damaligen Besitzer von Marbach, Christoph Hafner und seinen Sohn Karl. War im Laufe der Zeiten dieser Edelsitz bis zum Wirtshaus herabgekommen, hat-

ten die Hafner in selber Zeit auch nicht mehr das Vorrecht des Adels, so schlug doch noch ein treues deutsches Herz in ihrer Brust, und sie waren nicht die letzten, die zum Kampfe bereit sich erklärten, als der verkleidete geheimnißvolle Gauthier in jene Gegend kam, die braven Gebirgsbewohner zum Freyheitskampfe aufzufordern. — Der alte Christoph war ein Mann bey Jahren, er konnte nicht mehr die Büchse sicher abschießen oder den Morgenstern schwingen, aber zum Ankauf von Pulver und Bley gab er sein halbes Vermögen, und der kräftige kühne Sohn, welcher die Jagd der Probstey Fischbachau seit mehreren Jahren besorgte, stand bald an der Spitze der ganzen jungen Mannschaft des schönen herrlichen Thales. —

Unter geheimen Zusammenkünften, Absendung von Boten hin und her, und Zubereitung von Waffen aller Art, wie es wohl im Stillen auf dem Lande nur immer geschehen konnte, kam das Ende des Oktobers daher, und so saßen auch an einem solchen Tage die Männer von Hundham, Elbach und Fischbachau spät bis in die Nacht zu Marbach beysammen und beredeten die nächste, so verhängnißvolle Zukunft.

Der alte Christoph händigte noch an diesem Abend dem Sohn ein Brieflein ein, das die Bötin von Miesbach gebracht. Karl erkannte sogleich die Handschrift — es war von Magdalenen — er eilte aus der Stube, ging auf seine Kammer und las das wohl zu hundert-

malen geküßte Brieflein. Magdalene schrieb: „Liebster Karl! komme, wenn du kannst, nach München, unsrer Liebe droht Gefahr, mein Herzeleid ist groß — ich bitte dich, komm!“ — Schon am frühesten Morgen war Karl reisefertig, er hatte die Nacht wenig schlafen können, tausend Gedanken durchkreuzten seinen Kopf; was konnte sich wohl ereignet haben, daß seiner Liebe Gefahr drohe? hatte er nicht Hoffnung, wenn der große Plan gelungen war, das väterliche Erbe zu übernehmen, und, wenn auch kein reicher, doch ein wohlhabender Mann, die Jungfrau zum Altar und heimzuführen, als seine wirthliche Hausfrau! Er trat an das Bett des Vaters, und zeigte ihm an, daß er hinauf nach München wolle, und in ein paar Tagen wieder zurück seyn werde. Die Stirne des Alten runzelte sich, mißbilligend schüttelte er das greise Haupt und sprach: „Ich dächte, mein Sohn, es wäre eben jetzt nicht an der Zeit, der Liebeley zu fröhnen, jetzt, wo es so viel gilt um mein und dein und aller Wohl.“ „Sey unbesorgt, Vater!“ entgegnete Karl — „ich habe es stets vor Augen — aber ich muß nach München, stünden am Schliersee auch zehn tausend Kaiserliche — ich muß nach München, nach dem, was Magdalena mir schrieb.“ „Ja ja,“ — sprach der Alte kopfschüttelnd — „ich glaube nicht, daß sich deine Liebe zu des Silberschlägers Tochter zu deinem Besten enden wird — ihr Vater ist ein wohl seßhafter Bürger, und wir“ — „Opfern unser Blut so gut für Fürst und Vaterland“ — fiel Karl in die Rede, „wie die da droben, so an der

Frauenkirche wandeln. Laß es gut seyn, Vater! ich gehe. Mir ahnet selbst nichts Gutes — aber" — rief er und ballte die Faust, „soll der Feind meines Vaterlandes auch meiner heiligen treuen Liebe drohen — so" er schwieg und ließ die frisch gegossenen Kugeln durch die hohle Hand in den Jagdsack rollen. —

Karl Hafner hatte Magdalenen, die Tochter des ehrenfesten Silberschlägers Herbert schon vor mehreren Jahren in der Probstey zu Fischbachau, allwo ihres Vaters geistlicher Bruder Chorherr war, kennen gelernt. Sie kam mit ihren Eltern jedes Jahr auf Kirchweih dahin, welche im Monat September am Sonntag vor dem Rosenkranzfest gefeyert wird. Die sittsame Jungfrau von München mit den milden blauen Augen, dem dunkel blonden Haar und dem wunderlieben Antlitz hatte auf den jungen kühnen Gebirgsjäger einen tiefen Eindruck gemacht. Karl war nicht ohne wissenschaftliche Bildung, die achtbaren Chorherrn der Probstey unterrichteten den Knaben in manch' Nützlichem, und später war er einige Jahre im Kloster Weyharn, woselbst die Geistlichen mehrere Schulen hielten. Die Liebe zur Jagd, welche allen Bewohnern jener Gegend angeboren ist, machte, daß er diesem seinen Lieblingsberufe seine ganze Seele widmete, er verließ die lateinische Schule zu Weyharn, und gerne vertraute der Probst von Fischbachau dem kräftigen rechtlichen Jüngling die Jagdbarkeit des Klosters an. Magdalena mochte dem Jüngling wohl — er war jedesmal ihr

Tänzer, kam sie im Herbste in jene himmlisch schöne Gegend, und saß die Jungfrau dann an langen Winterabenden in München zu Hause bey dem Rocken, so schweiften ihre Gedanken weit hin, und oft stieg sie hinauf in den obersten Speicher des Hauses und sah hinein in die schneebedeckten Berge, von welchen der Wendelstein, gleich einem ruhenden Löwen, weit hervorragt, sah hinein in jene Gegend, wo sie so fröhlich wieder seyn würde, und wo — ihr flinker Tänzer lebte. Die Herzen der beyden Liebenden verstanden sich bald, jedes zählte die Tage und Monden, und rückte die Zeit des Wiedersehens nur von Ferne heran, so ordnete Magdalene schon lange voraus Wäsche, Mieder und Silbergeschnür und den spitzen Filzhut, den sie jedesmal trug, kam sie in jene Gegend, und in den Wäldern und Bergen schallte fröhlich das Lied des jungen Schützen, und er rief wohl tausendmal den Namen der Geliebten, nur daß er ihn von dem Echo wiederhallen hörte. — Die traurigen Schicksale, welche das Vaterland nun getroffen, störten zwar einigermaßen die Freude seiner reinen Liebe — aber sie erschütterten sie nicht, denn sein Herz war unverfälscht wie der Quell, der aus dem Gestein der heimathlichen Berge fließt.

In München herrschte tiefe Betrübniß. Die Bürger konnten zwar an ihren Fesseln rütteln, aber brechen konnten sie selbe nicht. Adelige und Geistliche fühlten durch Gelderpressungen dieselben nicht so schwer, als sie der Bürger und Bauer gefühlt, ja erstere zogen sich,

nichts Gutes von der Zukunft ahnend, von allem, was nur im mindesten Bezug auf Befreyung von dem schnöden Joche hatte, scheu zurück. — In allen Bürgershäusern lagen Kaiserliche im Quartier; hielt auch General Gronsfeld wo möglich gehörige Mannszucht, so konnte er hin und wieder doch kleine Neckereien zwischen den Eingebornen Münchens und den fremden Musketenträgern nicht verhindern. — Auch Meister Herbert war nicht frey von Einquartirung geblieben, ein Hauptmann der kaiserlichen Grenadiere, von Geburt ein Italiener, nebst Fourierschützen und Ordonnanz war ihm zugetheilt. Hauptmann Wilani war ein Mann von mittlern Jahren, er war die Schule des Lebens durchgegangen und hatte das Leben von der guten und schlechten Seite kennen gelernt. Gar wohl befand er sich in dem Hause des ehrenwerthen Bürgers, der ihn mit redlicher Offenheit und gutem Willen Haus, Küche und Keller geöffnet hatte, aber mehr noch werth als dieses, war ihm des Silberschlägers schöne Tochter, welche an Seele und Leib gleich edel gebildet, den feurigen Italiener hoch entzückte, denn wohl nie vielleicht im Leben mochte ihm deutsche Frauenwürde in einem so schönen und wahren Bilde vorgekommen seyn, wie es hier in Bayerns freundlicher Hauptstadt, in der schlichten keuschen Bürgerstochter der Fall war. Hatte der Hauptmann zwar Anfangs alle seine, oft und in allen Ländern gebrauchten Mittel umsonst angewandt, Magdalenens Zuneigung zu gewinnen, so mußte er sich doch gestehen, daß die spröde Jungfrau wohl einer größern Mühe

werth war, denn er hatte nach seinen Erfahrungen nicht Ursache, auf die Tugend des weiblichen Geschlechtes zu hoch zu bauen. — Allein diese Liebkosungen und zarten Redensarten scheiterten an der treuen Liebe, an den unerschütterlichen Grundsätzen des braven Mädchens; die Artigkeiten des italienischen Schmeichlers wurden Magdalenen in den Tod zuwider, und als selbst ihr Vater, von der scheinbaren Aufrichtigkeit und Hingebung des kaiserlichen Hauptmanns irre geführt, anfing, sich vortheilhaft über ihn zu äußern, da wurde ihr bange um ihre Liebe zu Karl Hafner, dem offenen redlichen Jüngling, der an Denkungsart und Wahrheitsliebe, in seinem einfachen Jagdwams weit dem von Gold strotzenden Hauptmann vorstand. —

Der kaiserliche Administrator Graf von Löwenstein mochte es wohl gerne sehen, wenn die Offiziere der kaiserlichen Besatzung mit den Bürgern von München mehr sich vereinigen würden; durch seine Späher und Spione, welche wie Natterngezüchte überall in der Stadt herumschlichen, die Gesinnungen der Bürger zu erforschen, hatte er bald die Zuneigung des Hauptmanns zu der blonden Silberschlägerstochters erfahren und ergriff die nächste Gelegenheit, in dieser Sache etwas für den Hauptmann thun zu können. Er lud daher eines Tages den Bürgermeister Vachieri zur Tafel, durch welche besondere Auszeichnung letzterer sich hoch geehrt fühlte. Vachieri hielt es mehr mit den Kaiserlichen als mit der Stadt und dem Vaterlande, er war aus

welschem Geblüte, und jene heilige Glut für Fürst und Vaterland, wie sie jedes bayerische Herz belebt, war ihm fremd geblieben. Eine splendide Mahlzeit bey einem der kaiserlichen Beamten galt ihm mehr, als tausend gerechte Klagen der biedern, treu gesinnten Bürger von München. Graf von Löwenstein kannte seinen Mann, von dessen unverlässigen Charakter er sich zu überzeugen Gelegenheit hatte, er wußte ihn bey der rechten Seite zu fassen, und Vachieri versprach, Alles zu thun, was in seinen Kräften läge, den Silberschläger weich zu machen, damit er, sollte es seyn müssen, auch mit Gewalt, seine Tochter dem kaiserlichen Hauptmann geben würde. Wilani, von Magdalenens Denkungsart überzeugt, sah wohl ein, daß nur am Altare die Jungfrau zu erlangen seyn würde, und eben dieser Widerstand machte ihm das Mädchen noch reizender, und da die Vermögensumstände des alten Herbert sehr gut gestellt waren, so schien ihm Magdalene in doppelter Beziehung eine wirklich sehr annehmbare Parthie. Aber wie hoch hatte der eitle Thor sich geirrt; lieber wäre Magdalene in der nächsten Stunde gestorben, als daß sie ihre Hand einem Feind des Vaterlandes gereicht, ihren Karl, den sie aus der ganzen Tiefe ihres Herzens liebte, vergessen hätte. — Sie ahnete nichts Gutes, als ein städtischer Diener ihren Vater zu dem Bürgermeister beschied, und hatte nicht Unrecht, denn eben diese Bescheidung galt zuvörderst sie. Vachieri empfing den Silberschläger mit vieler Freundlichkeit und besprach sich mit ihm von der Ausbesserung der Silber-Orna-

mente in der St. Peters Pfarrkirche; sein Hauptanliegen behielt er so lange im Hinterhalt, bis, von dem gewinnbringenden Auftrag unterrichtet, ihm der alte Herbert seinen aufrichtigen Dank und seine stete Bereitwilligkeit in allen Dingen versichert hatte. — „Apropos!“ begann ganz gleichgültig scheinend der Bürgermeister, — „habt Ihr, mein ehrenwerther Herr Herbert und lieber Meister, schon einen Bräutigam bestimmt für Eure schöne Magdalene? — ich habe mir sagen lassen, Euer Quartierherr, der Grenadier-Hauptmann, habe ernstliche Absichten auf die liebe Jungfrau — nun — er ist ein tapferer wohlerfahrner Mann — ich wünsche Euch Glück — Ihr wißt, mir liegt das Wohl jedes einzelnen meiner Bürger sehr am Herzen.“ — „Ich weiß,“ entgegnete mit sonderbarem Lächeln der alte Silberschläger, — „ich weiß es gar wohl, Herr Bürgermeister! aber erlaubt mir zu bemerken, daß ich meine Tochter nie zwingen werde, gegen ihre Neigung sich einem Mann hinzugeben für dieß ganze Leben, und da ich ihre Gesinnung kenne, so glaube ich am wenigsten, daß sie sich jetzt, wo das Vaterland so arg bedroht ist, entschließen könnte, eben einem kaiserlichen Hauptmann ihre Hand zu geben.“ — „Ja ja,“ entgegnete Vachieri, „das ist sehr löblich, sehr patriotisch, mein lieber Meister! aber wie die Dinge jetzt gestaltet sind, glaube ich, ist wenig Hoffnung für unsern gnädigsten Landesherrn Maximilianus, und ich denke, es ist immer besser, sich an das zu halten, dem das Glück günstig, als an das Ungewisse und an eitle Hoffnungen, die wir zwar alle

in unserer aufrichtigen Vaterlandsliebe mit redlichem Herzen hegen, die uns aber wenig Gutes bringen werden.“ — „So denkt Ihr, Herr Bürgermeister!“ erwiederte Herbert mit Unwillen, „wir besseren Bürger der Stadt aber denken anders, denn wir sind redliche deutsche Männer — doch verzeiht, Herr Bürgermeister! und erlaubt mir, nur noch beyfügen zu dürfen, daß jetzt der Vater, nicht der Bürger vor Euch steht — laßt die Silberornamente in der St. Peters Pfarre von mir oder einem andern Meister ausbessern, wie es Euch beliebt — aber nehmt mir nicht übel, meine Tochter bedarf keiner Reparatur, und ein Offizier der fremden Besatzung dächt' ich, wäre des Bürgermeisters von München so warmer Fürsprache nicht werth. Lebt wohl, Herr von Vachieri! und deutet meine Aufrichtigkeit nicht übel.“ Er nahm den Krempenhut vom Stuhle, verbeugte sich und ging. Vachieri biß die Zähne über einander. „Alter Trotzkopf,“ murmelte er für sich, „so wie du, giebt es viele in diesen Mauern — aber ich beuge Euch, ich Euer Bürgermeister, mit der Gnade Gottes und dem Beystand des Hochedlen Herrn Administrators Grafen von Löwenstein Erzellenz.“ —

Der alte Herbert hatte vor seiner lieben Magdalene kein Geheimniß, er erzählte ihr daher auch Alles, was bey dem Bürgermeister sich zugetragen. Magdalene horchte in der Angst ihres Herzens auf die Worte ihres biedern Vaters. „Sieh, meine liebe Magdalene!“ endete er die Rede, „ich weiß wohl, daß mir der welsche Frömmler abgeneigt ist, denn sonst säße ich

schon lange im Rathe meiner Mitbürger, ich weiß auch, daß er jetzt in Verbindung mit dem Grafen Löwenstein und dem barschen Gronsfeld alles aufbieten wird, dich dem Hauptmann zu überliefern, aber bey meinen weißen Haaren schwöre ich, es soll ihnen nicht gelingen, bleibe der Tugend getreu, meine Tochter! und es wird noch Alles zum Besten sich lenken, daß diese Peiniger nicht mehr bayerisches Brod essen, und doch fortwährend über das gute Bayerland schmähen." — Magdalene war zwar beruhigter, aber doch schrieb sie noch am Abend in ihrer stillen Kammer das Brieflein an Karl, denn sie meynte, es würde ihr noch weit leichter um das beängstigte Herz werden, sähe sie den geliebten Jüngling wieder, ja, sie hatte sich fest vorgenommen, ihre Liebe dem Vater zu gestehen, und würde Karl gleicher Meynung seyn, vereint mit ihm, denselben zu bitten, ihrer Herzen heißen Wunsch zu erfüllen und sie für ewig zusammen zu geben. Dann dachte sie, zöge sie fort mit ihrem Karl in die lieben friedlichen Berge, wo sie sicher wäre vor den Zudringlichkeiten der fremden gehaßten Prahler, wo sie fern von dem Treiben feindselig gegenüber gestellter, erbitterter Gemüther, nur ihrer Liebe, ihrem Karl leben würde. Arme liebende Jungfrau! wie bitter wurden deine Hoffnungen getäuscht, welch' jammervoller Schmerz mußte noch dein treues edles Herz zerreißen, aber, die Vorsehung hatte dir gewiß einen schönern Freudenkranz in jener Welt vorbehalten, als ihn die irdische Zeit dir je zu reichen im Stande gewesen wäre. —

Karl Hafner war dem Rufe seiner Magdalene schnell gefolgt; hätte sie ihn an das Ende der Welt beschieden, er wäre gekommen. Mächtig schlug sein Herz, als er endlich von der Ebene aus die lieben Frauenthürme sah; trübe Wolken zogen über sie hin, eine üble Vorbedeutung. — Er verdoppelte seine Schritte und obwohl müde von der Reise, ordnete er vor den äußern Wällen wo möglich seinen Anzug, und wanderte mit klopfendem Herzen dem Hause des ehrenwerthen Herrn Herbert zu, denn er wußte, daß er immer freundlich von dem wackern Bürger aufgenommen wurde, mit dem er so manche fröhliche Stunde in der Probstey zu Fischbachau, absonderlich an jeder Kirchweih, zugebracht hatte. — Als der bayerisch gesinnte Jüngling die kaiserliche Thorwache, und in der Stadt selbst die Patrouillen sah, lächelte er still für sich hin und mochte gedacht haben, daß diese Herrlichkeit bald ein Ende nehmen werde, da er wußte, wie die Bewohner seiner Berge gesinnt waren, was in ihrem Plane lag, und was die nächste Zukunft bringen würde. — Er traf den Silberschläger bey der Abendmahlzeit, an welcher auch Magdalene und der Hauptmann Theil nahmen. Als Karl eintrat, flog eine hohe Röthe über der Jungfrau liebliches Antlitz, sie vergaß sich und sprang mit dem Rufe: „Gott zum Gruß, Karl!" auf den Jüngling zu. Ihre innere Bewegung konnte dem, in solchen Dingen wohl erfahrnen Wilani, nicht entgehen; ein einziger Blick von ihm, den er zwischen Magdalenen und dem jungen Gebirgsschützen theilte, überzeugte ihn, daß

dieser Willkomm mehr als ein gewöhnlicher Gruß gewesen. Er maß den kräftigen Jüngling mit stechendem Blicke, und als auch der alte Herbert freundlich dem Jüngling entgegentrat, ihn seinen lieben jungen Freund nannte, ihn nöthigte, Büchse und Sack abzulegen, da setzte vor innerer Wuth der Hauptmann schnell das Kelchglas wieder weg, das er eben zum Trunke an den Mund geführt hatte. — „Nicht für ungut, Herr Capitän," sprach gar höflich der alte Silberschläger, „nicht für ungut, daß ich den unerwarteten Gast alsogleich hier an Eure Seite setze — es ist ein guter Bekannter von mir aus dem bayerischen Gebirge, und so liebevoll und freundlich ich in seines Vaters Hause stets aufgenommen werde, so freundlich muß ich ihn auch hier bewirthen." — „Ist's ein Verwandter zu Euch, Herr Silberschläger?" frug Wilani. „Nein," entgegnete Herbert, „nicht verwandt, aber gut bekannt aus alten schönen Zeiten, die ich in jenen Bergen verlebt, damals war die Luft noch reiner als jetzt," setzte er nicht ohne Bitterkeit hinzu. „Nun, was nicht ist, kann noch werden," bemerkte mit einem höhnischen Lächeln der Hauptmann, verbarg seinen innern Groll und es schien, als würde ihm die Mahlzeit schmecken. Er glaubte, an seinem Tischgenossen einen gewöhnlichen Gebirgsbewohner zu finden, der, außer ein Reh zu schießen oder das Schwarze der Scheibe zu treffen, weiter sonst nichts wisse von der Welt und ihren Ereignissen, und so wollte er den unwillkommenen Gast, an welchem Magdalene so viel Wohlgefallen zu haben schien, durch seinen Witz

erniedrigen, und erlaubte sich manchen unedlen Spaß über die bayerische Derbheit, besonders in den Hochgebirgen. Karl Hafner hatte auf manche gröbliche Anspielung nichts geantwortet, sein Herz, seine Seele war bey Magdalene, das Mädchen selbst ging geschäftig auf und zu, trug auf vom Besten und füllte gar fleißig dem müden Jägersmann das hohe Deckelglas. Als aber Wilani, vom Trunke und der Eifersucht erhitzt, sich über den geflüchteten Churfürsten lustig machte, ihn eine Perücke ohne Kopf, einen Fürsten ohne Land nannte, da riß die Geduld des ehrlichen bayerschen Blutes; Karl stellte rasch das Glas auf den Tisch und sprach: „Erlaubt, mein Herr Hauptmann, gleichgiltig seyn bey fremden Unglück, ist nicht recht, hart seyn bey demselben, ist unchristlich, aber sich lustig machen über fremdes Unglück, an welchem man selbst viel Schuld ist, ist — mit Gunsten, Herr Hauptmann! — erbärmlich.“— „Bursche!“ fuhr Wilani auf. — „Laßt den Burschen,“ entgegnete Karl ruhig, während Magdalene zitterte, — „so lange Ihr hier auf bayerischem Boden unser Brod eßt und unsern Wein trinkt, was wir Euch zu reichen mit Rechten nicht schuldig wären, so sprecht auch mit Ehrfurcht von unserm durchlauchtigsten Churfürsten, laßt Eure unzeitigen Spötteleyen, es könnten Euch sonst ein paar bayerische Fäuste dieselben eben nicht zum angenehmsten lohnen.“ „Bube!“ rief ergrimmt der kaiserliche Offizier, du wagst es, mit einem Hauptmann Sr. Majestät des Kaisers, deines jetzigen Herrn in solchem Tone zu sprechen — Stockprügel laß ich dir

geben auf der offenen Hauptwache!" schrie er, sprang auf vom Stuhl und gürtete den Degen um. Herbert und Magdalene eilten erschrocken auf ihn zu, und suchten den zornerglühten Italiener zu beschwichtigen, Karl Hafner aber blieb ruhig auf seinem Sitze und blickte nach seiner Kugelbüchse, welche am Eingang der Thüre an einem Wandnagel hing. -- Der Hauptmann stürmte fort, nachdem er gegen Herbert hoch und theuer geschworen, den Burschen, treffe er ihn wieder im Hause, bey seiner Zurückkunft verhaften, und denselben als Beleidiger der kaiserlichen Majestät abstrafen zu lassen. — Als er fort war, bat Herbert den Jüngling, sich keiner Gefahr auszusetzen und lieber eine ruhigere, ach so ersehnte Zeit abzuwarten, wo er wieder in seinem Hause froh und ungestört mit ihm plaudern, wo sie dann wieder mit einander auf dem Schießplatze sich belustigen könnten. Karl hatte ihn ausreden lassen. „Es giebt bald ein großes Schießen, mein ehrenwerther Herr Silberschläger," hub er an, „und ich lasse Euch deßhalb meine gute Büchse zurück, übt Euch indessen im Schießen, denn Ihr habt, trotz eurer Jahre noch ein frisches Auge und eine sichere Hand, gewöhnt Euch daran, das Weiße zu treffen, denn diese Farbe wird den Preis des großen Schießen bestimmen." — Herbert verstand den Jüngling nicht. — Er bat ihn noch einmal, sich vor Wilani zu hüten, bedauerte, daß dieß erste Zusammentreffen so unangenehm sich geendet, und ging dann hinüber zu den Gesellen, um ihrer Arbeit nachzuschauen. Als sich die Thüre hinter ihm schloß,

fiel Magdalene mit dem Rufe des beängstigten Herzens: „o mein Karl! mir ahnet nichts Gutes,“ an die Brust des Jünglings. Dieser aber blickte ihr vertrauungsvoll in die lieben Augen, und aus seinem offenen Blicke strahlte das Feuer der reinsten heißesten Liebe. —

„Besorge nichts, meine Magdalene!“ sagte er so ruhig, als wäre nichts vorgefallen — „ich konnte nicht schweigen und wäre vor deinem Hause der Galgen gestanden, an den mich diese Landespeiniger hängen sollten, ich konnte nicht schweigen. Aber nun sage schnell, was beängstigt dich, was droht unserer Liebe? Ich bin mit banger Bekümmerniß heraufgeeilt zu dir — laß mich nun Alles wissen.“ — „Eben dieser Hauptmann,“ entgegnete die Jungfrau, „ist der feindliche Dämon, der sich zwischen dich und mich stellt. — Er scheint ernstlich um meine Hand zu werben, Graf Löwenstein selbst sprach ihm ein gutes Wort bey meinem Vater — weiß Gott, wie es mit uns allen gehen wird, es muß was Großes im Werke seyn. Oft spät am Abend kommen die Bürger der Stadt zu meinem Vater, sie sitzen dann bey verschloßner Thüre bis am Morgen bey einander — es ist eine schreckliche Zeit — ich mußte dich sehen, Karl! denn ich habe keinen Trost, keine Ruhe in diesem düstern Treiben!“ — „Sey ruhig,“ entgegnete Karl — „ja, es ist Großes im Werke — und ich hoffe Alles von der Zukunft.“ — „O laß uns den Vater um seinen Segen bitten — laß uns eilen in deine Berge!“ rief Magdalene, so rasch, als wäre jetzt schon

der Löwenstein mit dem gehaßten Freyer an der Thüre. Da runzelte sich die Stirne des Jägers, er sah lange mit ernstem Blicke zu Boden, dann sprach er bewegt: „Noch ist es nicht Zeit — tret' ich bis zum neuen Jahr so in deine Stube, wie heute — ja, dann laß uns dem Vater unsre Herzen öffnen — bis dorthin muß sich vieles entschieden haben, denn bey meinem Gott und der Mutter Gottes auf dem Birkenstein schwöre ich — lieber bayerisch sterben will ich als kaiserlich verderben!" — Obwohl Magdalene sehr in den erglühten Jüngling drang, ihr mehr zu erzählen, was geschehen soll und wird, so verschwieg er doch, seines Schwures eingedenk, der Geliebten alles. Aber mit unendlicher Zärtlichkeit und Liebe bat er sie, seiner zu gedenken in jeder Zeit, denn er mußte ja wieder fort, wollte er nicht der Hinterlist des welschen Hauptmanns sich ausgesetzt wissen. Als sich die Liebenden gegenseitig getröstet, gegenseitig sich ewige Treue zugeschworen nnd mit dem heißen Kusse der ersten beglückenden Liebe ihren Schwur besiegelt hatten, schieden sie wieder von einander. So wie in diesem Augenblick sahen sie sich nicht wieder. —

Karl Hafner blieb dieselbe Nacht noch in München; er hatte eine geheime Unterredung mit einem Färber der Stadt, welche den großen Plan betraf, den auszuführen nun die Zeit so nahe stand. Zufrieden, seine Aufträge an einige Bürger so glücklich besorgt zu haben, aber betrübt über die Ereignisse in des Silber-

schlägers Hause, kehrte er am andern Morgen in seine Berge zurück. — Hauptmann Wilani war zufrieden, als er den gefährlichen Nebenbuhler nicht mehr im Hause seines Quartiergebers traf; er setzte mit verdoppeltem Eifer seine Bewerbungen um Magdalene fort, er sprach darüber selbst in einer günstigen Stunde mit dem alten Herbert. Der ehrliche schlichte Bürger, zwar schon lange darauf vorbereitet, hatte doch nicht Fassung genug, sogleich nach seiner innersten Meynung dem Hauptmann seine Gesinnung kund zu geben; er hatte gegen die Person desselben eben keine entschiedene Abneigung, aber so lange er als Feind seines heiß geliebten Vaterlandes vor ihm stand, so lange Bayern und namentlich München sich seiner alten Rechte und Freyheiten, sich der beglückenden Anwesenheit des geliebten Landesfürsten nicht erfreuen konnte, so lange war es dem redlich gesinnten, rechtlichen Münchner Bürger nicht möglich, nur im geringsten eine Zusage zu thun, die er nach der Hand vielleicht noch bitter bereuen müßte. Er wich also aus, wie er konnte und äußerte gegen Wilani, daß er durchaus der Neigung seiner Tochter nicht entgegen handeln wollte, würde sie einen Mann wählen, der auch seinen Anforderungen in Beziehung auf Charakter und Vermögensumstände entsprechen würde. — Magdalene aber blieb sich gleich. Standhaft in ihrer Liebe, treu ihrem Karl, vermochte Wilani durch alle Kunstgriffe der Schmeicheley nicht, ihr nur ein Lächeln abzugewinnen. Sie eröffnete ihm unverhohlen, daß sie keine Neigung zu ihm haben könne,

daß er nie, weder von der Zeit, noch von irgend einem besondern Ereignisse eine Hoffnung sich machen könne, ihre Gesinnung zu seinem Besten verändert zu sehen, ja, als er einmal, mehr als sonst heiter gestimmt, von einem Trinkgelage heimkehrte, und sich einige Freyheit gegen die sittliche Jungfrau erlaubte, stieß sie im vollen Zorn des beleidigten jungfräulichen Ehrgefühls den frechen Wüstling zurück, daß er taumelte und der Degen aus der Scheide fiel. Von diesem Augenblick an mied Wilani die Jungfrau, aber gab deßhalb nicht den Plan auf, sie noch sein nennen zu können. —

Während in München die Bürger mit Sehnsucht eine Aenderung ihrer Lage herbeywünschten, waren die redlichen Oberländer mehr in der That bemüht als in immerwährendem Hin- und Herrathen, wie es in München der Fall war, sich des lästigen Joches zu entledigen. Schon hatten mehrere Versammlungen an drey verschiedenen Orten statt gehabt. Die letzte Versammlung, wozu auch der, seit seinem Aufenthalt in München mit noch größerm Haß gegen die Kaiserlichen erfüllte Karl Hafner eilte, war in der Gegend des Kochelsees, in der Nacht vom 12. auf den 13. December. Hier wurde der große Plan noch einmal von den ältesten und erfahrensten Männern der verschiedenen Gemeinden berathen, und schon am nächsten Tag drang ein Theil der Oberländer, den muthigen Karl Hafner an der Spitze, in das Kloster Benediktbeuern, sich Waffen zu holen; ihre Hoffnung aber wurde getäuscht, denn sie

fanden nichts als zwey kleine Kanonen, die sie mitnahmen. Von diesem unüberlegten Verfahren stammte viel Unheil her. Der Abt des Klosters, ein feiler, kriechender Mönch, schickte schnell einen Boten nach München und ließ den Grafen von Löwenstein von seiner Unschuld an diesen hochverrätherischen Schritten durch denselben versichern. —

Der kaiserliche Administrator nahm nun alle Maaßregeln, die bey so kritischen Verhältnissen nöthig waren, aber auch die wackeren Gebirgsbewohner waren nicht müssig geblieben. In Mitte dieses Treibens vergaß Karl Hafner seine geliebte Magdalene nicht, und der ehrliche Jörg bestellte ihm gerne ein Briefchen an sie, das er in dem Kummer seines Herzens geschrieben. Jörg traf sie allein in ihrer Stube und da ihm Karl strenge aufgetragen, nur in ihre Hände das Brieflein zu geben, so hielt es der redlige Bursche in seinem Gürtel verborgen, und erst, als er den Augenblick für sicher hielt, händigte er der Jungfrau dasselbe ein. Magdalene las mit hochklopfendem Herzen das Brieflein, welches also lautete: „Liebste Magdalene! Ich bitte Dich bey der heiligen Jungfrau Maria — gehe in den nächsten Tagen nicht aus dem Hause, und sey nicht verzagt, mag kommen was will. Grüße Deinen Vater und sage — der Spielhahn ist aus dem Schnee hervorgekrochen, und die Jäger laden ihre Büchsen. Er versteht mich schon. Verbrenne das Brieflein alsogleich und denke an mich, der ich bin im Leben oder Tod Dein treuestes Herz Karl Hafner.“

Ein unglücklicher Zufall wollte, daß in eben dem Augenblick, als das aufgeregte Mädchen den Brief gelesen, Wilani in das Zimmer trat. Magdalene legte den Brief schnell aber sichtbar verlegen auf den Nähtisch. Wilani sah den noch auf Antwort harrenden Jörg, er ahnete, daß der Bursche wohl von dem verhaßten Nebenbuhler gesandt sey, doch schnell gefaßt, that er, als bemerke er nichts, aber während er mit Magdalenen von gleichgiltigen Dingen sprach, las er mit seinen Luchsaugen das ganze Brieflein. Schnell griff er darnach und steckte es zu sich; Magdalena war hoch erschrocken und bat und beschwor ihn um Zurückgabe des theuern Briefleins. Aber ernst und bündig sprach der Hauptmann: „Verzeiht, spröde Jungfrau! nicht der abgewiesene Freyer, sondern der kaiserliche Capitän nahm das Brieflein, und wahrlich der Graf von Löwenstein wird es auszulegen wissen, Euer Vater und Ihr selbst verdienet um mich keine absonderliche Rücksicht.“ Der Italiener, in dessen Herzen der Groll der verschmähten Liebe mit verdoppelter Kraft erwachte, ging. Jörg hätte ihm die Hirnschale einschlagen mögen, aber klug genug, überdachte er im ersten Augenblick, daß eine voreilige Handlung hier mehr schaden als nützen könne. Magdalene war untröstlich. — Am andern Tag wurde der alte Silberschläger im Namen Sr. kaiserlichen Majestät verhaftet.

Die Einziehung des alten, allgemein geachteten Silberschlägers hatte in München großes Aufsehen erregt. Mehrere Bürger begaben sich zu dem Bürger-

meister Vachieri und baten ihn um Verwendung bey dem kaiserlichen Administrator für den wackern Mitbürger, ja sie erlaubten sich der bittersten Reden gegen ihn, als er, dem Silberschläger nie gewogen, nach seiner Art sich aus der Schlinge ziehen wollte. Der alte Herbert saß gegen zehn Tage in dem sogenannten Taschenthurm, ohne nur einmal verhört zu werden. Magdalene war trostlos, sie schickte einen Gesellen ihres Vaters nach Marbach zu ihrem Karl, um ihn von dem Vorfalle zu unterrichten. Der redliche Bursche lief den weiten Weg in einem Tage, aber er traf den jungen Hafner nicht zu Marbach, ja nicht einmal in der Gegend seiner Heimath, denn er war nach Pfarrkirchen geeilt, wohin ihn die Verbündeten an den biedern ächten deutschen Mann, den edlen Plinganser abgeschickt hatten. Wilani hatte nun freyen Spielraum. Er zog zwar sogleich aus dem Hause des alten Herbert, und nahm Quartier in einem Gasthaus außer der Stadt, aber doch trieb ihn theils Neugierde theils Schadenfreude öfter vor des Silberschlägers Haus vorüber, nirgend aber erblickte er Magdalene; der Silberladen war geschlossen und die Vorhänge an den Fenstern der Wohnstube blieben zugezogen. Magdalene trauerte und weinte, sie selbst war zu dem Bürgermeister Vachieri geeilt, von demselben aber unfreundlich, ja beynahe hart behandelt worden. Nur einmal hatte sie sich die Erlaubniß erwirken können, ihren Vater im Gefängniß besuchen zu dürfen, als sie sich aber das zweyte Mal bey dem Administrator, Grafen von Löwenstein einfand,

wurde sie mit dem Bescheid abgewiesen, daß der Proceß ihres Vaters nun bald eingeleitet werde, und zu dem Gefangenen Niemand mehr gelassen werden könne. Der Jammer der unglücklichen Magdalene war unbeschreiblich; oft wollte sie in Verzweiflung über das Schicksal ihres geliebten Vaters, die Hilfe des Hauptmanns anrufen, aber dagegen stritt ihr Ehrgefühl, sie hatte keinen Trost als ihre Thränen, keine Hoffnung, als die Mutter Gottes in dem Herzogspital. Endlich begannen die Verhöre des alten Herbert; verschiedene Nachrichten, welche bey dem Grafen Löwenstein eintrafen, einige Auftritte des Landvolks in der Gegend von Tölz, machten die Sache ernster, als die kaiserliche Administration anfangs selbst glaubte und das um so mehr, da man sich von der Gesinnung der Bürgerschaft Münchens so halb und halb schon überzeugt hatte, und nun wenig Zutrauen zu selber fassen konnte. Ohnerachtet der fürchterlichsten Drohungen verschwieg der ehrliche Herbert alles, was er von dem großen Unternehmen, der Befreyung des Vaterlandes, in welches Geheimniß er seit Kurzem eingeweiht gewesen, wußte, mit edler Standhaftigkeit. Man entzog ihm warme Kost, aber er blieb sich gleich, obwohl seine Kräfte allmählig zu schwinden anfingen. — So rückte der verhängnißvolle Christabend des Jahres 1705 heran. Auf der einen Seite der Isar, von Schäftlarn herab, zogen die bayerischen Wehrmänner mit edler Kampfbegierde, sie waren aus der Gegend von Tölz, Lengries und den umliegenden Ortschaften; der andere Theil der bayerischen Lan-

desvertheidiger hatte sich bey Grünwald gesammelt und zog in schauerlicher Stille an der Anhöhe von Harlaching gegen die Stadt Wohl rechneten sie am meisten auf die Bürgerschaft Münchens, aber, durch den verachtungswerthen Pfleger zu Starnberg, Etlinger, gewarnt und im Einverständniß mit dem eben so verächtlichen Vachieri, ließ Graf Löwenstein die Häuser der Bürger durchsuchen und alle Waffen, welche gefunden wurden, wegnehmen, ja, von Seite des Bürgermeisters wurde die ganze Einwohnerschaft aufgefordert, sich bey schwerer Strafe in den nächsten Tagen ruhig zu verhalten und an nichts Theil zu nehmen, was außen vorgehe. — So rückten die dreytausend Todtenopfer, unbekannt mit den letzten Ereignissen in München, ihren Schlächtern entgegen. Vergebens harrten sie auf das verabredete Zeichen, das Steigen einer Rakete. Alles war verrathen, die Kaiserlichen hatten die höchste Gewalt in Bayerns Hauptstadt und die rechtlich gesinnten Bürger konnten das Joch nicht brechen, in dem sie schmachteten. — Karl Hafner befand sich mit seinen Stutzenschützen an der Spitze jener Abtheilung, welche von Grünwald herabgekommen. Er hatte von seinem alten redlichen Vater herzlich Abschied genommen, er hatte das Grab seiner früh geschiedenen Mutter auf dem stillen Friedhof zu Fischbachau besucht, er hatte inbrünstig gebetet, bey dem Bilde der gnadenreichen Jungfrau auf dem Birkenstein — und so war er ruhigen Herzens in die Reihe der Wehrmänner getreten, bereitet zum Kampfe auf Leben und Tod. — Da der

kühne und rechtliche Jüngling bey den Oberländern ob seines klugen und besonnenen Benehmens sehr beliebt war, so hatte man ihm die Vorhut anvertraut. — Mit einer unendlichen Wuth griffen die Landesvertheidiger nun an. Mit dem tausendfachen Rufe: „**vivat Maximilianus**!" war der rothe Thurm an der Isar erstürmt, die Kaiserlichen zurückgedrängt und die Brücke genommen. Dieß geschah kurz nach Mitternacht. Da aber im Gewühle des Kampfes an die Ausführung eines geregelten Planes nicht zu denken war, so gingen mehrere Stunden, in welchen die Kaiserlichen sich nur vertheidigungsweise gehalten, ohne besondern Vortheil für die tapfern Oberländer vorüber, und es war der heilige Christtag angebrochen. Da war Oberst Kirchbaum mit Reiter und Fußvolk von Anzing heraufgeeilt, und kam ihnen in den Rücken. Das Gemetzel war schrecklich, langsam zogen sich die Landesvertheidiger kämpfend und fallend zurück, an der Stadt hin, nach den Aengern des Gottesackers; Karl Hafner und Jörg ordneten die zerstreuten Haufen, so gut es geschehen konnte — ein Schuß tödtete den letztern. — „Bayerisch sterben — „**vivat Maximilianus**!" waren seine letzten Worte. Karl sah den ehrlichen Burschen fallen, und mit erneuerter Wuth drang er, da er eine Sense ergriffen hatte, in den Haufen der Grenadiere — sein Auge suchte den Hauptmann und es fand ihn auch. Als er aber einen tüchtigen Hieb nach ihm führen wollte, fuhren zwey Kugeln in seinen rechten Arm, und Wilani, der den Jüngling wohl erkannt hatte, versetzte ihm

quer über die Stirne mit dem riesigen Haudegen eine tiefe Wunde. — „Magdalene!" rief Karl und sank, von seinem Blute überrieselt an der Leiche des redlichen Jörg zu Boden. Sein brechendes Auge blickte noch einmal gegen Himmel, der, im düstern Gewölke, selbst traurig auf die Ereignisse dieses in der bayerischen Geschichte ewig denkwürdigen Tages herabschaute. „Magdalene!" rief er noch einmal mit sterbender Stimme, dann schloß sich sein Auge. „Fahre hin, gehaßter Bursche!" schrie Wilani, trat mit dem Fuße auf die Brust des Bewußtlosen und rief seinen Grenadieren ein donnerndes „Vorwärts!" zu. — Auf Sendlings Fluren fiel der Rest der tapfern Wehrmänner. Mit Blut getränkt waren die Aenger von dem Gottesacker bis hin an die Kirche von Sendling. Die Braven hatten ihren Wahlspruch treu im Herzen gehabt, denn selbst unter dem Gestöhne der vielen und vielen Sterbenden hörte man auf erstarrenden Lippen leise die Worte: „Lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben!" —

In dem kleinen Rathhaussaale waren am heiligen Christtag, von frühestem Morgen an, die Mitglieder des Magistrates versammelt, und standen mit sichtbarer innerer Bewegung in einer drückenden Stille bey einander. Nichts störte diese Stille als das Picken der großen Kastenuhr, welche zwischen den Flügelthüren des Plenums angebracht ist. Am Mittag noch hörte man von den Sendlingerfeldern herein das Kleingewehrfeuer der kaiserlichen Infanterie und den wilden Verzweif-

lungsruf des letzten Häufleins der verrathenen, verlassenen Wehrmänner. Die Rathsherren erwarteten den Bürgermeister, denn es war gar viel zu berathen, und was man von den Thürmen und Stadtmauern aus, auf dem Schlachtfelde erblicken konnte, wurde von Viertelstunde zu Viertelstunde auf dem Rathhaus gemeldet. Aber so schrecklich die Bothschaften auch waren, wie auch gleich einem Büchsenschuß weit von der Hauptstadt dreytausend bayerische Landeskinder zusammengemetzelt wurden, was mit Hülfe der Bürgerschaft Münchens und der Bewohner der umliegenden Gegend nicht geschehen wäre, so konnte doch mit dem besten Willen nicht Ein Bürger aus der Stadt, denn die Thore waren geschlossen und überdieß noch mit doppelten Wachen besetzt. — Sie waren gefallen diese edlen braven Männer, gefallen für ihren Fürsten und ihr Vaterland — der rauhe Nordwind, der über die Gefilde hinwehte, vereinigte Blut und geschmolzenen Schnee zu einer farbigen Leichendecke. Während dieß Alles am Morgen des heiligen Christtages geschah, lief der heuchlerische Vachieri von einem Besuch zum andern, nahm bey seiner Mutter das Frühstück ein, und hörte dann in der heiligen Geistkirche die drey Messen. Die Sturmglocke hätte er sollen läuten, um ganz München und die umliegenden Dörfer in Aufruhr zu bringen; statt dessen aber entwaffnet er die Bürger, läßt die Thore sperren nimmt das Frühstück ein, während vor den Mauern der Stadt, deren Bürgermeister er ist, das Blut der braven Bayern in Strömen fließt. Und mit einem

solchen Gewissen naht er sich dem Altare des Herrn, sein Gebet zu verrichten!! — Es war schon Mittag, als Vachieri endlich in den Rathhaussaal eintrat. „Ehre sey Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden! Guten Christtag, meine Herren!“ sprach er,— „die Morderpedition ist vorüber.“ Er dankte verbindlich auf den Gegengruß der Rathsherrn und schritt voran in das Plenum. — Hier aber thaten sich die Herzen der redlichen Bürger auf, sie drangen ernstlich in Vachieri, sich um den Silberschläger Herbert anzunehmen, sie forderten, daß augenblicklich die Verwundeten in die Stadt gebracht werden sollten, bevor sie in Kälte und Fieber elendiglich dahin sterben würden auf den umliegenden Aengern. Der welsche Zweyzüngler aber getraute sich nicht, das letztere zu thun. Da fuhr in edlem Unwillen einer der Rathsherrn vom Stuhle auf. „Wollt Ihr nicht, Herr Bürgermeister! so wollen wir — ja wir Alle! Ist mir doch, als schlüge das Münchnerkindl dort in unserm Stadtwappen die Hände über den Kopf zusammen, über die Gräuel, so heute geschehen — über uns selbst, die wir müssig sind bey solch unendlicher Marter, welche unsre Brüder vor unsern Augen erleiden! Ich gehe zum Grafen Löwenstein, und wer mir folgt, Ihr ehrenwerthe Herren! dem lohn' es Gott! — Heute, jetzt gleich müssen die Verwundeten in die Stadt gebracht werden, oder es sollen mit unsern Fäusten die Thore gesprengt werden, da wir keine Waffen haben. Wer folgt mir, meine ehrenfesten Herren?“ Alle Rathsherren erhoben sich

von ihren Sitzen, warfen die Mäntel um und folgten dem greisen Redner, ohne mehr auf den verblüfften Vachieri zu merken; dieser sah aus dem Fenster des Saales und trommelte gleichgültig mit den Fingern an den Scheiben. —

Graf Löwenstein empfing mit diplomatischer Freundlichkeit die sämmtlichen Rathsherren. Er bewilligte ihnen auch, die Verwundeten in die Stadt tragen, und in die Spitäler unterbringen zu lassen, nur forderte er die Auslieferung jener Rädelsführer, welche sich etwa unter den noch lebenden Bauern befinden sollten. Am Nachmittag wurden nun wirklich 600 Verwundete auf Tragbahren in die Stadt gebracht und lagen auf den Straßen herum bis zum späten Abend, wo sie erst in die Spitäler untergebracht werden konnten.

Auf dem Schrannenplatz unter den Bögen lagen in unendlichem Schmerz, halb erstarrt viele der unglücklichen Oberländer, Jüngling, Mann und Greis — untereinander, mit klaffenden Wunden, blutig — Opfer eines schändlichen Verrathes. —

In Todesangst hatte Magdalene den Tag über durchlebt, jetzt war ihr Alles klar, jetzt wußte sie, was Karl gemeint, als er sie bis zum neuen Jahre vertröstete; sie wußte es, sie war überzeugt, Karl war keiner der letzten in dem heiligen Kampfe. Als sie daher erfuhr, daß die Verwundeten in die Stadt gebracht worden seyen, litt es sie nicht mehr zu Hause — sie warf ihr Regentuch um, und eilte an die Plätze, wo die

Verwundeten auf spärlich hingestreutem Stroh, ein Bild des Jammers, umherlagen. — Mit einem lauten Schrey stürzte die Jungfrau an ihrem Karl nieder, er lag unweit der Mariensäule mit geschlossenen Augen, das Blut seiner Wunden war gestockt, kaum konnte sie die geliebten Züge erkennen. „O mein ewiger heiliger Gott!" rief sie aus in dem höchsten Schmerz, den je vielleicht ein weiblich Herz empfunden, sie hatte keine Thränen, aber Fassung genug, schnell mit ihrem Tuche die klaffende Stirnwunde zu verbinden. In diesem Augenblick führte das hämische Schicksal den Hauptmann Wilani herbei; die Grenadiere waren in die Stadt zurückgekehrt und an der Spitze einer Patrouille kam er des Weges. Er bemerkte und erkannte Magdalene. Schnell ließ er seine Colonne halten, trat näher, bückte sich nieder zu dem Verwundeten und sprach, indem er Magdalene, welche kniend die Wunde des todtbleichen Jünglings verband, leise aufhob und zurückschob. „Verzeiht edle Jungfrau — laßt dieß Geschäft dem kaiserlichen Profosen, denn der, der da liegt, gehört nicht euch sondern dem Scharfrichter." „Tragt den Rädelsführer auf das kaiserliche Wachthaus!" — rief er seinen Soldaten zu, und als diese den noch immer besinnungslosen Jüngling wegtrugen, stürzte Magdalene ohnmächtig zu Boden. —

Wilani hatte nichts eiligeres zu thun, als sich zu dem Administrator Grafen von Löwenstein zu begeben und ihm respektvollst zu vermelden, daß einer der Haupträdelsführer des Aufstandes, zwar schwer verwundet, doch

aber noch lebend, eingebracht worden sey. Dieser gab sogleich Befehl, daß der Verwundete verbunden und sodann in das, für die Hochverräther bestimmte Gefängniß (den Falkenthurm) gebracht werden solle. Wilani hoffte von diesen Ereignissen, seinen Plan auf Magdalene zu erreichen, er wollte durch alle Art von Trübsalen das tugendhafte Mädchen schwankend machen in seinen Grundsätzen, er wollte, wenn Jammer und Sorge um Vater und Geliebten die spröde Jungfrau ganz zu Boden gedrückt hätten, als Retter aus so vieler Noth auftreten und Bedingnisse setzen, die einzugehen wohl bey so hoch gesetztem Spiel, kein weiblich Herz verweigern könnte. Der Zufall war ihm günstig gewesen, er hatte seinen gefährlichsten Nebenbuhler als Hochverräther in seine Hände gespielt. So dachte der schlaue Italiener, so hoffte er und von der Ausführung seiner Pläne hing Tod und Leben des armen Karl ab. — Dieser kam erst nach vollen 36 Stunden zu sich. Als er die Augen aufschlug, als das Brennen seiner Wunden ihn aus seiner Betäubung weckte, war er schon in den Klauen seiner Peiniger. Ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund, er hätte sich lieber tausendfachen Tod gewünscht auf dem Felde, wo seine Brüder, seine Freunde gefallen, denn was anders stand ihm wohl bevor, als ein schmählicher Tod durch Henkershand. —

Während Karl Hafner unter der Behandlung der kaiserlichen Feldscherer stand, wurde in der Prozeßsache des alten Herbert fortgefahren. Nebst ihm waren noch mehrere Bürger, ein Wirth, ein Färber und ein Roth=

gerber verhaftet worden; der churfürstliche Hauptmann Abel und Lieutenant Lange, welche als ächte Patrioten sich mit an die Spitze der Landesvertheidiger gestellt hatten und leicht verwundet wurden, schmachteten ebenfalls im Gefängniß, und sahen ihrer Aburtheilung entgegen. — Die Stimmung der Bürgerschaft Münchens war im höchsten Grade niedergeschlagen. Alles war nun entschieden, Alles verloren, ihre einzige Hoffnung war nun der Churfürst selbst. Sein treuer Kammerdiener, Claudius Destouches, war wenige Tage vor Weihnachten verkleidet aus Brüssel in München angekommen, von seinem Herrn nach Wien und Verona geschickt, um Erkundigung über die Verhältnisse der churfürstlichen Familie einzuziehen; er war Zeuge der Schreckensscenen in der heiligen Christnacht und eilte unverzüglich nach Brüssel zurück, dem Churfürsten hievon Nachricht zu bringen.

Die Sache des alten Herbert stand noch immer schlecht und verschlimmerte sich noch mehr, als man bey Durchsuchen seines Hauses Karls Kugelbüchse fand. Der Verdacht eines Einverständnisses mit dem Bauernvolk vergrößerte sich, und die kaiserlichen Inquisitoren gebrauchten nun mit aller Strenge Zwangsmittel, um von den Verhafteten Geständnisse zu erhalten. — So wurde auch der brave Silberschläger, trotz seiner 65 Jahre, mit Stockschlägen angehalten, auszusagen, was er wisse, und alle zu nennen, die gleich ihm, sich im Bunde mit den Landesverräthern befanden. Dieses entwürdigende Verfahren kränkte den ehrlichen Greis so sehr, daß er

weder Speise noch Trank mehr zu sich nahm, und sichtbar seiner Auflösung entgegen ging. Als er sein Ende herannahen fühlte, begehrte er, daß man seine Tochter noch zu ihm lassen solle; man konnte dem Sterbenden die Bitte nicht verweigern, und so eilte ein kaiserlicher Stockknecht in die Wohnung des Silberschlägers und beschied die Tochter desselben zu ihrem todtkranken Vater. — Hast du freundlicher Leser deine geliebten Eltern noch am Leben, so weißt du nicht den Schmerz zu beurtheilen, der das dankbare Herz des Kindes ergreift in der Stunde des Hinscheidens eines geliebten Vaters, einer zärtlich geliebten Mutter. O! es ist dieß ein eigener Schmerz, der sich nicht beschreiben läßt, der den Knaben wie den Jüngling, das zarte Mädchen wie die Jungfrau, ja selbst den, durch die Stürme des Lebens oft abgehärteten Mann mit gleicher Stärke ergreift.— Diesen heißen unnennbaren Schmerz empfand auch die arme Magdalene, als sie in den Kerker ihres geliebten Vaters trat, als sie hinsank an das Lager des abgemagerten Greises, der seine Arme nach ihr ausstreckte und mit, von Thränen erstickter Stimme, nichts als den Ruf hervorbringen konnte: „O meine arme, arme Magdalene!" — Es bedurfte längere Zeit, bis Vater und Tochter sich erholt hatten. Der alte Herbert stärkte seine Seele durch ein stilles kräftiges Gebeth, trocknete die Augen, strich die Silberlocken von den bleichen eingefallenen Wangen und sprach mit bewegter zitternder Stimme: „Setz' dich zu mir meine Tochter, wir haben ein ernstes Wort noch miteinander zu reden. Du mußt dich

nicht betrüben, mein gutes Kind! über meinen Zustand, sieh! der Körper der Sterblichen ist hinfällig und ich habe meine Zeit gelebt und bin an dem Punkt, der Natur ihren Tribut zu bezahlen. Weine nicht meine Magdalene! es kann mir ja Gott noch die Gnade schenken, daß ich länger noch bey dir bin, aber ist es nicht sein heiliger Wille, so vernimm, was ich dir sage, um was ich dich herzlich, um was ich dich väterlich bitte." „O mein lieber, lieber guter Vater!" rief Magdalene im bittersten Schmerz — „sollst du schon gehen von deiner Magdalene? gieb die Hoffnung nicht auf — o ich würde sterben in dem nächsten Augenblick, würde ich nun auch dich verlieren, ist ja doch die Mutter schon so früh heimgegangen in den ewigen Frieden, und wer nähme sich denn auf der ganzen Welt um deine arme Magdalene an?" — Mit dem Blicke gegen den Himmel lag der mißhandelte redliche Herbert da, sein geliebtes, so früh verlornes Weib, seine gute Anna, stand vor ihm und reichte ihm die Palme des Friedens. „Magdalene!" fuhr er nach einer Pause fort, „ich fühle mich, darum laß uns Fassung gewinnen für diesen Augenblick, höre, was ich sage. Deine Liebe zu Karl Hafner ist mir nicht fremd gewesen, gerne hätte ich euern Bund gesegnet, wäre es nicht so gekommen, wie es ist. Der arme Karl steht der andern Welt näher als dieser, du hast Niemand mehr auf dieser Erde, darum meine Tochter, danke meine Gesellen ab, grüße mir die treuen redlichen Bursche, verkaufe, was noch da ist, schließe den Laden für immer, und suche Schutz bey unserer Base,

der ehrwürdigen Speiserin im Kloster auf dem Anger.“ — Er konnte nicht weiter sprechen, Magdalene sank an der Liegerstätte nieder und mit zärtlicher Liebe legte ihr der sterbende Vater die Hände auf. — Die zur Unterredung bewilligte Zeitfrist war verschwunden, der Wächter trat ein und beschied die Jungfrau, sich zu entfernen. — Herzzerreißend ward der Augenblick, Magdalene schied wohl mit der Hoffnung, ihren Vater noch einmal zu sehen, aber diese Hoffnung war vergebens, denn schon am nächsten Morgen verschied der brave Herbert, betrauert von Allen mit aufrichtigem Herzen. Sein Tod, die Mißhandlung, die er erlitten, und welche sein Ende herbeigeführt hatte, brachte einen ungeheuren Eindruck auf die Bürgerschaft Münchens hervor. Konnten die wackern Mitbürger des Verblichenen den lebenden Freund nicht den Klauen der Landespeiniger entreißen, so wollten sie wenigstens seine Leiche, wollten sie ehrlich begraben, wie es einem geachteten Bürger Münchens gebühret. Mehrere Bürger forderten daher mit allem Ernst, daß der Silberschläger Herbert nicht als Inquisit der kaiserlichen Stadthalterschaft, sondern als Bürger von München beerdigt werden sollte, und das um so mehr, da aus allen Verhören nichts ermittelt werden konnte, was gegen den alten Herbert mit Rechten zeigen konnte. Graf Löwenstein, dem der todte Verräther nichts mehr helfen konnte, bewilligte dieses alsogleich, und so wurde die Leiche des alten Herbert vom Taschenthurm aus unter überaus zahlreicher Begleitung seiner Mitbürger, der Meister und

Gesellen seiner Innung, nach dem Leichenacker gebracht und feierlich zur Erde bestattet. —

Magdalene war verwaist. Sie hatte Niemand mehr auf der weiten Erde, der ihr nahe stand, aber noch war der Kelch des Leidens nicht geleert, noch mehr des Jammers sollte über die Jungfrau kommen. — Schon verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß nun bald eine öffentliche Execution der gefangenen Rädelsführer statt haben sollte; mit banger Sorge sah man den Ereignissen eines jeden kommenden Tages entgegen. — Man hatte sich nicht getäuscht. In der Nacht vom 5ten auf den 6ten Februar 1706 wurde auf dem Schrannenplatz ein Schafot errichtet. Auf selbem verbluteten am Morgen des 6ten Februars die edlen deutschen Männer, die churfürstlichen Offiziere, Hauptmann Abel und Lieutenant Lange; ihre Häupter flogen vom Rumpfe — aber lieber waren sie bayerisch gestorben, als kaiserlich verdorben. —

Von den, nach der Schlacht bey Sendling in die Stadt gebrachten 600 Verwundeten waren die Meisten an ihren Wunden gestorben. Karl Hafner gehörte zu jenen Unglücklichen, welche als Opfer auserkoren waren, zur allgemeinen Warnung, den Verrath an Kaiser und Reich mit ihrem Leben zu büssen. Man heilte seine Wunden mit großer Sorgfalt, man wollte ihn ganz dem Leben wiedergeben, um ihm dasselbe in vollster Kraft seines Genusses wieder zu nehmen. Er wurde mit fünf seiner Kampfgenossen, treuen redlichen bayerischen Lan-

deskindern, als Aufwiegler und Anführer der bayerischen Landesverräther zum Tode verurtheilt. —

Des Frühlings wohlthuende Lüfte wehten aus dem Süden, der Schnee war geschmolzen und schon blühte das Veilchen am tiefen Gestade der Isar, und Schwalbe und Lerche war schon zurückgekehrt nach den Thürmen und Feldern um München. Am 23. April 1706 wurde dem von seinen Wunden genesenen Karl Hafner mit seinen fünf Leidensgefährten das Leben abgesprochen und am dritten Tage darnach sollten sie, eben auf den Feldern von Sendling, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode hingerichtet werden. — Allgemeine Betrübniß, allgemeine Aufregung über die neue Schlächterei herrschte in der Stadt. — Magdalene ein Bild des Jammers, des zerrissenen tiefverletzten Herzens, sah mit einer Qual, die sich nicht beschreiben läßt, dem Tag des größten Unglückes entgegen. — Da erblickte sie öfter den Hauptmann Wilani vor ihrem Hause vorübergehen, sie zitterte bei seinem Anblick, endlich trat er in das Haus selbst ein, und ließ sich bey der Jungfrau melden. Das Schaffot auf dem Felde zwischen Sendling und dem Gottesacker war schon errichtet; Wilani hatte die rechte Zeit abgewartet. —

„Verzeiht, meine werthe Jungfrau,“ sprach er bey seinem Eintritte in die Stube, „verzeiht, daß ich Eure tiefe Trauer störe, allein es treibt mich wider Willen mein Herz hieher, Euch meinen Beystand anzutragen.“ Magdalene lächelte bitter und sah mit langem Blick, welchen Wilani nicht ertragen konnte, in die Augen des

Hauptmanns. Die abgehärmte Gestalt der Jungfrau, die Blässe ihres Gesichtes, welche durch das Schwarz ihrer Kleidung noch mehr auffiel, das erloschene, sonst so schöne Auge, machten einen unangenehmen Eindruck auf Wilani, und er mochte sich wohl im Stillen wieder weggewünscht haben von dieser Jammergestalt, vor der er eben nicht mit dem beßten Gewissen stand, allein schnell gefaßt, dachte er, noch einmal das Aeusserste zu wagen und so fuhr er mit erheuchelter Theilnahme fort: „Ich betrauere das Schicksal Eures Vaters, meines freigebigen Quartiergebers wirklich sehr, — und das um so mehr, da Ihr glauben möget, ich trage einen Theil der Schuld daran. — Auf meine Verwendung hat ihn Graf Löwenstein milder behandelt, als er sollte.“ — „Und ließ dem bejahrten Mann Stockstreiche geben!“ fiel Magdalene in die Rede, und Thränen der Erinnerung und des Schmerzens traten in ihre Augen. „Daran, entgegnete Wilani, ist sein Starrsinn Schuld, hätte er bekannt, und die Namen der Aufwiegler angegeben, wäre er frei gewesen in der nächsten Stunde, und glaubt mir, Magdalene, nur ich verhinderte es, daß nicht auf dem Schaffot sein Haupt vom Rumpfe geflogen ist, wie es erst vor Kurzem den beiden Verräthern in ihrer eignen Landesuniform geschah. Doch sprecht, was seyd ihr gesonnen, jetzo zu thun?“ „Was ich thun will und werde, Herr Capitänus, erwiederte das Mädchen, darüber bin ich Euch, verzeiht mir, keine Rechenschaft schuldig. Wir haben miteinander nichts mehr gemein, möge Euch Gott verzeihen ob des Elendes, das

Ihr über mich gebracht — ich verzeihe Euch!" „Und wollt Ihr durch Eure Gunst, so Ihr mir schenkt, auch das Leben Eures Liebsten nicht retten?" frug Wilani. „Um solchen Preis würde Karl eher tausendmal sterben!" sprach Magdalene im höchsten Unwillen, „verlaßt mich Herr Capitän — ich bitte Euch, thut es Euch zu Liebe, denn meine Thränen, so Ihr seht, müssen heiß und schmerzvoll auf Eure Seele fallen." Ist das Euer letztes Wort, Magdalene? wollt Ihr mir keine Hoffnung, auch nicht für eine ferne Zukunft geben?" frug noch einmal der Hauptmann. „Keine!" entgegnete die Jungfrau. „Nun so soll man mir, als dem schlechtesten Wicht des ganzes deutschen Reiches den Degen zerbrochen vor die Füße werfen, stirbt der Bursche nicht morgen durch Henkershand!" rief der Hauptmann, „Gehabt Euch wohl, spröde Jungfrau, nehmt die Schuld seines schmählichen Todes nur immerhin auf Euch selbst!" — Er ging. Magdalene sank vor dem Bilde der Mutter des Herrn nieder. „Vergieb mir Heilige! stammelte sie, vergieb mir mein armer geliebter Karl! o könnte ich sterben mit Dir — dann wäre das Beste gethan." — Ihr Herz blutete, auf ihren Wangen schlug eine Thräne die andere. — Die Kunde von der bevorstehenden Hinrichtung des wackern Karl Hafner nebst fünf seiner Kampfgenossen hatte sich schnell in der Heimath der dem Tode Geweihten verbreitet. Mit jener seltnen Seelenstärke, wie sie nur frommen Gott ergebenen Herzen eigen ist, vernahm der alte Christoph Hafner diese erschütternde Nachricht. Er

hatte zwar wenig Hoffnung auf das Gelingen jener Pläne gesetzt, welche die Landesvertheidiger der bayerischen Hochgebirge vorhatten, aber doch hatte er sich das Ende alles dieses nicht so schrecklich, nicht so schmerzvoll für sich und seinen armen Karl gedacht. Längere Kränklichkeit und hauptsächlich die von der kaiserlichen Administration ergangene Verordnung, daß kein Gebirgsländer mehr die Stadt München betreten darf, hielten den alten Hafner ab, während der Gefangenschaft seines Sohnes sich nach München zu begeben. Jetzt aber, wo sein Sohn an der Pforte des Todes stand, wo er schied für dieses Leben von seinem treuen Vater, wo er, schreckliches Bewußtseyn für das arme Vaterherz! durch Henkershand sterben sollte, jetzt hielt den alten, tiefgebeugten Mann nichts mehr ab, den Weg nach München zu suchen. Er hatte seine letzten Kräfte gesammelt, er hatte sich Trost geholt bei dem Bilde der heiligen Jungfrau auf dem Birkenstein und war bereitet, diesen letzten allerschwersten Gang in seinem ganzen Leben anzutreten. Bevor er es aber that, ging er in die Probstey zu Fischbachau, und bat den ehrwürdigen Pater Anselmus, ihn zu begleiten. „Ihr habt, sprach er, meinem Sohne die ersten Begriffe seines Glaubens und der Ergebung in den heiligen Willen des Herrn beigebracht, Ihr habt in den Knaben ein frommes christliches Gemüth erzogen, habt die Liebe, ehrwürdiger Herr, nun auch dem Jüngling beizustehen in den letzten Stunden, denn der Trost, den Ihr ihm bringt, ist wohl der heilsamste, liebste für den Armen.“—

Gerne war der würdige Priester bereitet, und so begaben sich beyde Männer in tiefer Bekümmerniß nach München. Der alte Hafner hatte seines Sohnes beste Scheibenbüchse zusammengerichtet und mitgenommen. Der regulirte Chorrherr aber nahm ein kräftiges Gebetbüchlein mit, für alle Nothleidenden bekümmerten Christen geschrieben.

Als der alte Christoph Hafner mit dem würdigen Geistlichen an den Thoren von München angekommen war, wurden beide von dem wachthabenden kaiserlichen Offizier angehalten und um Zweck und Ursache ihres Kommens gefragt. „Herr Offizier! sprach der alte Hafner, erlaubt immerhin, daß wir das Thor passiren, denn wißt, ich bin der tiefgebeugte Vater eines jener Unglücklichen, welche morgen hingerichtet werden sollen.“ — Der Offizier sandte an den Grafen von Löwenstein, und als erst nach einer Stunde die schriftliche Erlaubniß hiezu eintraf, durften die Harrenden in die Stadt passiren. Der erste Gang, welchen Hafner machte, war in die Wohnung des Silberschlägers Herbert, seines alten werthen Freundes. Ach, er weilte nicht mehr in seinem Hause, er war nicht ruhig unter seinen Gesellen bei der Arbeit — sein Tagewerk war vollbracht! Ein heißer Thränenstrom stürzte aus Magdalenens Augen, als der ehrwürdige Greis, der Vater ihres geliebten Karls, in ihre Stube trat. Sie sank an seine Brust, sie konnte vor Schmerz kein Wort hervorbringen. Pater Anselm tröstete, wie er, selbst unendlich angegriffen, es immer im Stande war. — „Ich bin vor allen

zu Euch gekommen, liebste Jungfrau Magdalene," hub nach einer langen Pause der alte Hafner an, „ich muß mich durch Euren Anblick erst an den meines armen Sohnes gewöhnen. Sagt mir, wo wohnt der Herr Statthalter, daß ich hingehe und ihn auf meinen Knien bitte, meinen Sohn noch einmal sehen und segnen zu dürfen." — „Ich geh' mit Euch, Vater Hafner, rief die Jungfrau — o laßt mich mit! Gnade finden wir keine für Karl, aber ich muß ihn noch einmal sehen, denn ich könnte nicht sterben, hätte ich nicht noch einmal an seiner Brust gelegen." „Wenn der Schmerz nicht Euer ohnedieß tief betrübtes Gemüth gänzlich darnieder drückt, entgegnete der alte Christoph, „wenn Ihr Euch solches Herzeleid anthun wollet, so könnt Ihr mir folgen; der ehrwürdige Pater Anselm wird uns alle durch seine Ermahnungen aufrecht halten in diesen schmerzensvollen Stunden. Wißt Ihr nicht, Magdalene, wann ist die Stunde der Hinrichtung?" Mit abgewandtem Gesichte, mit einem nicht zu beschreibenden Schauer sprach die Jungfrau: „Morgen Mittags 11 Uhr." -- Magdalene war in den letzten Tagen mehr todt als lebendig, aber mit höchster Spannung erhielt sie sich aufrecht -- sie war in einem immerwährenden abmattenden Fieberzustand, doch nichts hielt sie auf, ihren Karl noch einmal zu sehen, und so raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen, und folgte dem greisen Hafner zu dem Administrator Grafen Löwenstein, der die Bitte der Jungfrau und des alten Vaters nicht abschlagen und einem Sterbenden diesen letzten Trost nicht

verwehren konnte. Er gewährte, daß Vater und Geliebte eine halbe Stunde in dem Kerker des Deliquenten zubringen dürften, daß Pater Anselm dem armen Sünder durch geistlichen Zuspruch beystehen dürfe bis zum letzten Hauche. — „Gnade kann ich hier nicht ausüben," sagte er, „denn ich habe meine gemessenen Befehle — aber das kann ich Euch erlauben, daß Ihr Eurem Sohn und Geliebten den Tod, den er um Kaiser und Reich verdient, erleichtern möget." Ein schriftlicher Vorweis wurde ihnen eingehändigt und so schwankten Magdalene und der tiefgebeugte Vater, in Begleitung des Paters, dem Gefängnisse zu. „Entsetzlicher Gedanke!" jammerte Magdalene, „keine Gnade, keine Rettung! schrecklicher Tod durch Henkershand!" „Seyd gefaßt, Jungfrau!" erwiederte Hafner, „mein Sohn stirbt nicht durch Henkershand!" „Wie?" rief Magdalene aus, und ein Funke von Hoffnung belebte sie, „wie? Vater, was sagt Ihr, habt Ihr Mittel ihn zu retten?" „Ich habe sie," sprach dumpf vor sich hin der Greis. „Könnt Ihr ihn retten? und sicher machen vor seinen Henkern?" frug in höchster Aufregung Magdalene weiter. „Ich werde es!" engegnete der alte Vater. — So kamen sie an der Thüre des Falkenthurms an, die Glocke ertönte, die eiserne Pforte öffnete sich, und auf Vorweis der kaiserlichen Legitimation führte man sie nach dem Kerker des armen Sünders.

In seinem dunklen Kerker saß Karl Hafner, ergeben in sein Schicksal und in den Willen des Herrn. Ein Franziskanermönch war schon einen Tag und eine Nacht

durch bey ihm, und bereitete ihn vor für das letzte Stündlein, das nun so bald für ihn schlagen sollte. Oft wohl hatte der arme Karl an seinen alten Vater, an seine Heimath — an seine Magdalene gedacht — ach! wie sehnte er sich nach seiner Magdalene! und doch schrack er im Innersten seiner Seele zusammen, gedachte er, daß sie in diesen letzten Tagen vor seinem Tode eintreten könnte in seinen Kerker. Sie wird doch noch glücklich werden, sprach er oft für sich, sie wird, wenn ich längst vermodert bin in ungeweihter Erde, wohl noch einen Mann finden, der ihren ganzen Werth erkennt, dem sie, wenn auch nicht in der Gluth der ersten Liebe, aber dennoch in der Reinheit ihrer schönen Seele, herzlich zugethan seyn wird, sie wird noch glücklich werden! — Aber so oft er sich durch diese Gedanken stärken und ermuthigen wollte, so traten doch immer Thränen in seine Augen und er sah oft aus dem vergitterten Fenster hinauf in den sternenreichen Himmel mit klopfender Brust; denn welches jugendliche, treu liebende Herz erbebet nicht bey dem Gedanken, das Mädchen seiner Liebe dereinst verloren, und in fremden Armen zu wissen. Der ehrwürdige Franziskanermönch hatte bald in das Herz des Jünglings geschaut; kein Falsch und Hehl wohnte in demselben — er war kein Bösewicht — sein Verbrechen war die Liebe zu seinem Vaterland. Ach! diese Liebe zum Vaterland, dieses heilige Gefühl, das nur von dem Göttlichen ausgehen kann, wurde und wird auch in jetziger Zeit so oft verkannt, so gleichgiltig von eben denjenigen, welche sie am

ersten erkennen sollten, aufgenommen. Aber den wahren Freund der heimathlichen Erde belohnt dieß eigene Gefühl am schönsten, denn es ist ihm eine angeborne Seligkeit, die ihm kein Fürst der Welt mit allem Tand der gewöhnlichen Flitterherrlichkeit dieses Lebens vergelten kann. —

Bereitet zum Tode sah Karl mit Seelenruhe dem letzten Augenblick entgegen. Man hatte ihn seiner Fessel entledigt, denn nach altem Gebrauch wurde in den letzten drey Tagen ihm alles gewährt, was er wollte. So saß er am Vorabend seiner Hinrichtung neben dem Pater und hörte aufmerksam auf seine Tröstungen, auf seine Ermahnungen. Da rasselten die Schlösser der eisernen Vorthüre, das letzte fiel, die Thüre ging knarrend auf und, o namenloser Schmerz! der alte Vater trat in die Henkersstube seines Sohnes. — Beynahe hätte Karl die Fassung verloren, die während der Zeit seines Prozesses nicht von ihm gewichen war. „Vater! guter alter Vater!“ rief er, „warum kömmst du noch zu mir, um dir und mir die Stunde des Scheidens so unendlich schwer zu machen.“ — „Ich komme,“ entgegnete Christoph, „dich noch einmal zu segnen, dich zu fragen, ob du bereitet bist zu sterben, wie es einem frommen Christen zukommt?“ „Ich bin es, Vater!“ sprach Karl, „ich bin es, denn ich sterbe für mein Vaterland!“ — Da ging die Thüre noch einmal auf, und Pater Anselmus, der Lehrer seiner ersten Jugend trat in den Kerker. Ein schmerzliches Lächeln zuckte um Karls Mund, er riß sich aus den Armen seines Vaters

und ging dem Chorherrn entgegen. „Seyd mir gegrüßt, ehrwürdiger Herr!“ sprach er mit nassen Augen, seyd mir gegrüßt! — Was trieb Euch aus Eurer stillen Probstei herauf nach München? Kommt Ihr meinetwegen, so bedaure ich Euch — denn hier wohnt nur Jammer und Elend, und weht die eisige Todesluft. Ich glaubte nicht,“ setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „ich glaubte nicht, als ich schied von Euch am Vorabend des heiligen Christtages, daß ich so Euch wiedersehen werde!“ — „Ich will dir beystehen, mein geliebter Sohn,“ erwiederte, ergriffen über das Schicksal des Jünglings, der regulirte Chorherr, „ich will bey dir bleiben bis zum letzten Augenblick.“ — Da knarrten die Angeln der Thüre zum dritten Male. Mit verhülltem Gesichte schwankte eine weibliche Gestalt herein. Sie warf den Schleyer ab, und als das matte Auge aufgeblickt, sank sie mit dem Rufe „Karl! mein Karl!“ zu Boden. Es war ein schrecklicher Augenblick. Der alte Christoph hielt die Hände vor dem Gesicht, er hatte keine Thränen; Pater Anselmus und der Franziskaner standen im Hintergrund des Kerkers und beteten leise — und Karl Hafner hielt die ohnmächtige Magdalene in seinen Armen und blickte bewußtlos empor an die Decke seines finstern Kerkers. Es bedurfte einer langen Pause, bis sich die Kinder des Unglücks gefaßt hatten. — „Magdalene!“ sprach endlich Karl, „was thust du dir und mir den unendlichen Schmerz an und kömmst hieher zu mir, der ich denn doch verloren bin für dich und dieses Leben!“ — Magdalene

weinte. — Der gütige Gott schenkte ihr Linderung in diesem Augenblick, es waren seit langem die ersten Thränen — sie flossen reichlich über ihre Wangen. — „Laß mich weinen, mein Karl!" schluchzte sie — „laß mich ausweinen an deinem Herzen — o es ist schrecklich! — schrecklich!" — Und sie weinte fort und alles schwieg und ehrte ihren Schmerz, denn er war gerecht und unaussprechlich. — Als die Thränen der armen Jungfrau versiegt und die wenig gegönnten Augenblicke verschwunden waren, mahnte zuerst der alte Christoph zur Fassung und Ruhe. Er segnete seinen Sohn, küßte ihn und nahm den zärtlichsten Abschied, den vielleicht je ein Vater von seinem Sohne genommen. „Sey guten Muthes," lispelte er leise ihm zu. „Karl! du stirbst nicht durch Henkershand!" Er drückte ihn heftig an seine Brust, dann nahm er Magdalenens Hand und legte sie in die Hand seines Sohnes. „Erschwert Euch nicht den letzten Augenblick," sprach er, „scheidet als Christen, in der Hoffnung des Herrn, daß Ihr Euch wieder findet — dort — wo keine Thräne ist." — — Und Karl und Magdalene schieden! — Sie hielten sich lange umschlungen, ihre von Jammer und Schmerz erbleichten Lippen hingen stumm an einander. „Karl!" rief Magdalene! „dort oben, wo der Stern des Abends blinkt, finde ich dich!" „Dort harr' ich dein," entgegnete der blasse Jüngling, dort komm' ich dir dereinst entgegen. Doch erfülle meine letzte Bitte! — Wenn sie mich morgen ausführen auf dem Karren," fuhr er mit schwankender Stimme fort — „so bleibe zu Hause bey der

Muhme. Bete für meine arme Seele und tröste dich, denn bey meinem Glauben an eine Ewigkeit! mein Geist wird dich stets umschweben! — Dort wo der Stern des Abends blinkt" — — da sanken seine Kräfte — er glitt langsam an Magdalenens Seite weg, zu Boden. „Jetzt ist der Augenblick! Magdalene folgt mir!" rief der alte Christoph. Aber die Jungfrau schwankte wie ein schwaches Rohr, sie schien zu sinken, da ergriff sie der alte Hafner und Pater Anselmus, und beyde trugen das bleiche Mädchen aus dem Kerker. In der Stube der Gefängnißwärter kam die Arme erst zu sich. Der tiefgebeugte Greis führte sie nach Hause, Pater Anselm aber kehrte zu Karl zurück und nahm die Stelle des Franziskaners ein. Schon neigte sich der Tag seinem Ende — die nächste Morgensonne sollte zum letzten Mal für den armen Karl heraufsteigen in ihrer Gluth aus dem freundlichen Osten. —

Nach einem kurzen aber erquickenden Schlummer erwachte Karl. Pater Anselmus saß vor seinem Lager und betete leise. „Verzeiht, ehrwürdiger Herr! daß ich einschlummerte," sprach er, „aber wahrlich ich bin müde an Leib und Seele, und es ist Zeit, daß sich nun Alles mit mir endet." — „Seht," fuhr er fort und trat an das kleine Fenster — „seht, der Tag bricht an — gelobt seyst Du, mein heiliger Gott! es ist der Tag der Vollendung!" — Er sah lange vor sich hin, sein ganzes Leben mit all' den Hoffnungen, die er sich von demselben einst in glücklichen Träumen machte, zog vor seiner Seele vorüber. — „Arme Magdalene!" sagte er still für sich, „dein Leiden ist größer denn meines! — Armer Vater! wo wirst du jetzt seyn? wer wird dir einst statt mir die müden Augen zudrücken?" Pater Anselm hatte die letzten Worte gehört, er trat zu dem Jüngling und sprach: „Getröste dich, mein Sohn! dich begleitet der Segen und die Liebe deines Vaters in jene Welt — er selbst folgt dir bald!" — Unter traurigen

Erinnerungen und milden Tröstungen vergingen die letzten Stunden. Um 9 Uhr marschirte eine Compagnie kaiserlicher Grenadiere unter Commando des Hauptmanns Wilani vor dem Falkenthurm auf. Zur Ehre der Einwohnerschaft Münchens sey es gesagt, die Straßen der Stadt blieben leer, die Bürger, welche offenes Gewerbe hatten, ließen ihre Läden geschlossen. Gegen 10 Uhr fuhren drey Karren vor. Die fünf bayerischen Landesvertheidiger wurden aus ihren Kerkern geholt. Karl Hafner war mehr ergriffen in dem Augenblick, als er es je war in der letzten Zeit. Er sank vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und betete stille, dann ergriff er die Hand des Pater Anselm und sprach mit zitternder Stimme: „Begleitet Ihr mich wohl bis zur Richtstätte, ehrwürdiger, väterlicher Freund meiner Jugend?“ — „Ich werde es, mein Sohn!“ entgegnete der Chorherr und gab dem Jüngling das Crucifix in die Hand. Unter der Thüre des Falkenthurms, wo das Carré der Grenadiere aufgestellt war, trafen die fünf Gebirgsländer zusammen. Sie hatten sich seit dem blutigen Kampfe am rothen Thurm nicht mehr gesehen. Karl lächelte mit unendlicher Wehmuth, als er den alten Wagner von Lengries erblickte. „Wir gehen einen Weg, Brüder Hafner,“ sagte der Greis, „Gott tröste dich und mich!“ — „Amen!“ erwiederten die übrigen und bestiegen, umgeben von kaiserlichen Bütteln und Schergen, die bereit stehenden Karren. Langsam ging der Zug durch den Einlaß nach den Feldern von Sendling. Niemand aus der Stadt folgte dem Henkerszug, selbst der Troß der Gassenjungen verkroch sich, als die kaiserlichen Henker mit ihren Opfern des Weges zogen. — Vier Köpfe waren von ihren Rümpfen geflogen. — Da wurde das letzte Opfer, der jüngste der armen Sünder, der arme Karl Hafner unter dem Schaffot hervor und auf dasselbe geführt. Pater Anselmus blieb ihm zur Seite und geleitete ihn tröstend und hilfreich hinauf über die

glühenden Stufen. „Grüßt — Magdalene — meinen Vater!“ lispelte Karl, als die Büttel ihn auf den Stuhl hoben. — Da schwang der Scharfrichter das kurze Schwert — „erlöse uns von allem Uebel, Amen!“ betete laut der Chorherr — und in dem Augenblick fiel ein Schuß. — Karl Hafner, durch die Mitte des treuen Herzens getroffen, sank todt von dem dreybeinigen Stuhle. Erschreckt ließ der Scharfrichter das Henkersschwert fallen. — Allgemein war die Ueberraschung — man konnte sich den Vorfall nicht erklären; als aber die kaiserlichen Grenadiere, rechts und links das Terrain durchstrichen, fanden sie, 50 Schritte von dem Schaffotte entfernt, einen alten Oberländer todt auf der Wiese. Ein frisch abgeschossener Stutzen lag ihm zur Seite. Es war der alte Christoph Hafner — er hatte seinen eigenen Sohn herabgeschossen von der Henkersbühne, er hatte ihn einem schmählichen Tod durch die kaiserlichen Henker entrissen. Aber auch ihn, den treuen redlichen Vater führte ein Schlagfluß, durch die unerhörte That herbeygeführt, seinem lieben Karl nach in die Gefilde einer bessern Welt — wo beyden der Lohn ihrer Treue zu Fürst und Vaterland, der Lohn für ihre gegenseitige Liebe nicht entgehen konnte. — Die beyden Leichname wurden außerhalb der Kirchhofsmauer verscharrt, Hauptmann Wilani, Augenzeuge dieser seltenen Begebenheit, verließ mit seinen Grenadieren tief erschüttert den Richtplatz.

Am Abend dieses schauervollen Tages stand eine tiefgebeugte Gestalt an der Klosterpforte auf dem Anger. Es war Magdalene, die unglückliche Tochter des Silberschlägers Herbert. Sie hatte in unendlicher Todesangst diesen Tag durch vor dem Bilde der heil. Jungfrau gebetet. Hier in dem stillen Kloster suchte sie Ruhe, aber erst nach zweyen Jahren fand sie dieselbe, da sie, als Schwester Sophie, am gebrochenen Herzen geschieden war. — Sie starb, ein Bild weiblicher Schönheit und Tugend, in einem Alter von 21 Jahren.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Destouches, Ulrich <<von>>,

Erzählungen und Gedichte

Bd.: 1

München 1839

P.o.germ. 1821 t-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124835-7